e. ig 2vol

Ie ne fay rien
sans
Gayeté
(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin

Reise durch Nord-Brasilien.

Erster Theil.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Reise durch Nord-Brasilien

im Jahre 1859.

Von

Dr. Robert Avé-Lallemant.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

Vorwort.

Die schützende Hand der Vorsehung hat mich wohlbehalten im October des vergangenen Jahres wieder in meine Vaterstadt zurückgeführt. Ich fand bei meiner Heimkehr die Darstellung meiner Reise durch Süd-Brasilien, von der ich das Manuscript im December 1858 von Rio-de-Janeiro fortgeschickt hatte, bereits gedruckt vor, sodaß ich nur noch die letzten Bogen selbst durchsehen konnte, bevor das Ganze der Oeffentlichkeit übergeben ward.

Kaum ein anderes als das meiner Südreise vorangeschickte Vorwort habe ich dieser Nordreise vorzusetzen. Es ist die wiederholte Bitte um Nachsicht für die Darstellung eines Hospitalarztes, der nimmer auf den Namen eines Naturforschers, sei es Zoologen, sei es Botanikers oder Mineralogen, Anspruch macht. Indem ich nun auf die beanspruchte Nachsicht rechne, habe ich auch diesmal den Text, wie ich ihn auf der Reise selbst, in Bahia, in Canavieiras und an den dortigen Flüssen, später in

Pernambuco und Maceio, in Pará, in Manáos und Tabatinga an der peruanischen Grenze zusammenstellte, unverändert gelassen und eben nur einzelnes in die einmal aufgeschriebenen Zeilen hineincorrigirt. Namentlich sind meine Schilderungen des Amazonenstroms ganz unverändert die, wie ich sie am „Strom der tausend Inseln" in seiner 500 geographische Meilen langen Ausdehnung von Pará bis Tabatinga gleich niederschrieb, geblieben. Der nordische Winter, in welchem ich meine Skizzirungen vom mächtigen Flusse wieder durchsah, wollte mich nicht begeistern zu lebhaftern Darstellungen südamerikanischer Tropenbilder unmittelbar am Aequator. Vieles hierher Gehörende muß ich für spätere Zeiten mir aufbewahren.

So würde ich denn getrost und freudig die hier zusammengestellten Blätter der Oeffentlichkeit übergeben, wenn ich nicht noch einmal auf ein sehr ernstes Erlebniß meiner Reise zurückblicken müßte.

Im ersten Theil meiner südbrasilianischen Reise hatte ich die Freude, ein unbefangenes Bild geben zu können vom fröhlichen, lebensfrischen Gedeihen einer deutschen Colonie mit freien, von keinem Knechtsverhältniß, von keiner Privatspeculation eines Unternehmers gedrückten Ansiedlern. Im ersten Theil meiner vorliegenden Reisedarstellung mußte ich leider eine ganz entgegengesetzte Zeichnung geben, das Verkommen zahlreicher Auswanderer in den allerelendesten Verhältnissen an einem Küstenflusse im südlichen Theile der Provinz Bahia, am Mucuri, das traurige Resultat einer Actienspeculation.

Ich habe, um einigen bethörenden Verlockungsbriefen aus

jener Gegend zuvorzukommen, schon einmal in einem kleinen Hefte, welches im Jahre 1859 in Hamburg gedruckt ward, die traurigen Erlebnisse an jenem Flusse erzählt und hätte es für unnöthig gehalten, noch einmal darauf zurückzukommen, wenn ich nicht von der Abwickelung des Trauerspiels in hohem Grade überrascht worden wäre. So mußte ich es denn noch einmal erzählen zur Aufklärung der Wahrheit, zur Warnung vor leichtsinniger Auswanderung und zur Strafe denen, welche an der schweren Sünde mitgeholfen, und denen, welche sie ungestraft haben hingehen lassen.

Mit Ernst wende ich mich an die hohen Regierungen unsers deutschen Vaterlandes und bitte sie dringend, sie wollen sich das Schicksal der nach Brasilien auswandernden Deutschen angelegentlichst anempfohlen sein lassen.

In allzu scharfer Auffassung haben schon, wenn ich nicht irre, unter dem Vortritt des Königreichs Baiern verschiedene deutsche Staaten das Auswandern nach Brasilien geradezu verboten; viel richtiger hat ein hohes preußisches Handelsministerium unter dem 3. November des verflossenen Jahres sehr ernste Maßregeln getroffen gegen das concessionirte Anwerben von Menschen für Brasilien; aber solange sich in Brasilien Privatspeculanten finden, welche für ihre absterbenden Sklavenkräfte sich mit deutschen Auswanderern rekrutiren wollen, solange irgendwelche Art von Seelenverkäuferei in Deutschland nicht mit den allerschwersten Strafen belegt wird, solange werden immer noch viele von unsern einfachen und selbst einfältigen Landsleuten verlockt und nach Brasilien zu Privatzwecken verkauft werden, zumal wenn von drüben her

Lockbriefe und mit vielen Namen unterschriebene Glückseligkeitserklärungen einlaufen und von der Presse veröffentlicht werden, — Lockbriefe, welche „ganz freiwillig auf freundliche Einladung des Colonieunternehmers" geschrieben werden, — Glückseligkeitserklärungen, deren Unterzeichner größtentheils die Stunde verfluchen, wo sie sich verlocken ließen und in das fremde Land hinüberzogen, oder die allerdings vom Speculanten gut gehalten werden, weil sie bei einer gewissen Erziehung gut schreiben können zu Gunsten der Colonieunternehmung und für Geld und Versprechungen vortreffliche Lockvögel abgeben. Ja so weit geht das Legen solcher Fallstricke, daß man es schlauerweise verstanden hat, in einigen Coloniespeculationen Leute zu Viceconsuln von einzelnen Regierungen ernannt werden zu lassen, die selbst in der alleruntergeordnetsten Abhängigkeit von dem Unternehmer solcher Speculation stehen und, wenn sie nicht ihr gutes Brot verlieren wollen, zur Heranlockung und Knechtung ihrer eigenen Landsleute mithelfen müssen und hinterher officiell von deren Wohlergehen melden mögen.

Solange alle diejenigen, welche als Staatslenker das Wohl und Wehe Brasiliens in Händen haben, nicht mit ganzem, heiligem Ernst allen Privatspeculationen, in denen leichtgläubige Einwanderer und mit ihnen der Ruf Brasiliens dem Auslande gegenüber zu Grunde gehen, in den Weg treten, — solange es namentlich den brasilianischen Regierungsagenten in Deutschland nicht auf das strengste geboten wird, zur Heranziehung von Auswanderern für Privatunternehmungen nicht zu helfen, — solange es ihnen nicht zur

Pflicht gemacht wird, officiell vor solchen zu warnen, zumal wenn diese Privatunternehmungen in Gegenden angefangen werden, in denen bei notorischer oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusetzender Ungesundigkeit das Leben deutscher Einwanderer im höchsten Grade gefährdet ist, — solange wird kein frisches, freies deutsches Einwanderungselement in Brasilien gedeihen. Viel besser ist es, man segle wieder nach der Küste von Afrika und verschwägere sich wieder mit Mozambique, Loanda und Inhambana, wie das allerdings kürzlich in der brasilianischen Presse mit vielem Feuer wieder vorgeschlagen worden ist. Viel besser Sklavenhandel, als die Betrügerei gegen arme, deutsche Auswanderer.

Der Umstand, daß ich die Durchsicht meiner „Reise durch Süd-Brasilien" nicht selbst vornehmen konnte und daß bei meiner allerdings ziemlich schlechten Handschrift manche naturhistorische und geographische Benennungen nicht genau bestimmt werden konnten, ist Ursache geworden, daß sich in jenem Text manche Fehler vorfinden, von denen mir die folgenden am meisten in das Auge fielen:

Bd. I, S. 18, Z. 11. Die kleinen Seebewohner heißen Copepoden, nicht Coyepoden. S. 25 wollte ich die Wandelbarkeit menschlicher Geschicke zeigen und schrieb: Bis auch der Katholicismus dort herausgeworfen ist, nicht herausgewachsen (Z. 7 v. u.), wie die protestantische Schildwache bekundet. S. 39, Z. 11 v. u., muß es Kalkhöhle statt Kalkseite heißen, und S. 41, Z. 8 v. u.,

Macroglossa statt Macroglorra. S. 54, Z. 12 v. u., ist aus der Carica eine Carcia geworden, S. 69, Z. 1 v. u., aus der Sterna eine Sterea. Auf S. 70 müssen die bei den Abrolhos-Inseln vorkommenden Thiere Copepoden, Aplysien und Balistes heißen. S. 84, Z. 4, schrieb ich allerdings Bertholletie, der Baum aber ist die ihm ganz nahe verwandte Lecythis ollaria. S. 86, Z. 7, der Morpho heißt Eurylochus. S. 106, Z. 7, lies Tillandsien statt Tillondsien; S. 109, Z. 2, Catraia statt Catraca; S. 113, Z. 9 v. u., carne secca statt secco. S. 119, Z. 1, lies Vaccacahy. S. 119, Z. 14 v. u., lies Bauhinien statt Businien, wie denn die Bauhinien mehrfach im Verlauf der Reise falsch gedruckt sind.

Und endlich lies S. 123, Z. 3 v. u.: Pontederien
" 124, " 11 v. u.: Bombacee
" 148, " 8 v. o.: Waldleiche
" 149, " 9 v. o.: Ferrador
" 184, " 4 v. o.: Scheeren
" 187, " 4 v. o.: Bom Martinho pescador
" 225, " 1 v. o.: Teguirin
" 243, " 7 v. o.: Bomba
" 346, ein für allemal: Itaqui
" 415, Z. 15 v. o.: Cäsalpinien
" 439, " 3 v. o.: Epidendren
" 440, " 7 v. o.: Malpighien
" 440, " 12 v. o.: Jussiena
" 485, " 4 v. o.: Lagoa dos Quadros

Auf S. 148 und 449 ist ein zoologischer Irrthum: der Ferrador ist ein Procnias.

Bd. II, S. 3 und später: das Dampfschiff hieß Imperador. S. 20, Z. 6, ist wol nicht Grauwacke, sondern Diorit mit Granit zusammenhängend.

S. 22, Z. 1 v. u., lies: Biguassu
" 35, " 3 v. o., l.: Dr. Vieira
" 41, " 18 v. o., l.: Itajahi
" 41, " 6 v. u., und später immer: Fregueste
" 48, " 16 v. u., l.: Baranco (S. 50, Z. 12, ebenfalls)
" 55, " 17 v. o., l.: Esfriador
" 77, " 13 v. u., l.: terrea
" 86, " 13 v. u., l.: Coutinho
" 109, " 2 v. u., l.: mannhaft
" 130, " 7 v. o., l.: feyao nicht eingeklammert, noch besser: feijão
" 157, " 2 v. o., l.: Cachoeira
" 260, " 4 v. u., l.: Passa-dois
" 261, " 16 v. o. Hier fehlt eine Zeile. Es muß etwa heißen: „Ich ging den Rio-das-Tejucas-Grandes hinauf und hinab, dann den Itajahi hinauf bis zu seinem Salto." Denn am Rio-das-Tejucas ist kein Salto von mir besucht worden.
" 266, " 9 v. u., l.: Ibis (plumbeus?)
" 267, " 12 v. u., l.: Anú
" 270, " 13 v. u., l.: Dilatation
" 280, " 14 v. u., l.: Tinnamu
" 283, " 14 v. u., habe ich Euterpe edulis statt Euterpe oleracea gesagt.

S. 286, Z. 11 v. u., l.: Jacutinga
" 304, " 8 v. o., l.: Rio-Bonito
" 304, " 5 v. u., l.: leuco- statt: lumo-
" 309, " 7 v. o., l.: Wir kauften für sie
" 333, " 10 v. o., l.: Ledum
" 375, " 10 v. o. Die alte Mission am Uruguay heißt S.-Borja, und nicht Sta.-Borja; so muß sie auch im ersten Bande immer S.-Borja genannt werden.
" 426, " 7 v. u., muß das Zeichen " nicht nach Sova e tronco, sondern vorher, nach spannen stehen. Sova e tronco, Prügel und Block, war mein Zusatz.

Für alle diese Irrungen, die mir schon beim flüchtigen Durchsehen meiner „Reise durch Süd-Brasilien" in das Auge fielen, und andere, die ich vielleicht nicht bemerkt und angemerkt habe, bitte ich meine geneigten Leser sehr um Nachsicht. Hoffentlich ist es mir gelungen, im vorliegenden Text ähnliche Unzulänglichkeiten zu vermeiden.

Lübeck, im Februar 1860.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erster Abschnitt.

Die Provinz Bahia.

Erstes Kapitel.

Abreise von Rio-de-Janeiro auf dem Dampfboot Parana. — Ankunft in Bahia. — Allgemeine Ansicht der Stadt. — Die Neger von Bahia. — Die Vegetation um die Stadt. — Die Umgegend von Bahia. — Rio-Vermelho. — Fahrt nach S.-Amaro. — Zuckerplantagen. — Der 2. December in Bahia. — Oper. — Procession. — Behandlung der Soeurs de charité in Bahia. — Einiges über die sittlichen Zustände der Stadt 3

Zweites Kapitel.

Besuch einiger bemerkenswerther Flüsse der Provinz Bahia. — Der Paraguassu und Cachoeira. — Die Plantage Victoria. — Die Bucht von Camamú. — Ein Tag in Ilheos. — Canavieiras. — Fahrt auf dem Rio-Pardo. — Die Stromschnellen des Prejuizo und Funil. — Die Weihnachtstage im Paraiso do Ribeiro-Verde bei dem Oberstlieutenant Augusto Frederico Vasconcellos de Souza Bahianna. — Rückkehr nach Canavieiras. — Belmonte. — Fahrt auf dem Jequitinhonha bis Gene-

Seite

bra. — Der Ingenieuroberst Innocencio Velloso Pederneiras. — Poassu. — Ein Abenteuer im Kanal von Poassu. — Nochmals Canavieiras 55

Drittes Kapitel.

Möglichkeit und Nothwendigkeit eines directen Verkehrswegs zwischen der Provinz Minas und dem Ocean. — Abreise von Canavieiras. — Sta.-Cruz und die Entdeckung von Brasilien. — Porto Seguro. — Caravellas. — Villa-Viçoza. — Abendritt längs der Küste. — S.-Jozé do Porto Alegre an der Mündung des Mucuri. — Eine Auswanderergruppe. — Fahrt auf dem Mucuri bis Sta.-Clara 161

Viertes Kapitel.

Die Colonisation von Sta.-Clara am Mucuri bis Philadelphia am Rio-de-Todos-os-Santos. — Aufenthalt in Philadelphia. — Rückkehr nach Sta.-Clara. — Die Noth der Auswanderer und mein Bleiben bei ihnen. — Wälder und Botocuden. — Zurüstungen zur Rückkehr nach der Mündung des Mucuri. — Unverhoffte Ankunft des Kriegsdampfboots Tieté mit dem Bevollmächtigten Lachmund, und viele Hülfe in großer Noth. — Rückkehr nach Rio-de-Janeiro auf dem genannten Kriegsschiff 211

Fünftes Kapitel.

Weitere Entwickelung der Mucuri-Vorfälle in Rio-de-Janeiro 318

Zweiter Abschnitt.

Die Provinz Pernambuco mit Alagoas und Sergipe.

Erstes Kapitel.

Abfahrt von Rio-de-Janeiro auf dem Dampfboot Cruzeiro do Sul. — Ein Tag in Bahia. — Fahrt nach Maceio. — Einige Stunden auf der Rhede daselbst. — Fahrt nach Pernambuco. — Ansicht der Stadt. — Olinde 339

Seite

Zweites Kapitel.

Ausflug nach der Provinz Alagoas. — Die Hauptstadt Maceio. — Fahrt nach der Stadt Alagoas. — Ritt durch einen Theil der Provinz nach Penedo. — Die Tabuleiros von Alagoas. — Der Rio-de-S.-Francisco. — Fahrt nach Pão de Assucar. — Ritt durch den Sertão nach den Fällen von Paulo Alfonso. — Rückkehr nach Penedo. — Piassabuçu 363

Drittes Kapitel.

Ausflug nach der Provinz Sergipe. — Fahrt nach Aracaju am Rio-Cotinguiba. — Maruim. — Rückkehr nach Penedo und Maceio. — Nach Pernambuco 422

Erster Abschnitt.

Die Provinz Bahia.

Erstes Kapitel.

Abreise von Rio-de-Janeiro auf dem Dampfboot Parana. — Ankunft in Bahia. — Allgemeine Ansicht der Stadt. — Die Neger von Bahia. — Die Vegetation um die Stadt. — Die Umgegend von Bahia. — Rio-Vermelho. — Fahrt nach S.-Amaro. — Zuckerplantagen. — Der 2. December in Bahia. — Oper. — Procession. — Behandlung der Soeurs de charité in Bahia. — Einiges über die sittlichen Zustände der Stadt.

Eine Reihe von schriftlichen Arbeiten, Correspondenzen und Besprechungen hatte mich genöthigt, meine Abreise von Rio-de-Janeiro, wohin ich am 2. October 1858 aus den Südprovinzen von Brasilien zurückgekehrt war, zu den Norddistricten des genannten Landes bis weit in den November hinein aufzuschieben, wie sehr es auch meine Absicht im Anfang war, gleich nach meiner Rückkehr aus dem Süden in fast ununterbrochener Reise die dem Aequator näher gelegenen Ländergebiete zu besuchen.

Desto sorglicher konnte ich vom Marquis von Olinde, dem damaligen Ministerpräsidenten, mit Empfehlungen an die Präsidenten derjenigen Provinzen, deren mehr oder minder ausgedehnter Besuch mir besonders wünschenswerth er-

schien, versehen werden. Nützliche Briefe von Theophilo Benedicto Ottoni, welche mir den Besuch des Mucurifluſſes und seiner bemerkenswerthen Colonien bis in die Provinz Minas-Geraes hinein erleichtern sollten, erhielt ich ebenfalls, sowie eine Reihe von Empfehlungen von seiten des Barons von Mauá, welche mich auf meiner Fahrt längs des Amazonenstroms hülfreich geleiten sollten. Dazu verdankte ich noch eine Menge Empfehlungsschreiben für die kleinern Provinzen von Sergipe und Alagoas meinem lieben, edeln Freunde Cansançao de Sinimbu, welcher in letzterer Provinz geboren, dort das unbedingteste Ansehen besitzt und mit vollem Recht der Stolz seiner Heimatsgegend ist.

So ging ich denn am Morgen des 21. November, einem Sonntage, an Bord des Parana, eines der Dampfboote der Companhia Brazileira dos paquetes de vapor, welches brausend und zischend nicht weit vom Fort von Villegagnon mitten in der Bucht lag, um seine Passagiere aufzunehmen und sie nach den verschiedenen Häfen der Nordprovinzen von Brasilien zu bringen. Nicht weit vom Parana lag der schlanke Dampfer Princeza de Joinville ebenfalls unter vollem Steinkohlenqualm, um die Packetfahrt nach dem Süden einzuhalten. Beide stattliche Fahrzeuge und das Kommen und Gehen vieler kleiner Boote brachten am schönen Morgen inmitten der großartigen Naturscenerie eine wundervolle Wirkung hervor.

Es schlug zehn Uhr. Unser Parana eröffnete den Marsch; unmittelbar folgte ihm die Prinzessin von Joinville. In ungebändigtem Fluge sausten beide Schiffe unter den Steinwällen von Sta.-Cruz und dem berühmten „Zuckerhut" hindurch und eilten dem Meere zu, wo sich beide Fahrzeuge sogleich trennten. Die Prinzessin von Joinville ging südlich und südwestlich, unser Parana fast gerade östlich gegen das Cap Frio hinwärts.

Und nun muß ich der obengenannten Dampfschiffahrts-Compagnie, die ich bei Gelegenheit meiner Abreise von Rio-de-Janeiro nach Rio-Grande tadeln mußte, eine kleine Lobrede halten. Gerade in denselben Tagen, in welchen ich von Rio nach Bahia ging, ließ sie ihre beiden alten Dampfboote Imperador und Imperatriz, auf denen ich mich bei Gelegenheit meiner südbrasilianischen Reise hinreichend gelangweilt und geärgert hatte, in öffentlicher Auction verkaufen, sodaß man jetzt von der angedeuteten Compagnie sagen kann, sie besitze eine Reihe guter, ja ausgezeichneter Dampfschiffe, wie sehr auch der Ankauf derselben die Geldmacht der Gesellschaft erschüttert haben mag.

Mindestens gut, und gewiß recht gut zu nennen war denn auch unser Paranadampfboot, 190 Fuß lang, von 240 Pferdekraft, mit guten Räumlichkeiten und höchst angenehmem Verdeck versehen, sodaß die 50 Passagiere — so groß mochte unsere Zahl wol sein — vollkommen Platz fanden und sich ungehindert auf und ab bewegen konnten. — Auch war unser Commandant Torrezão ein ebenso anständiger wie nautisch tüchtiger Seemann.

Ganz besonders angenehm war mir unter den Mitreisenden der neue Präsident der Provinz von Para, der Oberst Frias de Vasconcellos, der mit seiner Familie und einigen neuen Angestellten zu seinem Bestimmungsort abging, und der so wohlerzogene Doctor Pinheiro des Vasconcellos — kein Verwandter des genannten Obersten — mit liebenswürdigen, zu seiner Familie gehörenden Damen, und dazu noch einige junge Ehepaare, alles Leute von der besten Erziehung, sodaß unsere Reise gleich von vornherein höchst angenehm zu werden versprach.

Und in der That war sie das anfangs auch vollkommen. Kaum bemerkbar schwankte der Dampfer auf und nieder; das Meer war tiefblau unter wolkenlosem Himmel, und die

herrliche Felsenküste nördlich von uns prangte im reinsten Naturschmuck ohne allen Dunstschleier; ja ich selbst hatte die Vorufer von Rio-de-Janeiro noch nie so klar und in so scharfen Umrissen gesehen wie am Morgen des 21. November. Es fühlte sich kein Mensch seekrank; eine allgemeine Heiterkeit herrschte unter uns allen, und unser Verdeck glich eher einem Gesellschaftssalon als einem Schiffsdeck.

Gegen Abend indeß änderte sich die romantische Scenerie bedeutend. Ein leiser Zugwind aus Osten, der sich schon den ganzen Tag angedeutet hatte, ging, als wir uns dem Cap Frio näherten, in einen kräftigen Nordost über, dessen wellenerregende Gewalt durch die Vollmondsflut keineswegs gemindert ward. Da fing denn auch unser guter Dampfer, der sich übrigens ungemein leicht und angenehm auf den Wellen hob und senkte, stärker an auf- und abzusteigen, und eine fast allgemeine Seekrankheit jagte zuerst unsere lieben, guten Reisegefährtinnen und bald darauf ihre respectiven Ehemänner in die Kajüten und Kojen, sodaß der blasse Vollmond eine höchst klägliche Seekrankheitsscenerie beleuchtete. Allgemeines Jammern entstand; man nannte den Wind ungerechterweise einen Sturm, und mehr als einer äußerte den leisen Wunsch, wir möchten doch wieder umkehren, das Wetter wäre doch gar zu schlecht.

Und beinahe wäre dieser leise Wunsch in Erfüllung gegangen. Gerade um Mitternacht ging ein dröhnender Stoß durch das Schiff, nach einer Viertelminute ein ebenso heftiger, und plötzlich stand die Maschine still. Ohne Steuerung flog der Parana gewaltig auf und nieder.

Das gab eine tragische Nachtscene, die glücklicherweise eine tragikomische genannt werden konnte und kaum eine halbe Stunde dauerte. Am Steuer war von einer Sturzwelle eine kleine Havarie gemacht worden, deren Beseitigung jedoch sehr bald gelang, sodaß der Dampfer in voller Rüstigkeit, aber

immer nur unter einer Schnelligkeit von sechs Knoten, seinen Elementenkampf fortsetzen konnte, während sich auch die Gemüther der Passagiere wieder beruhigten.

Doch sagte eine junge, hübsche Frau, die in jenem Schreckensmoment aus ihrem niedlichen Nachtcostüm offenbar schon ihr Todtenhemdchen gemacht hatte, bitterlich weinend: „Ach, hätte ich gewußt, daß die See so ist, ich wäre nie zur See gegangen!"

Nachdem wir das Cap Frio, welches fast immer schlechte Witterungslaunen hat, umschifft und weit hinter uns liegen hatten, verzog sich das Unwetter langsam und die See blieb leicht bewegt. Dazu stand uns der noch immer frische Wind entgegen, und selbst die brasilianische Nordsüdströmung machte sich in unangenehmer Weise bemerkbar, sodaß wir diesen verschiedenen Hindernissen in 24 Stunden an 38 englische Meilen Verlust in unserer Fahrt verdankten.

Ein gleiches, ja ein noch ungünstigeres Resultat von Stromversetzung hatte ich schon vor vier Jahren erlebt auf der französischen Galathée. Die Fregatte segelte zwischen den Abrolhos und Bahia und hatte in 24 Stunden einen vollen Breitengrad geloggt; aber die Mittagsbreite ergab nicht 15 geographische Meilen, sondern nur 4; die Strömung hatte uns in 24 Stunden 11 geographische Meilen verlieren machen. So scheint es denn allerdings wahr zu sein, daß diese Südströmung der andern Strömung, die von der Insel S.-Fernando de Noronha nordwestlich hinflutet, wenig und am Ende gar nicht an Heftigkeit nachsteht.

Doch ist sie für die Schiffahrt von bedeutend geringerer Wichtigkeit. Sie ruft höchstens Breitenirrungen hervor, welche viel leichter als Längenstörungen zu rectificiren sind. Bei jener Aequatorialströmung dagegen ist der Längenverlust höchst empfindlich, ein Verlust, der nur durch scharfes Aufsegeln am

Wind wiedergewonnen werden kann und häufig nur in sehr kümmerlichem Maße wiedergewonnen wird.

Am 24. November passirten wir mit unserm „Parana" auf 40 Faden Tiefe die eigenthümliche Inselgruppe der Abrolhos, ohne sie zu Gesicht zu bekommen; die Fahrt war vollkommen ruhig geworden und bot weiter keine Störungen dar. Und als wir am 26. November morgens ganz früh auf das Verdeck kamen, hatte der Commandant Torrezão seinen Dampfer schon zum Ankern gebracht vor dem stattlichen Bahia, ohne daß wir das schöne Schauspiel des Einlaufens in die Allerheiligenbai genossen hatten.

Wohl darf und muß ich Bahia stattlich und imposant nennen. Wirklich stattlich und imposant erschien es mir besonders vom Verdeck der ebengenannten französischen Fregatte, auf der ich mich am 10. Februar 1855, vom Süden kommend, zum ersten male der gewaltigen Bucht und Stadt nahte.

Die brasilianische Küste, die vom 8.° südl. Br., von der Stadt Pernambuco oder dem Cap des heiligen Augustin in ziemlich regelmäßiger Südwestrichtung verläuft, macht unter dem 13.° südl. Br. einen stumpfen Winkel, um dann fast rein südlich mit geringer Westneigung bis zum Cap Frio unter dem 24.° südl. Br. zu streichen.

Gerade in dem eben angedeuteten stumpfen Winkel befindet sich eine herrliche, viele Meilen breite und tiefe Bucht, welche an Flächeninhalt unerschrocken mit der Bai von Rio-de-Janeiro wetteifern kann. Weit thut sie sich den vom Süden kommenden Schiffen auf; leicht und sicher ist ihr Zugang; keines Lootsen Weisung, kein Baakensignal braucht den Kommenden den Weg zu zeigen. Doch liegt gleich südlich von dieser Einfahrt mitten im breiten Fahrwasser eine Sandbank, die auf ihren flachsten Stellen nur 15 Fuß Wasser enthält, sodaß größere Fahrzeuge ihr etwas ausweichen müssen. Zu

beiden Seiten der Bank aber ist tiefes, sicheres Fahrwasser, selbst für die größten Linienschiffe.

Die Westseite der Einfahrt ist von einer langen, ziemlich bedeutenden Insel gebildet, der Ilha de Itaparica, längs welcher die vom Süden kommenden Schiffe zu segeln pflegen beim Ein- und Auslaufen in Bahia. Die vom Norden kommenden Fahrzeuge dagegen segeln dicht um die östliche Landspitze herum. Als Wegweisung des Nachts dient ein prächtiges, etwa 20 englische Meilen südlich von Bahia liegendes Blickfeuer auf dem Morro de S.-Paulo. Der Eingang in die Bucht selbst wird von einem Leuchtthurm dicht am Strand bezeichnet.

Die Cidade de S. Salvador da bahia de todos os santos zieht sich nun gerade so lang an der Ostseite der Bucht hin wie ihr voller Name auf dem Papier.

Sie beginnt mit dem eben bemeldeten Leuchtthurm unten am Strand und auf einem Felsenvorsprung inmitten einer kleinen Strandfestung, gegen welche das Meer hoch aufbrandet. Gleich dahinter ragt das einsame Kloster oder die Kirche von S.-Antonio auf einem Vorsprung steil empor, während wieder unten am Strand die unbedeutenden Batterien von Sta.-Maria und S.-Diego die Einfahrt in die Bucht bestreichen. Auf der Höhe und in der Tiefe ist eine prachtvolle Palmenvegetation.

Diese ganze Südspitze von Bahia wird auch die Graça genannt nach einer kleinen, alten Kirche daselbst, welche noch aus den Zeiten der ersten Entdecker herstammt. An sie lehnt sich oben auf der Höhe des Ufers eine Kette von Landhäusern, prachtvollen Gärten, Plätzen und das Fort S.-Pedro an, während unten am Strand dann die eigentliche Stadt, die Unterstadt beginnt, ein schmaler, langer Stadtstreifen mit hohen Häusern, engen, schmuzigen Straßen und einem lebhaften Geschäftstreiben. Weithin zieht sie sich nach Norden

und Nordwesten und endigt hier in einer langen Reihe von Strandwohnungen, die sich allmählich bis zum fernen Bomfim und Montserrat verlieren.

Oben aber auf der lang sich hinerstreckenden Höhe liegt die obere Stadt, schroff herausragend aus dem untern Stadttheil, ein Gewirr von Häusern, Kirchen, Klöstern, ein Chaos von Gassen, Plätzen, Winkeln, Ecken und Querstraßen, die auf- und absteigen, und in deren Zusammenhang der Neuankommende erst mit der Zeit einige Ordnung hineinbringen kann.

Und wenn man nun landet in Bahia, so entspricht das sich in den Straßen umhertreibende Publikum ganz dem Gewirr der Häuser und Gassen — ja es mag wenig Städte geben, die so originell bevölkert sind wie Bahia. Wenn man nicht wüßte, daß diese Stadt in Brasilien läge, so möchte man ohne viel Bedenken darauf schwören, sie wäre die Hauptstadt von Afrika und Residenz eines mächtigen Negerfürsten, in welcher eine ganz reine weiße Population vom Ankömmling ganz übersehen wird. Alles scheint Neger zu sein, Neger am Strand, Neger in der Stadt, Neger im untern Stadttheil, Neger in den hochgelegenen Quartieren. Alles was rennt, schreit, arbeitet, schleppt und holt ist Neger, ja sogar die Droschkenpferde in Bahia sind Neger. Mir wenigstens erschienen die unvermeidlichen Tragsessel von Bahia, die Cadeirinhas, wie Cabriolete, an welchen die Neger Pferd spielen.

Kaum aber kann man eine köstlichere Form von Menschen sehen als diese Bahianeger, besonders die dort so häufigen Minaneger. Man stelle sich nur einmal dahin, wo am Arsenal der Hauptweg zur obern Stadt hinaufgeht, und warte, bis ein Negertrupp kommt, um ein schweres Faß oder eine Kiste in die obere Stadt hinaufzutragen. In der Mitte einer langen, elastischen Stange hängt die Last, welche je

nach der Schwere von vier bis acht Negern geschleppt wird. Dicht aneinander gedrängt unter der Stange bilden die pechschwarzen Männer die wundervollste Athletengruppe, die man nur sehen kann. Mit lautem Geheul und einer gewissen Kampfeswuth schreiten sie vorwärts. Der nackte Oberkörper trieft von Schweiß, alle Muskeln sind gespannt, gewölbt, hervortretend; die Fleischpartien der Schultern und Oberarme sind oft ideal schön; Michel Angelo hätte sie nicht kühner aus Marmor gehauen. Und dennoch ist in der so schönen Muskelentwickelung nichts Uebertriebenes. Nichts erinnerte mich eigentlich, wenn ich diesen Minanegern zusah, an einen auf seine Keule gestützten Hercules von Nemea, alles dagegen an einen Achilles und den Kämpfer der Faust Polydeukes.

Was mir besonders neben dieser schönen Muskelentwickelung auffiel, war die große Beweglichkeit der Gelenke, welche der Arbeit, selbst der schwersten, immer eine Art von Grazie aufdrückt. Fast ein Tanz ist das Schleppen einer Last, fast ein salischer Umzug die Fortbewegung bei der Arbeit. Sogar rhythmisch geschrien muß bei der Dienstleistung werden, die Brustmuskeln müssen mithelfen, wenn der Arm, die Hand trägt, der Fuß sich fortbewegen soll, sonst kann die Negerarbeit nicht gethan werden. Selbst ein gewisses Fratzenschneiden liegt tief begründet in der Muskelnatur der schwarzen Heloten.

Fast noch schöner als die Männer sind die Weiber der Negerklasse von Bahia. Als solche sind sie wirklich berühmt geworden. Und in der That kann man wol kaum irgendwo einen größern Formenreichthum finden als bei den Minanegerinnen von Bahia.

Sie haben den Oberkörper nur mit dem flatternden, weißen Hemde bedeckt, was eben weil es oben sehr weit offen ist, die eine Schulter und Brusthälfte ziemlich entblößt läßt.

Der Oberrand dieses Hemdes ist meistens mit weißen Zacken besetzt, und das ganze Hemd häufig von so diaphanem Stoff, und selbst dieser noch, zumal am Sonntag, mit so viel durchbrochener Stickerei geziert, daß die ganze schwarze Basaltbüste vollkommen durchschimmert und jegliche Form verrathen wird.

Glänzend schwarz und rein ist die Haut dieser Frauen, und von einer Lebensfrische, wie ich sie in Rio eben nur bei Minanegerinnen und selbst bei diesen nur selten bemerkt habe. Bei jüngern Minanegerinnen von Bahia sieht oder erräth man wirklich herrliche Bildung. Dazu tragen sie sich alle wundervoll, die Schultern weit zurück, sodaß die Brustwölbung schon dadurch mehr hervortritt und die Busenbildung viel entwickelter erscheint. Eine Art von Frechheit liegt allerdings in diesem übertriebenen Geradegehen; denn eben beim Gehen ist auch bei den Frauen jeder Muskel mitthätig. Sie werfen die Schultern und Arme unruhig hin und her und zeigen eine eigenthümliche Gelenkbewegung in den Lendenwirbeln.

Einzelne sah ich, besonders am Sonntag, die eine glänzende Erscheinung machten. Es sind nämlich sehr viele freie Minanegerinnen in Bahia, und diese sind sich ihrer dunkeln Reize, wie es scheint, vollkommen bewußt. Ich habe keine einzige Negerin in europäischem Putz bemerkt, wodurch sie in der That sich zu einer Aeffin gemacht haben würde. Selbst im Sonntagsstaat, und in ihm erst recht, sucht sie eine echte Minanegerin zu bleiben. Schneeweiß das reichgestickte Hemd um den bloßen Oberkörper, — überladen gestickt und unten mit Spitzen versehen der aus den weichsten Mollstoffen gemachte Rock, — ein zierlicher, weißer Pantoffel um den nackten, schwarzen Fuß, der bei der Kürze des Rocks bis über den Knöchel hinauf zu sehen ist, — auf dem Kopf ein faltenreiches, gesticktes weißes Tuch, welches ganz turbanartig

das Wollhaar versteckt, — so sah ich im Sonntagsschmuck manche Minanegerin umhergehen, ein wundervolles afrikanisches Bild, aber eben ein afrikanisches, ein Wüstenbild, welches neben einer nordischen Frauenerscheinung, selbst einer ganz bescheidenen, anspruchslosen so ganz total zusammenfällt.

Diese mannichfach sich modificirenden und durcheinander bewegenden Negererscheinungen nun sind es, die der Stadt einen tiefafrikanischen Anstrich geben und ebendeswegen wol etwas die Schattenseite, die Nachtseite derselben sein mögen. Ein Reisender sei bedächtig in seinem Urtheil und übereile sich nicht. Und so will auch ich nicht das Wort Demoralisation aussprechen, was durch die Negerklasse entstanden ist. Doch glaube ich ist die Mischklasse, die Kinder der Negerinnen mit Weißen, ungemein zahlreich und gibt vielleicht ein Zeugniß dafür, daß über den Umgang der Weißen mit Negerinnen noch kein öffentliches Urtheil sich ausspricht. In Rio-de-Janeiro ist man, wenn ich nicht ganz irre, doch in Betreff dieses öffentlichen Urtheils schon bestimmter geworden, wie denn überhaupt in Rio ein gewisser Europäismus viel entschiedener hervortritt als in Bahia.

Und doch scheint Bahia in manchen Beziehungen mehr als Rio-de-Janeiro zu solchem Europäismus berufen gewesen zu sein. Bahia war sonst die Hauptstadt von Brasilien. Als solche prangt sie noch heute mit einer Unzahl von Kirchen, Klöstern und andern Bauten, wie Rio solche kaum aufzuweisen hat, wenn wir die Hospitalbauten an der Praia da Sta.-Luzia und Praia vermelha ausnehmen. Im verflossenen Jahrhundert und schon früher hat man in Bahia die Bedeutung des Marmors vollkommen gekannt. Ganze Kirchen findet man von diesem edeln Material errichtet. Wirklich frappant war mir die Jesuitenkirche am Terreiro, die Egreja do Collegio. Hier steigt der Marmor bis zum

Gewölbe hinauf; die Kirche ist prächtig, wenn auch nicht im ernsten Kirchenstil errichtet. Kaum steht ihr die kleine „Liebfrauenkirche am Strand", wie sie wörtlich übersetzt heißt, nach. Und so drängt sich eine Kirche an die andere, viele zwar unbedeutend, manche aber in hohem Grade sehenswerth und wirklich überraschend.

Dieser Anfang in architektonischen Leistungen ist noch heute in Bahia unverkennbar fortlebend und selbst in einer Fortentwickelung begriffen. Ich brauche hier nur an eins zu erinnern, an die hübschen neuen Brunnen, die man in Bahia findet. Als man vor Jahren neue Wasserleitungen in Rio-de-Janeiro anlegte, dachte man an keine Brunnenverzierungen. Freilich war das Wasser die Hauptsache, und wirklich hat Rio wundervolles Wasser seitdem bekommen. Aber etwas hätte man auch dabei an die Schönheit denken sollen. Statt solcher Schönheit hat man ganz praktisch an allen Ecken und Enden Messinghähne angebracht. Dreht man solchem Hahn den Hals um, so übergibt er klares Wasser.

In Bahia ist man viel poetischer zu Werke gegangen. An einzelnen Hauptpunkten der Stadt hat man Brunnenmonumente hingesetzt, theils aus Marmor ausgehauen, theils aus Erz gegossen, die wirklich prächtig sind.

Das vollendetste Meisterstück scheint mir der Brunnen auf dem Terreiro vor der Egreja do Collegio oder Jesuitenkirche zu sein, prachtvolle Bronzefiguren von kolossalen Dimensionen, deren Erwerbung der Stadt alle Ehre macht. Das ganze Denkmal ist in Frankreich gegossen. Eine der Figuren ist wirklich von abgerundeter Schönheit, wie ich kaum irgendwo eine zweite kenne. Junge Künstler könnten gar manche Studien daran machen, und die Bahianer sollten zum Brunnen spazieren, um etwas Edles zu sehen und ihren Schönheitssinn auszubilden.

Solch einen Brunnen sollte man in Rio-de-Janeiro auf dem Campo da Sta.-Anna haben und einen Park aus jenem Campo vaccino machen, in dessen Schatten sich manche schöne Marmorstatue so prachtvoll ausnehmen würde. Statt dessen hat man im Passeio publico einen dicken, vergoldeten Jungen, der eine Schildkröte beim Schwanz hält. Die Schildkröte spuckt Wasser. Zu etwas Edlerm hat sich die Brunnenpoesie in der Hauptstadt noch nicht erheben wollen.

Auch schöne Gartenhäuser baut man in Bahia, besonders am südlichen Ende der obern Stadt, auf der sogenannten Victoria. Kaum kann man reizender wohnen als auf der Victoria von Bahia, kaum eine lieblichere Nachbarschaft haben als den „öffentlichen Spaziergang" daselbst! Während unten im Grunde die herrliche Bucht blitzend und leise rauschend sich mit dem offenen Meere vermischt, und drüben am fernen, jenseitigen Ufer glückliche Anpflanzungen den Strand und einzelne leichte Hügel schmücken, vergißt man unter dunkeln Mangabäumen die Hitze des Tags. In gewaltigen Dimensionen, wie ich sie in Rio-de-Janeiro nie gesehen habe, ragen die Jacazeiros (Artocarpus integrifolia) hoch hinaus in die reine Luft. Einzelne Trauben von drei bis vier kolossalen Früchten hängen unmittelbar am Stamm und den dickern Aesten, wunderbare, warzige, anscheinend kürbisartige Bildungen, die der Europäer als etwas ganz Unerhörtes, ganz Fremdartiges wirklich kopfschüttelnd anschaut und mit nichts in der ganzen nordischen Fruchtreihe vergleichen mag. Bedeutend kleiner im Habitus und in den Früchten, aber viel größer in der gezackten Form der sparsamen Blätter steht neben den gewaltigen Bäumen der so vielberufene Brotfruchtbaum mit kugelrunder Warzenfrucht (Artocarpus incisa). Beide Bäume nebst dem mächtigen, dichtbelaubten Mangabaume sind nicht heimisch im Lande, haben aber vollkommen das Bürgerrecht gewonnen und bilden die schönsten Laub-

kronen, so hoch und edel wie kaum andere Laubbäume, namentlich Fruchtbäume. Und sehen wir nun noch hinauf zu einer andern Einwanderergruppe, den edeln Kokospalmen, die unter dem üppig grünenden Wedel der bis 25 Fuß langen Blätter ganze Trauben ihrer Riesennüsse tragen und sich dennoch damit im Winde anmuthig und leicht hin- und herbewegen, so haben wir in Artocarpus und den Kokospalmen eine Baumgruppe bezeichnet, in der die Natur es versucht zu haben scheint, ein wirkliches Riesenmaß in der Fruchtbildung zu erreichen auf hohem Standpunkt, ohne dadurch dem fruchttragenden Baume ein gedrücktes, belastetes Ansehen zu geben.

Vielleicht hätte ich hier auch die fruchttragenden Musaceen anführen sollen. Denn auch im Pisang, in den Bananenbäumen, wenn man den Ausdruck Bäume hier vertheidigen kann, hat die Natur eine wirkliche Riesentraube dargestellt. Aber sie hängt lastend und erdrückend am Stamme und vernichtet im Reifen die ganze Pflanze, während die ebengenannten Bäume in alljährlicher Wiederkehr immer neue Früchte erzeugen und eben darin eine kräftige Jugendfülle von langer Dauer anzeigen.

Diese mächtigen, über Meer aus fernem Osten eingewanderten Baumformen Artocarpus und Mangifera haben für den Botaniker noch ein besonderes Interesse. Man schätzt gern das Alter großer Stämme und läßt sie aus unbekannten Jahrhunderten herauswachsen, gerade wie Horaz das alte Geschlecht seines Freundes bezeichnet: Crescit occulto velut arbor aevo. Das brasilianische aevum der Mangabäume und Artocarpus aber ist wol bei keinem einzigen Stamm über 250 Jahre hinauszuschieben. Und doch könnte man manchen herrlichen Baum mindestens doppelt so alt schätzen.

Aehnliche Rücksichten möchten wol bei allen Riesenformen

der Tropenbäume zu nehmen sein. Ihr Alter ist mit den nordischen Bildungen von ähnlicher Ausdehnung nicht im allerentferntesten zu vergleichen. Wie ungeheuer rasch wachsen nicht so manche tropische Feigenbäume, so manche Sterculiaceen? Sehr geistvoll macht Junghuhn, der große Untersucher von Java, schon darauf aufmerksam, wie in den weiten Kratertiefen einzelner javanesischer Vulkane gewaltige Waldungen sich bilden, obgleich der letzte, alles verheerende Ausbruch solcher Vulkane ziemlich neuer Zeit angehört und als ein Schreckniß in den Annalen der holländisch-javanischen Geschichte sich aufgezeichnet findet.

Neben solchen dunkelschattigen Riesenbäumen macht sich in den Gärten von Bahia nun die Schar der nach Licht und Sonne strebenden Blüten sehr lieblich. Besonders viele Bougainvillien, Plumieren, Lagerströmien und Poincianen hat man angepflanzt, sowie die mit so prachtvollen Bracteen weithin prangenden Poinsettien. Hoch heraus sieht man das wundervolle Blütengemenge überall emporragen, und dazu noch schöne Bignonien und Cassien. Für einen nordischen Garten würde man der Farben fast zu viele finden. Zur Tropenglut aber und dem üppigen Süden passen sie vollkommen. Gewähltere Gartenzucht, anmuthigere Blumenformen sah ich allerdings schon in Rio. Und das mag auch vielleicht ein Charakterzug sein, daß in Rios Gärten feinere Pflanzengliederungen und zartere Blumen vorkommen, Bahia dagegen üppigere, vollere Farbenpracht und Formen erzieht, gerade wie es sich seiner formenreichen Minanegerinnen und farbigen Creolinnen rühmt, während Rio auch hierin gern hellere Farben sieht und sich mehr und mehr dem Europäismus zuwendet.

Einen eigenthümlichen Reiz gewinnen einzelne Gärten von Bahia noch durch einen langgezogenen und gewundenen Teich

oder Landsee mit süßem Wasser, der freilich schmal genug ist, um ziemlich von allen Reisenden übersehen zu werden. Und allerdings, wenn auf der Westseite der Stadt die weite, mächtige Bucht sich hinerstreckt, wenn sie mit allen Reizen einer üppigen Tropenlandschaft prangt und Fernsichten von mehreren Meilen bietet, in welchen hin- und herziehende Fahrzeuge aller Formen, Größen und Flaggen ein frisches Leben hervorrufen, da kann eine geringe Ansammlung von süßem Wasser auf der Ostseite der mächtigen Handelsstadt kaum jemand anziehend erscheinen.

In einer tiefen Schlucht liegt dieser gewundene Teich. An vielen Stellen steigen schattige Gärten bis zu seinen sumpfigen Ufern hinab; an manchem Winkel findet sich ein hübscher Weideplatz. Im allgemeinen aber herrscht dort noch eine ungebändigte Natur. Baumförmig fast wächst dort die kräftige Aracee Anhinga zu dichtem Gebüsch aus dem unsichern Boden auf und bietet noch heutigen Tags großen Jacarés oder Alligatoren sichere Schlupfwinkel trotz der Nähe der Stadt und der anstoßenden Gärten. Wundervolle Parkanlagen ließen sich mit einigen Opfern um diesen Teich zu Stande bringen, besonders wenn man den Uferrand etwas verbessern wollte; denn er bietet, wie tief poetisch sich auch das Dunkel der dicht bis an ihn herandringenden Mangabäume ausnehmen mag, doch an manchen Stellen widerlichen Schmuz und ziemlich unästhetische Prospecte. Ja ich gerieth auf meinen Spaziergängen einmal auf einen großen Bleichplatz, wo eine Menge von Negerinnen mit Zeugwaschen beschäftigt war. Bei diesen Wäscherinnen fand sich die tiefste Naivetät der Negertoilette ausgesprochen; einige gingen selbst ganz nackt, und ich will nur das hier bemerken, daß ich eigentlich selten einen so widerlichen Anblick wie jenen gehabt habe.

Solche Waschscenen müßten nun allerdings vom projectir-

ten Park um den Teich von Bahia fortbleiben. Auch müßte man die Jacarés ausrotten und selbst die „Tiger" — denn von solchen habe ich dort Spuren der allerschlimmsten Art bemerkt —, diese furchtbaren Schmuzeimer, verbannen. Die Gegend, an die ich zunächst dabei denke, heißt sogar „Barris", Eimer, und das gewiß nicht sowol von den Eimern Wasser, die dort geholt, als vielmehr von den Schmuzeimern, die dort ausgegossen werden.

Wenn nun die oben angegebenen Gärten mit ihrer Blumenpracht mehr dem Süden von Bahia eigen sind, erscheint das Nordende der Stadt offenbar viel weniger gesucht und beliebt. Am Nordende löst sich Bahia nicht in den aristokratischen Knalleffect eines Campo grande und einer Victoria auf, sondern ganz allmählich kommt man zu den letzten Häusern, um dann noch unter schönen Palmen und wilden Feigen einzelne wirklich hüttenartige Wohnungen zu treffen und Waldpartien zu finden, in denen ganz reine Naturklänge tönen. Absolut nichts muthmaßt man mehr von der Nähe einer großen Stadt; das Getümmel der vornehmen Welt liegt weitab von dort, und der nach Ruhe und Genuß in der ungekünstelten Natur Strebende mag den lieblichsten Aufenthalt daselbst finden.

Doch würde ich der Natur oder der Kunst unrecht thun, wenn ich vom Südende der obern Stadt und ihren Villen behaupten wollte, daß dort nur Getümmel und vornehme Pracht stattfände. Vielmehr gibt es auch da gar liebliche Einsamkeiten. Vom Campo grande führt ein stiller Weg in südöstlicher Richtung abwärts. In den wundervollen, von der üppigsten Vegetation strotzenden Schluchten und Thälern, zwischen welchen hindurch der Weg geht oder in die man zum Theil selbst hinabsteigt, wuchern Palmen, Cecropien und Calophyllen. Mächtig hohe, zu ganzen Gebüschen zusammengedrängte Bambusen wölben sich über den Weg, und aus

dichtbelaubten Ingabäumen hängen die Ketten goldblühender Banisterien herunter. Auch hier ist Artocarpus in Menge angepflanzt. Immer mit neuem Staunen blickt man hinauf zu den großen schweren Früchten des Jacazeiro, wie sie gleich vegetabilischen Elefantengebilden am Stamm und den stärkern Aesten bis hoch oben hinein in den mächtigen Baum fest und sicher hängen.

Nach einer deutschen Meile Wegs durch solche Laubscenerien, zwischen welchen sich die Wohnungen der Menschen immer ländlicher und kleiner herausstellen und eben nur Häuschen oder Hütten bilden, hört man die See rollen und branden. Bald gewinnt man einzelne Durchsichten auf den Ocean; das tiefblaue Element sticht lieblich ab gegen die dunkelgrünen Schluchten. Eine herrliche Palmenvegetation bemüht sich hier, jegliche andere Pflanzenwelt zu verdrängen oder doch zu überwuchern. Hoch über den Laubkuppeln biegen sich die Palmenhäupter hin und her, und lustig flattern die geschwätzigen Foliolen der mächtigen Blätter im Südostwind. Da senkt sich der Weg zum Strand hinab; in einer Schlucht am Ufer eingekeilt liegt der Kirchort Rio-Vermelho mit hübschen, freundlichen Häusern, wohlgesichert gegen die heranrollenden Wogen des Oceans durch scharfe Felsenriffe, zwischen welchen sich das grüne Meereselement zu schneeweißen Schaummassen zerschlägt und ununterbrochene Melodien rauscht. Oestlich vom Oertchen, wo ein Fluß, der Rio-Vermelho, das Wasser aus der Landschaft von Bahia dem Meere zuführt, springt der Monte-Concelho etwas ins Meer hinaus — keine bedeutende Höhe, aber er bildet oben auf seiner freien Grasplatte ein kleines, wundervolles Belvedere, von welchem man mit gleicher Freude über Land und Ocean hinausblickt.

Und solcher Ortschaften, solcher Scenerien gibt es gar manche in der Nähe von Bahia. Ueberall begleitet sie als

wesentlicher, unabweisbarer Charakter die vollste, saftigste Vegetation von Palmen, Pisangen, Artocarpus, Feigenbäumen, Carica und Guttiferen, einer Menge anderer Formen gar nicht zu gedenken, welche als kleinere Gewächse den Apocyneen, Solaneen, Asclepien, Passifloren, Malpighien u. s. w. angehören. Freilich ist damit eine Flora von Bahia nicht abgethan.

In weiterer Entfernung von Bahia trifft man eine Reihe von Städten und Ortschaften, deren Nachbarschaft für die Landesproduction und jede weitere materielle Entwickelung von der allergrößten Bedeutung ist. Diese Ortschaften werden im allgemeinen unter dem Namen des „Reconcavo" von Bahia zusammengefaßt.

Jedem meiner Leser ist es gewiß bekannt, daß Bahia unter den Welthandelsstädten, aus denen Zucker ausgeführt wird, einen der ersten Plätze einnimmt und vielleicht nur hinter Havaña zurückbleibt. In den letzten Jahren oder Decennien ist freilich hierin einiger Rückschritt eingetreten. Die großartige Runkelrübenzuckerfabrikation in Europa auf der einen Seite, und die Unterdrückung des Negerhandels aus Afrika nach Brasilien auf der andern Seite, wozu noch als rächende Nemesis die Cholera hinzukam und gerade auffallend unter den Negersklaven auf den Plantagen aufräumte, haben der Rohrzuckerproduction in der Provinz Bahia großen Abbruch gethan und den Zuckerexport im allgemeinen nicht nur vermindert, sondern außer der Verminderung der Masse auch auf eine geringere Verwerthung heruntergebracht.

Auch kommt dazu, daß beim Mangel an Landstraßen und Leichtigkeit des Verkehrs viele Landesstriche, die vortrefflichen Zucker liefern würden, fast ganz unbenutzt daliegen und höchstens auf den beschränkten Consum der Nachbarschaft angewiesen sind; die Ländereien dagegen, welche ohne Schwierigkeit ihre Zuckerproduction nach Bahia liefern können,

außerordentlich im Preise steigen und zu manchen Speculationen, Verbesserungen im Gewinnungsproceß der Waare und Erleichterung in Ablieferung derselben an den Markt Anlaß geben.

Die ganze Landschaft westlich und nördlich von der Bucht von Bahia ist als die eigentliche Perle unter den Ländereien anzusehen, welche in der Nähe des genannten Exportmarktes Zucker hervorbringen. Gleich mit der Insel Itaparica, ja schon von Valença, südwestlich von dieser Insel an, beginnt die große, wichtige Kette von Zuckerplantagen, welche sich über Nazareth, Maragojipe, Muritiba, längs des Paraguassu mit S.-Feliz und Cachoeira hinziehen und in der Gegend von S.-Amaro zu beiden Seiten des S.-Franciscoflusses vielleicht ihren vorzüglichsten Knotenpunkt erreichen möchten, wenn auch auf der Karte der S.-Francisco — natürlich meine ich damit nur den kleinen Fluß, der sich nördlich in die Bucht von Bahia ergießt — mit dem Paraguassu gar nicht verglichen werden kann.

Die hohe Bedeutung jener Gegenden für den Ackerbau und den daraus hervorgehenden Ausfuhrhandel hat nun auch eine größere Gewandtheit im Verkehr zwischen Bahia und den angegebenen Districten hervorgerufen. Dampfschiffahrtslinien zwischen Valença, Nazareth, Cachoeira am Paraguassu und S.-Amaro am S.-Francisco verbinden mehreremal in der Woche jene Ortschaften mit der Negermetropole — wenn man mir den Ausdruck nicht nachträgt — und bringen eine Menge Menschen mit leichterm Gepäck hin und her, während größere Barken bedeutende Waarenmassen nach Bahia führen und von dort Stadtbedürfnisse auf das Land zurücktragen.

Diese Barken sind ein wirklicher Charakterzug der Bucht von Bahia. Es sind große, vorn sehr scharf geschnittene, meistens mit einem schrägen Dach bedeckte Kähne, die zum

Theil 4 — 5000 Arroben (über 1000 Ctr.) tragen und mit drei Masten ohne Raaen versehen sind. Mit Leichtigkeit werden drei große Segel an diesen Masten in die Höhe gezogen, unter denen bei günstigem Winde das scheinbar unbeholfene Fahrzeug oft pfeilschnell dahinschießt. Nah und fern sieht man diese Dreisegelkähne die Bucht von Bahia durchkreuzen, ja sie können sich ziemlich weit auch auf wogendes Wasser hinauswagen und selbst eine Art von Küstenfahrt innehalten längs des offenen Meeres.

Als ich in Bahia angekommen war und verschiedene Besuche machte, hielt ich es für meine Pflicht, den Senator und Staatsrath Francisco Gonzalves Martins in seiner prächtigen Wohnung am Campo grande auf der Victoria zu begrüßen. Im Sturm und Drang einer schweren Zeit hätte ich diesen thätigen Mann in Rio-de-Janeiro kennen gelernt. Er war damals Minister des Innern, und ich war ihm auf Befehl des Kaisers mit noch vier andern ärztlichen Rathgebern zur Disposition gestellt, um den Verwüstungen des Gelben Fiebers, welches sich jährlich wiederholte, möglichst Einhalt zu thun, bei welcher Gelegenheit ich Ursache hatte vielfach die Energie und den praktischen Verstand meines damaligen Chefs zu bewundern, wie er mir denn auch mehrfach Gelegenheit gab zu meiner herzlichen Dankbarkeit und persönlichen Ergebenheit. Bei meinem Aufenthalt in Bahia befand er sich außerhalb eines politischen Treibens, denn die Präsidentschaft seiner Provinz hatte er seit vielen Jahren schon wieder abgegeben; durchaus in den Privatstand schien er sich zurückgezogen zu haben und nur seiner Familie und der Verwaltung seiner Plantagen zu leben.

Nichtsdestoweniger ist Francisco Gonzalves Martins der bedeutendste Mann der Provinz von Bahia. Er ist einer der angesehensten Grundbesitzer und politisch die vorwiegendste Persönlichkeit durch eben jene Eigenschaften, die ich oben an-

deutete und hier noch durch Hervorhebung seiner unglaublichen Thätigkeit in seinen Privatgeschäften vermehren muß. Außerdem steht er obenan in der Reihe derer, die größere, gemeinnützige Unternehmungen anregen und fördern. So ist er es gewesen, der die mannichfachen Dampfschiffahrtslinien innerhalb der Bucht und längs der Küsten der Provinz bis zu den benachbarten Provinzen hin zu Stande gebracht und contractmäßig bei der Landesregierung festgesetzt, sodaß er als der sichere Schutz dieser Unternehmungen anzusehen ist.

Ganz neuerdings ist nun noch ein weitgreifendes Unternehmen von ihm angefangen worden, die Colonisirung des Rio-Jequitinhonha, oder — um meinen Lesern diesen langen indianischen Namen zu ersparen — des Rio-Belmonte, des bedeutendsten Küstenflusses südlich von Bahia, über den wir im Verlauf unserer Reise noch weiter reden werden.

Ganz in seiner mir so wohlbekannten, von aller Ostentation freien und geraden Freundlichkeit nahm mich der Senator bei meinem Besuche auf, und nach weniger als fünf Minuten hatten wir einen Ausflug nach seiner Zuckerplantage von S.-Lourenço, dicht bei S.-Amaro am S.-Francisco verabredet.

Am Sonnabend, den 4. December, schifften wir uns um Mittag auf dem Dampfer Dom Pedro II. ein. Mit bedeutender Schnelligkeit durchschnitt das schöne, eigentlich für die Fahrt auf offener See berechnete Dampfboot das Wasser, und wir befanden uns bald mitten auf der Bucht von Bahia, auf einem Salzwassersee, der vom Norden nach Süden nicht weniger als 10 Leguas, von Ost nach West 5—8 Leguas Durchmesser hat.

Bei solchen Dimensionen stellt sich die Bucht von Bahia allerdings viel mächtiger heraus als das Bassin von Rio. Während man mitten auf der Bucht von Rio nirgends einen Punkt findet, von dem einiges Land ganz fern abläge, sei es

ein flaches Uferland, sei es eine Insel oder auch nur eine mit wenigem Grün bedeckte Felsengruppe oder gar ganz kahle Klippen, glaubt man inmitten der Bucht von Bahia auf einem wirklichen Binnenmeer zu sein, welches mehrere Meilen aufwärts von seiner Mündung in den offenen Ocean noch ein wirkliches Wogen zeigt und das Dampfschiff nicht unbedeutend auf- und absteigen macht.

Unsere Fahrt ging Norden zu Westen. Am obern Ende der Bucht liefen wir durch eine Inselgruppe hindurch, deren einzelne Eilande wahrhaft romantisch schön sind. Nicht nur daß die Natur sie mit sanften Erhebungen und schönen Waldhöhen geschmückt hat, aus deren dichterm Gebüsch Hunderte von Palmen sich erheben, sondern sie sind auch mannichfach geziert mit lieblichen Anpflanzungen und schönen Landhäusern, ja einige tragen selbst ein sauberes, höchst vornehm aussehendes Städtchen. Leider aber verfolgte uns ein heftiger Regen zwischen diesen Inseln, und mehrfach verhüllte die Natur ihre blendenden Reize hinter dem trivialen Schleier eines aschgrauen Gewitterniederschlags.

So konnten wir denn auch die Mündung des Rio-de-S.-Francisco kaum erkennen. Wir liefen längs seiner vielfachen Krümmungen ungefähr eine deutsche Meile aufwärts. Dann kam, gerade als der Regen nachließ, ein Canot aus einem Seitenflüßchen herausgefahren. Mein freundlicher Begleiter stieg mit mir hinein, und wir fuhren etwa eine kleine halbe Stunde zwischen hohem Junglegebüsch und morastigen Ufern, bis plötzlich ein Vorwerk, ein Engenho, vor uns lag und eine freundliche Landschaft sich aufthat. Wir waren in S.-Lourenço, der Besitzung des Staatsraths.

Kaum ließ die späte Nachmittagsstunde mir noch Zeit, eine flüchtige Ansicht des Vorwerks zu gewinnen. Zwischen ausgedehnten Wirthschaftsgebäuden ragt ein hoher Schornstein heraus, dessen Herd eine Dampfmaschine von schönen

Dimensionen in Bewegung setzt. Zuckermühle, Zuckersiedereien, alles bietet den Anblick der höchsten Vollkommenheit; und wirklich ist das Engenho des Staatsraths weit bekannt als das erste im ganzen Lande. Ein deutscher Zuckerfabrikant von schöner Intelligenz, Heinrich Aders aus Düsseldorf, leitet den technischen Theil der Fabrik.

Einige hundert Carretten Zuckerrohr lagen zur Verarbeitung vorräthig, und trotz des Sonntags ward noch am Sonnabend spät alle Anstalt getroffen, um die Arbeit am nächsten Morgen 6 Uhr zu beginnen.

Da war denn schon vor Tagesanbruch mannichfaches Regen und Bewegen im weiten Fabrikgebäude. Alles machte sich fertig, alles war rein gewaschen und gesäubert, jeder stand an seinem Posten, und nun that die Signalpfeife ihren gellenden Ruf durch das Haus.

Im selben Nu fing sich alles im Gebäude an zu drehen und zu bewegen. Zuerst ward von einer Schar Negersklaven das Zuckerrohr in dünner, aber ununterbrochener Schicht auf ein bewegliches, kettenartig gegliedertes Planum gelegt, welches sich über einzelne Rollen durch den Vorrathsraum hindurchbewegte und mit dem Rohr aufwärts gegen drei dicke eiserne Walzen führte. Horizontal liegend faßten diese das Rohr, welches in zweimaliger Pressung durch sie hindurchgeht und als trockene, ausgequetschte Masse hinab in eine mit Ochsen bereits bespannte Carrette fällt, um als Dünger in das Feld gefahren zu werden. Einige Negerburschen leiten das Rohr zwischen die Walzen hinein, andere führen die mit dem Stroh beladene Carrette fort.

Unten läuft ein ununterbrochener, dicker Strom ausgepreßten Saftes aus dem Walzenapparat hervor zu einem Reservoir, aus welchem er mittels Dampfes 20 Fuß hoch in den Kochapparat, sechs große Siedekessel und ein großes Vacuum aus Heckmann's Fabrik in Berlin, geleitet wird.

Hier wird er ganz nach Art deutscher Zuckersiedereien den einzelnen Processen des Einkochens mittels Dampfes, des Klärens mittels Knochenkohlen, des Ausschwingens mittels Stolle'scher centrifugaler Siebräder und des völligen Ausleckens in Zuckerhutformen unterworfen und zu einem Resultat gebracht, was sich mit europäischen Producten vollkommen messen kann.

Ein sehr bedeutendes Kapital ist bereits in diese Fabrik gesteckt worden, und dennoch ist sie noch nicht so weit ausgedehnt und vervollkommnet, wie der Besitzer sie haben will. Hat sie erst ihre volle Ausdehnung erlangt, so wird sie täglich 600 Arroben oder 19200 Pfd. herstellen, was allerdings eine für brasilianischen Maßstab sehr bedeutende Quantität ist.

Ich glaube aber auch, daß nur ein so begüterter, entschlossener und thätiger Mann wie Gonzalves Martins im Stande ist, eine für Brasilien bisjetzt ganz einzige Fabrik von so großen Dimensionen darzustellen. Aber man muß auch den Fabrikherrn in seiner Anlage selbst schalten und walten sehen. Mehr noch als der Dampf scheint er selbst alles in Bewegung zu setzen. Nichts entgeht seinem wachsamen Auge, nichts seinem alles vernehmenden Ohr. Bald bemerkt und tadelt er, daß das Zuckerrohr ungleich auf das bewegliche Planum gelegt wird, bald gibt er das Zeichen, daß der Dampf den rohen Saft aus dem untern Reservoir bereits nach oben getrieben habe; jetzt warnt er die Burschen bei den Cylindern, daß sie nicht plaudern, sondern ihre Arbeit ordentlich machen, dann schaut er selbst neben dem Meister Aders durch das Glas des Vacuums, um zu sehen, wie schnell dieses sich anfüllt. Und im nächsten Augenblick ist er wieder am kleinen Fluß, um den Matrosen einer Barke, welche mit Zuckerrohr heraufkommt, zuzurufen, daß sie sich

anstrengen und beeilen möchten im Vorwärtsbringen des Fahrzeugs.

Das alles ist ein wirklich krafttödtendes Stück Arbeit, und ich habe die Ueberzeugung, mein edler Freund habe sich weniger zu alteriren gehabt in der Führung des Ministeriums als in Belebung des Vorwerks von S.-Lourenço.

Diese seine Arbeit, seine Aufopferung muß neben der Großartigkeit des ganzen Unternehmens und dem anregenden Beispiel, was er damit allen Zuckerrohrpflanzern seiner Provinz gibt, dankend anerkannt und auf das rühmlichste hervorgehoben werden, wie ich ihm denn meine volle Hochachtung für die enorme Rührigkeit, die er vor meinen Augen entwickelte, gern zolle.

Aber ebenso unbefangen zucke ich die Achseln und erkläre als evangelischer Christ, daß ich kaum je eine schlimmere Sabbatschänderei gesehen habe als die im großartigen Zuckermühlenwerk von S.-Lourenço.

Ob die Negersklaven daselbst in der Woche gearbeitet hatten weiß ich nicht. Freilich läßt sich eine Wochenarbeit auf den Sonntag aufschieben, aber der Sonntag läßt sich nicht auf einen Wochentag verschieben, er ist und bleibt des Herrn Tag, an welchem er ruhte. Und an solchem Tage sollen Ochs und Esel und Knecht und Magd ruhen, das hat der Herr gesagt; und wenn auch dabei von keinem Negersklaven die Rede ist, so ist er doch in diese Gnadenweisung Gottes mit aufgenommen.

Statt dessen standen, gingen, trugen und schleppten die Sklaven — Männer und Weiber, Greise und Burschen — den ganzen Sonntag, und schon war es dunkel, als das Mühlwerk still stand. — Was würde der Bischof von Pernambuco, der urkatholische Berserker und Protestantenfresser dazu gesagt haben?

Aber wenn es auch an einem Wochentage mit jener

Arbeit gewesen wäre, ich zucke dennoch die Achseln. Freilich möchten wir, angesichts des großartigen Zuckerbetriebs in S.-Lourenço mitleidig lächeln, wenn wir an unsere lieben deutschen Landsleute in Sta.-Catharina denken.

Da geht ein gutmüthiger Ochs mit verbundenen Augen langsam seinen Kreisgang, und noch langsamer drehen sich die höchst unvollkommenen, aufrecht stehenden Holzwalzen alten Stils ineinander und zerquetschen nur zur Hälfte einzelne Zuckerrohre, daß mindestens der vierte Theil Saft darin zurückbleibt. Der geringe Saft fließt in eine einzige Kochpfanne und wird mit Holzfeuer langsam, mühsam, sparsam eingekocht oder mittels eines kleinen Destillirapparats in Branntwein verwandelt. Mitleidig möchten wir lächeln und fragen: und das ist die ganze Herrlichkeit? und wanderten sie darum aus? Gingen darum deutsche Anbauer nach Sta.-Catharina?

Ja, darum! Und darum mußte ich ihrer, der freien Arbeiter, gedenken in der großen Sklavenmetropole Bahia, darum konnten sie mich förmlich begeistern mitten im großartigen Negerengenho von S.-Lourenço, diese deutschen Kleinbauern von Sta.-Catharina, solche Kleinpflanzer von Donna Francisca, solche am Itajahi, Schramms zum Beispiel. Da segnen sie so fromm, so rein katholisch den Sonntag und den Herrn, da segnet der Herr die Arbeit die ganze Woche hindurch vom Montag bis Sonnabend. Da weckte mich die Arbeit des Alten und seiner Söhne aus dem Schlaf; da kreischten die kleinen Enkel vor Morgenlust, und faustdick lag Gottes Segen auf dem Treiben der freien, fröhlichen Auswandererfamilie, welche sich nachher in erquickender Gleichheit von Stellung, Stand und Gesinnung um einen Tisch setzt und einmüthig Gott dankt für leibliche und geistliche Wohlthat. Solche freie Friedenswelt am Itajahi, und solch ein Sonntag Sklavenarbeit am S.-Francisco bei Bahia!

Einige Sklavenbilder machten mich besonders ernst. Ein alter Neger warf nur mit der rechten Hand Zuckerrohr auf das bewegliche Planum. Als ich genauer hinsah, entdeckte ich, daß er nur einen Arm hatte. Der andere war ihm, als man noch die aufrecht stehenden Walzen alten Stils hatte, zwischen die Walzen gekommen und zermalmt worden. So setzt er denn mit einem Arm sein Sklavenhandwerk bis zu seinem Tode fort, immer noch „eine Waare von einigem Werth", denn im übrigen ist der Alte noch gesund. Werden doch manchmal in den Anzeigen der öffentlichen Blätter „zu Kauf gesucht etwas kränkliche Neger", entweder von Aerzten, die solche kränkliche Neger etwas restauriren, um sie als „gute Waare" wieder zu verhandeln, oder von andern Privaten, die sie zu leichtern Arbeiten verwenden wollen, zu deren Betrieb es um einen ganz gesunden Neger zu schade ist.

Gleich am Sonnabend spät in der Nacht — ich schlief mit einem andern Gast, der gekommen war, in demselben Zimmer — hörte ich ein melancholisches Singen von vielen Stimmen aus den Sklavenwohnungen des Vorwerks. Ich fragte den andern, was das wäre. Ein Neger läge im Sterben hieß es. Mich quälte der Gedanke stundenlang. Hatte er einen Arzt, hatte er Arznei, hatte er Pflege? Der Gesang verstummte, und ich schlief ein. Am folgenden Morgen erfuhr ich, daß der Neger gestorben wäre, ein alter Matrose von 70 und einigen Jahren, der noch bis vor kurzem auf der Barke der Plantage als Seemann gearbeitet hatte. Nach einem Seelsorger im nahen S.-Amaro hatte man geschickt; in der Nacht aber hatte niemand kommen wollen. Doch frühstückte am Sonntagmorgen ein alter Herr mit uns, der ein Geistlicher zu sein schien und in der Morgenfrühe gekommen war.

Neben der Großmacht des Engenho, dem gewaltigen Heckmann'schen Vacuum, hing an einem Pfeiler die executive

Gewalt, eine tüchtige Peitsche. Die durfte auch Sonntags dort nicht fehlen, wenn ich auch nicht bemerkt habe, daß sie gebraucht wurde. Natura horret vacuum! Allerdings hat die ganze Natur der Neger einen Abscheu vor dem imposanten Vacuum der Fabrik; viel Arbeit macht ihnen die riesige Hohlkugel, und mancher Sklave mag wol mit seiner Arbeit warten, bis er einige Hiebe bekommt. Hübsch aber finde ich darum doch den Sonntagsschmuck der Fabrik nicht.

Das anregende Beispiel des Staatsraths Gonzalves Martins, durch Einführung von Dampfapparaten Händearbeit zu ersparen, hat schon an vielen Stellen Nachahmung, wenn auch nur in kleinerm Maßstabe, gefunden.

Es droht nämlich allen großen Zuckerpflanzern von Bahia, ja allen denen, deren Arbeit und Gedeihen auf Sklavenbesitz beruht, dieselbe Gefahr wie den großen Kaffeepflanzern in S.-Paulo, das Abnehmen der Sklavenzahl und der Mangel an arbeitenden Händen zur Beschaffung der nothwendigen Thätigkeit, warum man denn auch schon lange in der durch Sklavenarbeit so blühenden und mächtigen Provinz hin- und hergesonnen hat, wie man sich helfen könnte und welche Aushülfe die zweckmäßigste sein möchte.

Da haben denn schon manche Pflanzer an die Deutschen gedacht. Gonzalves Martins selbst hatte vor einiger Zeit zur Probe 30 Arbeiter kommen lassen. Sie sind ihm aber davongelaufen und sollen sämmtlich Taugenichtse gewesen sein. Deswegen sollte sich der Senator glücklich preisen, daß er sie los ist. Statt dessen aber hat er vor noch einmal freie Arbeiter, Portugiesen und Deutsche, kommen zu lassen; er zeigte mir sogar schon das Haus, was er für sie bauen ließ.

Ich sagte ihm rund heraus auf dem Fleck, daß es mit den Deutschen nicht gehen würde. Und es wird nicht gehen, kann nicht gehen und geht nicht.

Es haben sich nämlich Freiheit und Sklaventhum einen ewigen Haß geschworen, der erst dann enden wird, wenn der letzte Sklave begraben oder der letzte freie Mann im Kampf mit seinem Tyrannen gefallen ist.

Wie können da Freie und Sklaven nebeneinander arbeiten? Den freien Mann empört es, wenn er den Sklaven zur Arbeit getrieben sieht ohne anderes Aequivalent als das, was zu seiner Erhaltung nöthig ist. Der Auswanderer soll nicht neben dem Sklaven arbeiten, wenn beider Lohn so ganz verschieden ist, wenn der eine am Sonnabend seinen Wochenlohn, der andere eine Tracht Prügel bekommt. Aber auch den Sklaven, den allerstupidesten empört es, daß bei gleicher Arbeit die Behandlung der Arbeitenden so ganz ungleich ist. Wer seinen guten Sklaven verderben will, der lasse ihn nur eine Zeit lang zwischen freien Leuten arbeiten; er erzieht ihn sich zum Aufrührer.

Am schwierigsten aber ist es, die Sklavenbesitzer, wenn sie freie Leute, wenn sie deutsche Arbeiter in ihren Dienst nehmen wollen, an den rechten Ton, die rechte Art und Weise zu gewöhnen, in der sie mit freien Leuten umgehen müssen. Das ewige Schelten, Zanken und Bellen der Sklavenwirthschaft, worin die Sklavenzüchter groß geworden sind, schweigt nicht so leicht vor einem freien Arbeiter, den jene Herren sich fast ohne alle weitere Bedingung untergeben glauben, weil sie ihn sich gemiethet haben. Das Parceriesystem von S.-Paulo kann seine traurigen Folgen auch in der Provinz Bahia wiederholen, und ich möchte brasilianische Gutsbesitzer ebenso sehr davor warnen, Deutsche zu Arbeitern zu engagiren, als ich Deutsche warne und ermahne, sich nicht nach der Provinz Bahia zu irgendeinem Dienstverhältniß zu engagiren. Es ist unbedingt viel besser, dieses ganz offen vorher auszusprechen, als nachher an den Folgen des gethanen Misgriffs zu leiden; denn es ist ein Misgriff, und leiden würde man darunter

ganz bestimmt, seien es die Gutsbesitzer, seien es die engagirten Deutschen. Beide Parteien, und mögen sie von vornherein durch und durch redlich sein, verständigen sich nicht vollkommen in dem Verhältniß, worin sie zueinander stehen. Einer ärgert sich an dem andern, einer geräth in Leidenschaftlichkeit gegen den andern; es kommt zu Reibungen und ernsten Zerwürfnissen, und das Ende ist, daß die Gutsbesitzer Geld und guten Namen in Deutschland verlieren, Deutsche in Brasilien unglücklich werden und zuletzt noch die Schuld des ganzen Skandals auf ganz Brasilien übertragen wird. Vieles, was ich bei Gelegenheit der Parcerieverträge von S.-Paulo gesagt habe, gehört ganz vollkommen hierher.

Und doch muß den Gutsbesitzern in ihrem Mangel an arbeitenden Kräften geholfen werden. Dem Staatsrath Martins starben in der Cholera von 150 Negersklaven 23 gute Arbeiter, was einen Baarverlust von etwa 30000 Thlrn. ausmacht. Wo soll man da freie Arbeiter hernehmen?

Man sollte wirklich mehr das portugiesische Element zur Provinz Bahia hinüberziehen. Zwischen Brasilianern und Portugiesen ist das Verständniß so leicht. Beide sind eines Stammes, einer Gattung! Der eine kennt das Land des andern; er weiß, was er zu erwarten hat, kann die Vortheile und Nachtheile eines ihm vorgelegten Contracts leicht übersehen und weiß sich vor etwaigen Verfänglichkeiten in demselben zu hüten, ja er weiß leichter Weg und Steg zur Gerechtigkeit oder Schlichtung von Zweifeln zu finden, worin so viele Deutsche sich gar nicht orientiren können, oder zuletzt noch, wenn sie wirklich bis zu ihrem Consul gelangen, von demselben für heimatlos erklärt werden und sich mit Grobheiten den Weg nicht zur Gerechtigkeit, sondern zur Consulatsthür hinauszeigen lassen müssen und ebenso in gerechten Unwillen ausbrechen, wie sich sämmtliche Deutsche ihrer saubern Consulatsvertretungen jenseit des Oceans schämen müssen.

Mögen sich also die Zuckerpflanzer von Bahia mit Arbeitern rekrutiren, wie sie nur immer wollen, wie sie nur immer können, wenn sie nur die Deutschen ungeschoren lassen. Nur als freier Feldarbeiter auf eigenem Boden, nur auf eigene Rechnung und Gefahr taugt der deutsche Auswanderer etwas für Brasilien, nur als freier Colonist kommt er zu seiner vollen Geltung und Bedeutung. Alle andern Arten von Arbeiten, die man ihm zumuthet, mit allen schönen Vortheilen, die man ihm vorlügt, sind höchstens nur ganz provisorische Zustände, in denen er nur so lange bleiben darf, als nöthig ist, um Land und Leute einigermaßen kennen zu lernen, oder sind eben nur Vorspiegelungen, womit man ihn anlockt und den einmal angelockten in einem Labyrinth von Schwierigkeiten und Contractsclauseln gebunden hält, aus denen kein Ausgang möglich ist.

Eine noch hinzukommende Frage, und zwar eine sehr ernste Frage ist die, ob überhaupt deutsche Auswanderer den Zuckerbau in der Masse, wie er auf den großen Engenhos getrieben wird, durchführen können. Vielleicht wäre es möglich, daß bei großer Modificirung der Arbeit der Deutsche sein kleines Zuckerrohrfeld bearbeiten kann und bei eingeschränkterm Maßstab mit kleinem Gewinn höchst zufrieden ist und gesund dabei bleibt, selbst noch in der heißen Provinz von Bahia. Das ist aber nicht die Meinung der Besitzer von großen Zuckerpflanzungen. Vielmehr sollen die Deutschen dort das Mittel werden zur Blüte der Pflanzung, zum Reichthum der Besitzer. Die Frucht des sauern Schweißes gehört dem Herrn, nicht dem Knecht.

Da liegt denn allerdings auch die Frage sehr nahe, ob überhaupt, wenn die Zahl der Sklaven immermehr abnimmt, der Zuckerbau im großen, der große Grundbesitz von Zuckerpflanzern fortbestehen werde?

Ich glaube nicht, glaube ganz bestimmt nicht, daß sich

ohne Sklavenarbeit, ohne gezwungene Arbeit diese großen Zuckerrohrfelder eines Herrn bebauen lassen, glaube bestimmt nicht, daß sich freie Arbeiter in die Form der jetzigen Feldarbeit hineinfügen werden. Vielleicht findet sich hier bald derselbe Ausweg, wie es in Deutschland mit der Gewinnung des Rübenzuckers geht. Der Feldbau der Runkelrüben ist in den Händen einer ganzen Gegend, während die Verarbeitung der Rüben in einzelnen Fabriken vor sich geht, ein Verfahren, was zum Theil wenigstens schon jetzt vom Staatsrath Gonzalves Martins eingeschlagen ist, indem er Zuckerrohr aufkauft und es dann auf seine Rechnung verarbeitet, sodaß Ackerbau und Fabrikation sich mehr und mehr trennen.

Dadurch würde den Besitzern von großen Mühlwerken wenigstens ein Ausweg gezeigt sein, wenn ihnen die Sklavenanzahl für den Feldbau zu gering werden und der kleine Landbau mit freien Arbeitern ihnen nachdrücklich Concurrenz machen sollte. Und doch fürchte ich auch hier noch, daß der deutsche Colonist, falls er zum Zuckerrohrbau auf seinem eigenen Felde nach Bahia kommen sollte, lieber noch mit hölzernen Walzen und rohem Gewinnungsproceß sein Rohr selbst verarbeitet und sein unvollkommenes Product selbst zum Markt bringt, als daß er auf halbem Wege den Ertrag seiner Arbeit verkauft. Das mag freilich vielen Schweiß kosten, und nur mit Mühe und unter vielem Verlust mögen freie Auswanderer den Riesen: Kapital, und das Scheusal: Sklaverei bekämpfen; aber ebenso wie in Rio-Grande die harte deutsche Arbeit und der langsam pflügende Stier doch zuletzt zu wohlhabendem Besitz führt, ebenso mag auch in der Provinz Bahia freie Arbeit auf kleinem Boden Kapitalien und Sklavenarbeit umwerfen können und auf die Reste eines jammervollen und schmachvollen zusammenbrechenden Negerfeudalismus ein freies Dorfleben und kleine, selbständige Colonien aufpflanzen.

Solche Uebergänge geschehen freilich nicht ohne manche heftige Erschütterungen. Man darf sie aber nicht scheuen, wenn sie eine bessere Zukunft heraufführen, namentlich wenn sie eine körperlich und geistig gleich bildungsfähige Menschenrasse herbeiziehen. Sehr sorgfältig habe ich mir die Einwohner von Bahia und Umgegend angesehen, um mir die Nothwendigkeit klar zu machen, daß diesem wüsten Gemisch von Form und Farben eine festere Gleichmäßigkeit substituirt werden müsse. In einem Gespräch mit dem Staatsrath, der unbedingt Fortschritt und Entwickelung will, hob ich als Hauptattribut unserer nordischen Rasse, der sächsischen, der angelsächsischen, ihr ernstes Streben zu einem Familienleben hervor, was sich, wenn ich tüchtigem, gegen mich von sachkundigen Männern ausgesprochenem Urtheil folgen darf, im echten bahianer Leben keineswegs in seiner sittlich-ernsten Form herausstellen will. Ich sage das nicht übereilt, nicht in egoistischem Vorurtheil für unser norddeutsches, protestantisches Leben — nein, es liegt eine tiefe Wahrheit in meinem Ausspruch.

Ebenso wahr ist es aber auch, daß im norddeutschen, protestantischen Leben sich ein entschiedenes Rechtsgefühl ausspricht, ein Gefühl aus alten Zeiten her. Der alte Sachsenspiegel und so viele alte Stadtrechte aus den Ritterzeiten der Hansa geben davon Zeugniß seit Jahrhunderten, ja es mag eine tiefe Bedeutung haben, daß gerade im Norden Deutschlands und nur dort freie, reichsunmittelbare Städte in Ehren und Ansehen fortbestanden, wie vielfach man auch die Hand nach ihrer Unabhängigkeit ausgestreckt hat.

Daher versuche man doch ja um Gottes willen nicht, solche Stämme in die Sklavenprovinz Bahia überzuführen, wenn man ihnen ihr volles Recht nicht lassen will, wenn man sie irgendwelcher Willkür einzelner reicher Colonieunternehmer und Sklavenzüchter ausgesetzt sein läßt. Ungeheuer viel

Zweifel und Bedenken habe ich da auszusprechen, was ich in ihrer ganzen Länge und Breite nicht kann. Aber zur Vorsicht von allen Seiten möchte ich dringend aufgefordert haben.

Wunderbar contrastirte am Sonntagmorgen, nachdem ich genau das ausgezeichnete Mühlwerk und den rüstigen Betrieb des Staatsraths angesehen und bewundert hatte, die stille, schweigende Natur gegen das Menschentreiben. Ich ging auf den Hügeln umher, auf denen zum Theil Zuckerrohr wuchs, zum Theil eine freiere Vegetation aufsproßte. Viele hübsche Convolvulus, Lantanen, Melastomen, Euphorbien, Cinchoneen, Malven — alles blühte und strotzte in saftiger Ueppigkeit. Eine wunderbare Fruchtbarkeit offenbarte sich überall und der sich ihr so gern hinzugesellende Parasitismus. Von vielen Bäumen hingen dichte Loranthaceenbüsche in üppiger Fülle herab. Einzelne Guttiferen hielten mit riemenartigen Wurzeln die untern Enden der Palmen umfaßt und trieben neben dem abgestorbenen Nachbarbaum schlanke Stämme empor unter reicher Fülle glänzender Blätter — Stamm, Zweige, Blätter triefend von weißem Saft, sowie man sie nur etwas anritzt. Aus der Umarmung beider Bäume sproßten reichlich blühende Bromeliaceen auf, und weithin erglänzten die rothen Bracteen um die blauen Blüten. Oben in den Zweigen aber parasitirt ein anderes Völkchen. Eine gelbe Staarart hatte an mehreren Stellen ihr langes, beutelförmiges Nest an einem elastischen Zweige herabhängend aus leichtem Reisig wundervoll künstlich zusammengewebt; mit dem Zweige schwankte das Lustschloß und seine Bewohner dazu anmuthig auf und nieder.

Vom Boden aber zischte mir eine Schlange entgegen. Eine Jararaca hatte drei- bis viermal ihre Ringe um eine Eidechse von ziemlich großem Kaliber geschlungen, und ich war im Begriff, auf das wüthende Thier zu treten, was

mir bei dem concentrirten Gift der Schlange, einer Lachesis von bedeutender Länge, sehr übel bekommen wäre. So trat ich einen Schritt zurück und sah zu, wie die beiden Reptilien miteinander kämpften. Schon nach einer Minute war die Eidechse todt. Langsam und mit entschiedener Vorsicht löste die Schlange ihre Ringe und hob den Kopf hoch empor, um aus einer gewissen Entfernung die Beute zu übersehen, ob sie auch noch ein Lebenszeichen von sich gäbe.

Da kam ein Neger vom Vorwerk. Kaum hatte der die Jararaca erblickt, so brach er in fliegender Hast einen Ast vom nächsten Baume los, und nach einem Augenblick lag die Schlange todt neben der todten Eidechse. Im letzten Todeskrümmen legte sie zwei Eier.

So liegt nicht nur im Menschen, sondern in der ganzen Natur neben dem scheinbaren Frieden ein feindliches Verfolgen und bitteres Hassen. In scheinbarer Freundesumarmung erstickt eine Pflanze die andere, während am Fuß der starren Kämpfer ein Reptil das andere erwürgt und mit giftigem Zahn vollends umbringt, bis ein hinzukommender Sklave den Sieger todt hinstreckt, um vielleicht im nächsten Augenblick für ein Vergehen unter den wohlgezielten Peitschenhieben seines Aufsehers zu bluten.

Am Nachmittag machte ich einen kleinen Ritt zu einer benachbarten Höhe, wo zwischen dem Gebüsch ein schönes Palmetum aufgewachsen ist und dem Beschauer eine wundervolle Aussicht gewährt. Ueber die Krümmungen des S.-Francisco hinweg sieht man zwischen fruchtbaren Hügeln hindurch bis weit auf die ferne Bucht von Bahia, während weiter landeinwärts die hübsche Stadt S.-Amaro daliegt und den malerischen Anstrich der Landschaft vollenden hilft. Vor einem stattlichen Engenho am Fluß lag unser Dampfboot; bei seinen Dimensionen konnte es im flachen Wasser die Stadt nicht völlig erreichen.

Am folgenden Morgen um 6 Uhr schon sollte der Pedro II. seine Rücktour nach Bahia antreten. Noch war der Tag nicht vollständig angebrochen, als mich schon der gelle Ruf des Dampfventils aufweckte. Ich stand auf. Der unermüdliche Staatsrath war schon längst in Bewegung. Das Mühlwerk drehte sich, und bei Licht schoben die Sklaven das Zuckerrohr zwischen die Cylinder.

Da fuhren wir denn auch in unserm Canot den Fluß hinunter und erreichten das Dampfboot, welches sich alsbald in Bewegung setzte und schnell die breiten Krümmungen des Stroms hinabflog.

Der reine Morgen gönnte uns eine volle Ansicht der Ufer und der ganzen prachtvollen Umgegend. Hellgrüne Hügel trugen reiche Fülle des Zuckerrohrs; höhere, dunkle Waldberge ragten an manchen Stellen darüber hinaus. In vornehmer Pracht lag das eine oder andere Wohnhaus der Pflanzer da. Fast wie Paläste sahen einzelne Häuser aus auf luftigen Hügeln. Neben dem großen stattlichen Gebäude erhob sich meistens eine kleine Kirche und gab dem Privathaus den Anstrich einer ansehnlichen Abtei.

Wer aber mit europäischem Auge hinüberblickt zu diesen Sommerpalästen der bahianer Nabobs, der kann nur den tiefsten Unwillen empfinden beim Erschauen einer langen Reihe von grauen Stallungen, die nicht für das Vieh der Besitzung, sondern für die Neger, die escravatura, bestimmt ist. Hier gönnt man ihnen den Schein eines Familienlebens, um aus diesem Zusammenhecken möglichst viel jungen Sklavennachwuchs zu erzielen, worauf in den letzten Decennien mit ebenso viel Sorgfalt gesehen wird als auf das Belegen der Stuten in Rio-Grande. Was würde aus Brasilien werden, wenn man mit einem Schlage alle Negerinnen von 14—40 Jahren freikaufen könnte? In 30 Jahren hätte es da kaum noch einen Sklaven und befände sich

im allerkritischsten Momente, dem seines Todes oder seiner schönsten Wiedergeburt.

Einen ganz besondern Reiz hat die Mündung des S.-Francisco an sich. Hier liegt auf dem linken Rand des Flusses das Städtchen S.-Francisco, malerisch halb versteckt zwischen Gebüsch und Palmen an und auf einem Hügel, dessen äußerster Vorsprung von einem großen Franciscaner-kloster geschmückt wird; die beiden Thürme der Klosterkirche sehen ehrwürdig aus. Nicht weit vom Städtchen liegt auf derselben Seite ein vornehmer Pflanzerpalast; in die Ferne hinaus glänzt das weiße Gebäude vom grünen Hügel.

Der Stadt gegenüber liegt auf der andern Seite des Flusses eine andere große Pflanzung, überragt von einem Hügel. Jetzt ist er mit Wald bedeckt. Früher trug er eine holländische Batterie. Als die Holländer in Pernambuco Herren waren und ihre Macht auch vielfach über Bahia ausdehnten, erkannten sie vollkommen die Wichtigkeit des scheinbar so kleinen Flusses S.-Francisco und suchten seine Mündung zu befestigen. Aber das protestantische Fort auf der rechten Seite des Flusses sank zusammen vor dem Kloster auf der linken Seite, und die portugiesische Herrschaft hielt alle weitern Fortschritte, wie sie unter Moritz von Nassau so ausgezeichnet gemacht worden waren, fern.

Was wäre Brasilien heute, wenn die Holländer im Besitz von Pernambuco und Bahia geblieben wären und des alten Coligny Kapitän Villegagnon sich mit seinen Hugenotten in Rios Bucht behauptet hätte? Auf dem Wege des Friedens kommt in unserm Jahrhundert der norddeutsche Protestantismus in das Land gezogen. Statt des Schwerts bringt er die Pflugschar, statt der Zerstörung den Ackerbau. Danke man Gott dafür, daß er kommt in Frieden und mit den Werken des Friedens, damit nicht nach vielen Jahren mit Bitterkeit und Hohn gefragt werde: was wäre aus Brasilien gewor-

den, hätte man damals den friedlichen, arbeitsamen Protestantismus frei und ungeschmälert in das Land gelassen und ihm sein gleiches Kirchen- und Staatsrecht mit den Descendenten der Portugiesen, Neger und Indianer gegeben?

Unter solchen Betrachtungen fuhr ich auf unserm Dampfer in die Bucht hinaus. Wir erblickten fernere, reizende Ufer, theils im freien Naturzustand, theils prächtig angebaut und mit anmuthigen Wohnungen übersäet. Dicht an der Nordspitze der Insel Itaparica fuhren wir vorbei, wo auf einem Vorsprunge die Stadt gleiches Namens sich ungemein gut macht. Dann lief das Packetschiff quer über die Bucht in wogender Bewegung, und um 9 Uhr schon endigte unsere Fahrt von der imposant über Land und Meer hinausschauenden Stadt S.-Salvador da Bahia.

Der Anfang des December bot mir auch einigemal Gelegenheit, größere Volksmassen zu festlichen Aufzügen in den Straßen versammelt zu sehen.

Zuerst war am 2. December der Geburtstag des Kaisers. Die bewaffnete Macht von Bahia marschirte auf, um in martialer Haltung, Bewegung und Geberde vor dem Palast des Präsidenten ihre Begeisterung für Kaiser und Reich kund zu geben. Alles war recht gut gemeint, aber der Tag war heiß, und in den engen, unregelmäßigen Straßen war kein Platz zu kriegerischem Einherschreiten und Paradiren der muthigen Legionen. Noch weniger Raum bot die Esplanade vor dem Gouvernementspalast dar. Die Truppen konnten sich nur sehr langsam und mit großer Mühe bewegen und mußten fast zu einem Knäuel ineinander geschoben werden. Die Infanterie gab dann drei Lauffeuersalven, die Kanonen der einzelnen Forts donnerten unten vom Meer herauf, und das versammelte Publikum schrie: Viva o imperador, — „and uttered such a deal of stinking breath, that it had

almost choked Caesar. And for mine own part, I durst not laugh, for fear of opening my lips, and receiving the bad air", würde der lustige Casca des Shakspeare hinzugesetzt haben.

Ansehnlich war das Militärmanöver nicht; man konnte von bahianer Milizen nichts anderes erwarten und mußte Nachsicht haben. Die hatte ich ganz gewiß. Trotz aller Nachsicht aber fiel mir eins auf: die durchweg schlechte, alte, zerrissene Fußbedeckung der Leute. Wenn mein geistvoller Freund Burmeister recht hätte, daß im Fuß das volle Attribut der Menschheit liegt und der Charakter der Individuen sich in ihren Stiefeln und Schuhen ausdrückt, so müßte man von den bahianer Milizen wirklich das Allerschlechteste denken.

So denke ich nun keineswegs von ihnen, glaube aber doch, daß die Herren, da sie dem Monarchen an seinem Geburtstage außer ihrer Ergebenheit nichts zu schenken haben, sich zum Ausdruck dieser Ergebenheit am 2. December ein Paar neue Schuhe schenken oder die alten flicken und putzen lassen sollten. Ich habe wirklich kaum den einen oder andern gesehen, namentlich unter den Farbigen, dessen Schuhe nicht ein Paar anderer verdient hätten.

Farbige waren aber die meisten beim ganzen Manöver. Man hat mir gesagt, daß unter den 180000 Einwohnern der Stadt Bahia die Hälfte schwarz, ein Viertel gemischt und nur ein letztes Viertel weiß wäre. Wenn man dem eigenen untersuchenden Blicke folgt, mag er auch ein nicht ganz sicherer Wegweiser sein, so möchte man allerdings diese Angabe für wahr halten. Nicht nur die Milizen, sondern auch das zuschauende Publikum schien mir dasselbe Resultat zu geben, wobei zu bedenken ist, daß bei solchen Festgelegenheiten um Mittag ein weißes Publikum sich den brennenden Sonnenstrahlen nicht eben gern aussetzt. Wirklich sah ich auf der Schattenseite einiger Straßen manche Gruppen

weißer Zuschauer auf den Balconen und an den Fenstern versammelt und bemerkte sogar manche recht gut aussehende Dame darunter.

Viel interessanter noch machte sich eine kleine Procession am 8. December, wenn auch das ungünstige Terrain jede imposante Entwickelung derselben und einer sich dazu einfindenden Volksmenge verhinderte.

Die Procession ging von der Egreja da Nossa Senhora da Conceição da Praia aus, der kleinen, reich aus Marmor aufgebauten „Liebfrauenkirche zur Empfängniß am Strand", dicht vor dem Arsenal. Der Tempel prangte im vollsten Schmuck seines edeln Materials, seiner buntgemalten Decke und seines hellerleuchteten Hochaltars, zu welchem allen das weltliche Treiben der ab- und zulaufenden Leute, namentlich der Neger, den allerwunderlichsten Eindruck machte. So glich denn auch die kleine Procession ganz einer regellosen Pantomime und die kleinen geputzten Mädchen im Zuge, welche Engel und die Heilige Jungfrau vorstellen sollten, wirklichen Balletpuppen und Seiltänzerinnen.

Für die farbige Klasse war der Tag ein gefundenes Essen. Es wimmelte von Negern und Negerinnen vor der Kirche und in den anliegenden Straßen. Der ganze ehemalige Hofstaat der Königin Anna Chinga schien versammelt zu sein, ein echt origineller afrikanischer Anblick. Ich mußte manche Negerin wirklich rundherum besehen, und mehr als eine war als Minaküstenschönheit vollkommen schön. Wie aus Basalt meisterhaft herausgemeißelt standen einzelne da im tiefen Négligé des auf der einen Seite halb nackten Oberkörpers, prachtvoll in gerader Haltung, glänzend schwarz die abgerundeten, elastisch-festen Formen, manche an Nacken und Schultern bis tief am Rücken hinunter mit sauber eingeschnittenen Hieroglyphen geschmückt, in welchen ein Kennzeichen einer gewissen, vornehmen Herkunft liegen soll, —

Hieroglyphen, die der Europäer nicht entziffert und am allerwenigsten achtet, die aber unter den Afrikanern selbst eine Bedeutung haben. Auffallend war mir allerdings, daß zwei oder drei schön gewachsene Negerinnen, die an Brust und Rücken reichlich mit diesen ungemein saubern Einschnitten versehen waren, ihr reichgesticktes Hemd von dünnem Stoff auffallend tief hatten heruntersinken lassen, gleich als wollten sie die Gelegenheit benutzen, eine Art von Huldigung ihrer Stammesgenossen davonzutragen. Und wer weiß, ob nicht mancher vorbeigehende Neger an dem auf der lebendigen Haut eingeschnittenen Adelsbrief die Tochter seines ehemaligen Häuptlings erkannte und innerlich in die Worte ausbrach:

„Stoßt an! Cap Verd! Der Niger und mein Gedankenreich!"

Wie oft aber mag nicht solch ein zierlicher Adelsbrief aus Libyscher Wüste schon von der Peitsche auf brasilianischem Boden zu einem Palimpsest europäischer Brutalität umgewandelt worden sein!

Echt afrikanisch ist um den schwarzen Hals dieser Frauen eine reichliche Korallenschnur mit goldenen Zierathen geschlungen; ja viele trugen dicke goldene Ketten um die Schultern. Eine sah ich, die den ganzen linken Vorderarm von der Handwurzel bis zum Elnbogen herauf mit gegliederten Armspangen bedeckt hatte. Doch scheint mir immer die Haupttoilettensorgfalt in dem turbanartigen Aufbauschen des feinen durch und durch gestickten Kopftuchs zu liegen, im feinen gestickten Hemd und dem untern Rand des luftigen, faltigen Rockes. Strümpfe dagegen schien mir im saubern, kurzen Pantoffel keine einzige zu tragen, gerade als ob sie die Koketterie eines zierlichen, bloßen Frauenfußes vollkommen studirt hätten.

So sahen denn diese freien, zum Theil wohlhabenden Minanegerinnen wirklich classisch aus. Wenige Stunden aber

nach der Procession zwischen afrikanischen Schönheitselementen war ich auf einem deutschen Balle, wo sich nur ausländische Damen befanden. Freilich vor solchen Lichtbildern nordischen Stammes sinkt die afrikanische Schönheit zu einem unheimlichen Nachtgebilde zusammen. Wie so ganz anders doch ein jugendlicher Blondkopf mit hellen Augen und Karminwangen, so blühend anzuschauen, als hätte Süden auf Nordens Schnee gepflanzt seine Rosen, wie anders so eine Jugenderscheinung im rauschenden Atlasgewand, wenn sie im Sechsachteltakt dahinschwebt durch den Saal! Wie so ganz anders die edeln Alabasterformen einer eben vom Norden gekommenen Frau, auf deren reinem Weiß noch der germanische Schnee zu liegen scheint, und der glänzende Schmuck, der auf der schönen Brust zu ruhen wagt, für solch kühnes Beginnen mit Blindheit gestraft wird! Wie anders das, wie anders alles! Neben solchen Blüten werden die Schönheiten aus der Bucht von Biafra und vom Strand des Dschadda zu Nachtschatten und unheimlichen Kräutern, wie wir solche schon im colchischen Garten der Hekate laut Orphischer Gesänge vorfinden — ja nicht einmal denken dürfen wir an die einen, wenn wir die andern betrachten.

Und gar zu gern betrachtete ich diese andern, die Blütenknospen europäischen Stammes und nordischer Gesittung, um so lieber, je mehr ich bis an den Rand, bis in die Tiefe fern abliegender Urwälder auf meiner Reise geführt ward.

Auch im Theater von Bahia sah ich helle Farben und europäische Formen. Im sehr hübschen Opernhaus sah ich zweimal den „Don Juan", allerdings eine seltene Erscheinung in Brasilien, selbst auf dessen italienischen Bühnen. Das Orchester war außerordentlich schlecht, desto besser aber die Aufführung selbst, und ich habe mit großer Freude unser deutsches Meisterwerk jenseit des Oceans gehört.

Unter den Zuhörern war das deutsche Publikum recht zahlreich vertreten, und ich sah viele angenehme Erscheinungen in den Logen, freilich weniger animirt als auf einem Balle. In ganz gleichem Maßstab sah auch die brasilianische Welt im Theater fein und anständig aus. Und wenn nicht aus höhern Regionen bis zum Paradies hinauf manche braune Peri herabgeschaut hätte, so hätte man sich vollkommen in ein europäisches Theater versetzt geglaubt.

Und doch muß ich hier noch einer entsetzlichen Anomalie Erwähnung thun. Man kann, wenn man in den Hauptsängern europäische Descendenten hat und manche unter ihnen, wie z. B. Donna Elvira und Zerline, außer dem tüchtigen Gesang auch glänzende Erscheinungen sind, keine so entsetzlichen Choristenfratzen und Statistencaricaturen auf die Bühne bringen, wie ich das in Bahia gesehen habe. In Rio selbst hat man sich nicht immer freigehalten von Taktlosigkeiten der Art, aber so arg wie in Bahia ist es doch dort nie gewesen. Wirklich, so sonderbare Menschenbildungen und Colorite habe ich nicht leicht irgendwo zusammengewürfelt gesehen wie auf dem Hintergrund der Bühne von Bahia! Sie bildeten das Seitenstück zu den Schuhen der Milizen am 2. December. So knapp kann es doch auch nicht mit der weißen Rasse bestellt sein, daß das Haupttheater, die italienische Oper in Bahia zu solchen Farben, solchen Formen greifen müßte!

Und doch sollte man das glauben, wenn man das Getümmel in den Straßen sieht, wie ich das ja schon gesagt habe. Gar oft ist die Frage aufgeworfen worden, ob die überwiegende Menge Schwarzer und Farbiger für die Existenz der hellern Klassen nicht bedenklich und selbst gefährlich werden könnte.

Die Zeit, wo diese Frage mit Ja beantwortet werden konnte, ist wol ziemlich bestimmt vorüber. Früher, als man

Neger besserer Klassen aus Afrika rücksichtslos in das Land überschleppte, als der öffentliche Sklavenmarkt noch überfüllt war mit „Waare" und die Neger auf der Straße vor dem zuschauenden Publikum fünf- bis sechsmal billiger verkauft wurden als jetzt, früher, bei solchem Negerüberfluß und bei einer viel brutalern Behandlung der Sklaven war allerdings Gefahr für die weiße, freie Menschenwelt vorhanden. Im Jahre 1834 war der letzte Negeraufstand in Bahia, bei welchem die Schwarzen unter Blutvergießen zu Paaren getrieben wurden. Ein Augenzeuge erzählte mir furchtbare Sachen. Man schlug die Neger wie die Hunde auf den Straßen todt. Besonders sollen die gemischten Einwohner arg gegen ihre Vettern gewüthet haben. Doch ist das alles bereits ein Vierteljahrhundert her, und ein eigentlicher Sklavenaufstand wird nicht mehr gefürchtet.

Dennoch herrscht immer noch ein gewisser Zusammenhang unter einzelnen Negertribus, namentlich unter den Mina-negern. Sie sind entschieden von semitischem Sauerteig und mohammedanischen Lehren durchdrungen, haben ihre eigene Sprache mitgebracht, ihren eigenen Cultus, ihre eigenen Kirchenformen und religiösen Gebräuche beibehalten. Ueberall hört man sie ihre semitische Sprache reden. Auch lebt unter ihnen heimlich und in heiliger mystischer Bedeutung eine Schriftform fort, welche sich besonders in den Händen derjenigen befindet, die eine Art von Priesteramt unter ihnen führen und gewisse, heimliche Zusammenkünfte halten und leiten.

Diese Verbindungen und Zusammenkünfte sind wol eher für eine Art von Freimaurerform als für einen wirklichen Mohammedanismus zu halten, wie es denn ja auch z. B. bei den Chinesen, wohin sie nur immer über den Erdboden gehen mögen, ganz regelmäßig eine Association freimaurerischer Natur gibt. Mehr als einmal ist man von seiten der

öffentlichen Behörden genöthigt gewesen, solche Negerzusammenkünfte, wenn man sie entdeckte, aufzuheben und die Häupter derselben gerichtlich einzuziehen. Wenn ich nicht irre, so ist das noch im Jahre 1857 der Fall gewesen, ohne daß die Untersuchung einen ernstern Charakter herausgestellt hätte.

Und da nun der Negereinfuhr von Afrika her eine Grenze gezogen ist, so mögen auch solche afrikanische „Burschenschaften" immermehr zusammenfallen und im gewöhnlichen politischen und kirchlichen Leben ganz aufgehen, wie das ja selbst mit der Freimaurerei der Fall ist. Je mehr es dabei den Schwarzen gelingt — und es gelingt in Bahia vielen Minanegern — vom Sklavenzustand zur Freiheit zu gelangen und in derselben an allen bürgerlichen Rechten theilzunehmen, desto weniger haben sie Grund aufzustehen und die Ordnung der Dinge umstoßen zu wollen.

Anders ist es mit der gemischten Klasse. Meistens von mütterlicher Seite aus afrikanischem Blute stammend, drängt sich diese Menschenklasse ganz entschieden zur weißen Rasse hin und zeigt sich selbst da, wo es zu einer Parteiergreifung kommt, entschieden feindlich und selbst grausam gegen die schwarze Rasse, wie das sich gerade im Jahre 1834 herausstellte. Und doch hat diese Menschenfraction — wenigstens hat man mir das in Bahia vielfach berichtet und ich glaube es auch — eben keine Ruhe und Fassung in politischen Angelegenheiten. Man schiebt den Farbigen von Bahia gern Gelüste zu republikanischen Tendenzen unter und meint, daß ein Freistaat von Farbigen von Bahia nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre. Allerdings stand die berüchtigte Revolution des Sabino vom Jahre 1837 entschieden auf farbigem Boden, wenn auch der Ehrgeiz einzelner Weißer lebhaft dabei betheiligt und thätig war.

Ob wirklich solche Gelüste zu republikanischen Tendenzen

noch einmal die Monarchie zu offenem Kampfe herausfordern werden, ist nicht abzusehen. Bahia liegt offen an seiner Bucht da und ist zu einem Bombardement von der Seeseite her ganz geschaffen, — wenigstens ein gewichtiger Grund zur Ruhe für ochlokratisches Gesindel, dem Freiheit und Frechheit ganz gleichbedeutend ist und welches in jedem Gesetz eine Tyrannei erblickt.

Und solch Gesindel ist in Bahia zahlreich genug. Seine Stimmung und Gesinnung bricht nur zu offen durch; noch im Jahre 1858 zeigte es fletschend seine Zähne in einem höchst betrübenden Vorfall.

Die Verwaltung der Sta.-Caza von Bahia hatte im August 1857 beschlossen, zur Besserung des Waisenhauses für aufwachsende junge Mädchen, über deren moralische Haltung und Richtung sich eine Menge Zweifel erhoben hatte, Barmherzige Schwestern vom Orden des heiligen Vincent von Paula aus Frankreich kommen zu lassen, nachdem dieser Orden in Rio-de-Janeiro so segensreiche Früchte getragen hatte. Im December wurden die Waisenmädchen den sieben angekommenen Schwestern übergeben, machten ihnen aber so viel Verdruß, daß die Verwaltung mit Zuziehung des Erzbischofs sich genöthigt sah, die sechs schlimmsten Mädchen und zunächst ganz besonders drei von diesen nach den Klöstern von Soledade und Mercês bringen zu lassen.

Als das am 28. Februar ins Werk gesetzt werden sollte und die Herren des Verwaltungsraths eins ihrer Mitglieder hinschickten, um die wilden Magdalenen fortzubegleiten, machten diese einen wirklichen Aufruhr und riefen das Volk, was sich versammelte, zu Hülfe, ja es heißt, daß infolge einer Liebesintrigue mit den Mädchen ein Kerl schon eine Volksdemonstration vorbereitet hatte.

Nun begannen Scenen eines brutalen Vandalismus. Das Volk drang in das Waisenhaus ein, warf die Barmherzigen

Schwestern auf die Straße hinaus und mishandelte sie sogar, als sie sich in den Palast des Präsidenten, damals meines edeln Freundes Cansançao de Sinimbu, flüchteten. Vergebens bemühte sich der hinzueilende Polizeichef, das Volk zur Ruhe und zum Nachhausegehen zu bewegen. Vielmehr ging ein Haufe nach dem Hause der Providencia, einer Kleinkindererziehungsanstalt, um auch dort die Soeurs de charité herauszuwerfen, angeführt von einem Cabra (Sohn von einem Neger und einer Indianerin) mit Namen Pedro Jozé de Sant' Anna, einem Nationalgardisten. Der Polizeichef mußte der Canaille weichen, Offiziere von höherm Range wurden verwundet, das Haus erstürmt und die Schwestern herausgeworfen, welche indeß in den Nachbarhäusern Schutz fanden. Ohne diesen wären sie vielleicht die Opfer der Bestialität geworden.

Ein dritter Haufe richtete sich nach einem andern barmherzigen Etablissement, um ebenfalls die Schwestern zu mishandeln. Doch gelang es dort einem Cavaleriedetachement, ihn auseinander zu sprengen.

Die edeln Citoyens versammelten sich jetzt auf dem Palastplatz und verlangten, man sollte den Wachtposten des Palastes fortschicken. Sie erstürmten das am Platz liegende Haus der Municipalität, läuteten Sturm, verlangten billigeres Mehl, eine Gasbeleuchtung, eine Eisenbahn, kurz alles, was eben eine versammelte Canaille thut, wenn man ihr nicht ordentlich die Köpfe zusammenhaut.

Als die Frechheit nun so weit ging, daß man die Fenster des Palastes einwarf, den Commandanten und einen Soldaten schwer und noch fünf andere Soldaten leicht verwundete, ließ die Behörde Cavalerie kommen und den Platz säubern, ohne daß es zu einem blutigen Conflict kam.

Da man aber dem edeln Volk die Köpfe nicht blutig gehauen hatte, kam es am nächsten Tage wieder, brach in die

Sitzung der Municipalräthe ein, jagte sie auseinander und beging alle nur mögliche Frechheiten, bis man es wieder mit Cavalerie auseinander jagte.

Freilich war das wol nur die Canaille von Bahia, die so that. Doch war sie stark genug, daß sie so thun konnte. Und vielleicht war sie von unsichtbaren Agitatoren in Bewegung gesetzt. Wenigstens sah sich mein edler Freund Cansançao de Sinimbu genöthigt, zur selben Zeit eine Reihe von Absetzungen vorzunehmen. Bald darauf war ein Nationalfest. Die auf dem Platz vor dem Palast aufmarschirte Nationalgarde that drei Salven, bei welcher Gelegenheit ein Glasfenster des Palastes sprang und dem Präsidenten den Kopf blutig streifte. Als aber auch etwas Gips im Zimmer abbröckelte, sah man genauer nach und fand eine abgeplattete Flintenkugel auf dem Boden liegen.

Sonach hat Bahia den Schandfleck auf sich geladen, der erste Platz zu sein, in welchem man Barmherzige Schwestern vom Orden des heiligen Vincent von Paula gemishandelt hat, dieselben Mädchen, die auf Tahiti, bei den Kabylen am Atlas und von den Türken auf den Händen getragen wurden. Ich halte das, nachdem ich jahrelang dem Treiben und Thun der Schwestern zugesehen habe, für einen Schandfleck, für den ich keinen Ausdruck, keinen Namen habe. Und doch möchte ich jenen Mordversuch gegen Cansançao de Sinimbu für noch verruchter halten. Einen edlern Mann konnte kaum je ein Pöbel ermorden wollen.

Das sind aber bahianer Zustände, die Resultate des Sklaventhums und der Negerzüchterei! Werfen wir noch einige Blicke auf solche Zustände.

Während wir im freien deutschen Colonieleben von S.-Leopoldo in der Provinz Rio-Grande uns nach dem Wort Verbrechen fast ganz vergebens umgesehen haben, finden wir

in der Provinz Bahia mit etwa 1 Million Einwohnern, daß vom 22. September 1857 bis 15. April 1858, also in etwa sieben Monaten, unter 130 Verbrechern 85 Mörder, 8 Mordversuchende und 21 Subjecte wegen schwerer Verwundungen, dagegen nur 4 Räuber, aufgefangen wurden.

Unter den 85 Mördern figurirt einer mit 17 Ermordungen und wahrscheinlich noch mehr, einer mit 15 Morden und ein dritter mit 5. Rachsucht war wol meistens der Beweggrund zum Mord.

Im ganzen Jahre 1857 wurden 96 Mörder eingefangen, 8 Individuen wegen Mordversuchs und 17 wegen schwerer Verwundungen. Unter den Ermordungen findet sich der Mord eines Ehegatten an seiner Frau ausgeübt, eines Stiefvaters gegen seine Stieftochter, eines Schwagers gegen den Schwager, eines Stummen gegen seinen Schwager in dessen Hochzeitnacht u. s. w.

Das sind allerdings blutige Geschichten, und noch lange mag es dauern, ehe sie sich vermindern. Höchst interessant wäre es, wenn in solchen Polizeiangaben auch genau die Farbe constatirt würde (Weißer, Neger, Mulatte, Cabra und Indianer); ich konnte indeß nichts darüber ausfindig machen.

Doch müssen wir gleich hinzufügen, daß die Regierung auf alle Weise zu bessern sucht durch Anlegung und Besserung von Schulen. In den 177 öffentlichen Knabenschulen für primären Unterricht wurden nach dem Relatorium vom Jahre 1857 doch 7371 Knaben unterrichtet, und in den öffentlichen Mädchenschulen 1406 Mädchen. Privatschulen für Knaben gab es in der Provinz 49, mit 1983 Schülern, und 21 Mädchenanstalten mit 1032 Schülerinnen. Demnach genossen im Jahre 1857 in der Provinz Bahia 11792 Kinder primären Unterricht.

In Anstalten von secundärem Unterricht genossen:

im Lyceum von Bahia 182 Schüler,
in andern höhern öffentlichen Schulen 1950 "
und außerdem in Privatanstalten 1344 "

von denen allein auf die Stadt Bahia 1085 kommen, ausgedehnten Unterricht.

In zwei Seminarien der Stadt wurden 101 Studirende für den geistlichen Beruf erzogen. Wie weit aber die Kirche auf das Volk wirkt, ob verbessernd oder demoralisirend, darüber will ich hier kein Urtheil fällen.

Mit der Katechese der Indianer sah es schlecht aus. Wenige Missionare waren vorhanden, und eine nur geringe Anzahl Wilder bekehrte sich zum Christenthum und zur Cultur.

Die öffentliche Bibliothek enthielt 16654 Bände und ward von 2902 Personen besucht, von denen jedoch viele nur kamen, um die Sammlung einmal zu besehen, nicht um sie eigentlich zu benutzen.

Wenigstens erwähnen will ich hier nur noch, daß in Bahia auch eine medicinische Schule existirt, die ganz nach Art der medicinischen Facultät von Rio-de-Janeiro hinreichenden Unterricht ertheilt in der Heilwissenschaft nach ihrer ganzen Länge und Breite. Sie ist nicht weniger besucht als die von Rio. Und wenn es manchmal behauptet worden ist, daß die Facultät der Hauptstadt viel bessere Aerzte heranbildet als Bahia, so liegt das besonders an der Verschiedenheit der Hospitaleinrichtungen.

In seinen Hospitaleinrichtungen kann sich Bahia natürlich nicht im allerentferntesten mit Rio messen. Vielmehr scheint mir Bahia mit seinem Stadthospital hinter der Nothwendigkeit zurückzubleiben. Allerdings reichen die Räumlichkeiten für die Krankenzahl hin, aber die Krankenzahl, die sich dem Hospital anvertraut, ist sehr klein für die Einwohnerzahl, d. h. in Bahia hat man noch große Vorurtheile vor dem Hospital, woraus unter vielen Uebelständen auch der hervorgeht, daß

viele schwere, aufgegebene Kranke an das Hospital abgegeben werden und damit die Sterblisten der Anstalt zu einem sehr unvortheilhaften Resultat bringen.

Doch wird in neuesten Zeiten östlich von der Stadt eine Hospitalanstalt in sehr günstiger Lage erbaut, sodaß in der nächsten Zukunft das Allerbeste über das Hospitalwesen von Bahia zu berichten sein wird.

Was nun noch zum ganzen Staatshaushalt von Bahia gehört, kann ich hier ziemlich übergehen. Den gelehrten Erzbischof und ersten Prälaten von Brasilien, Romualdo, Grafen von Sta.-Cruz, habe ich nicht kennen gelernt.

Die Militärmacht der Provinz steht unter einem General das armas; ein Arsenal besorgt die schwimmenden Kriegsangelegenheiten. Ein mitten im Wasser liegendes, kreisrundes Forte do mar gebietet im Hafen Ordnung und Ruhe. Ein Zollhaus treibt die Abgaben für den Import und Export ein, nicht allzu weit davon ist eine prächtige Börsenhalle mit einem hübschen Arboretum und einem Springbrunnen vor der Thür. Doch werden dort keineswegs alle Geschäfte abgemacht. Der deutsche Handel wenigstens versammelt sich lieber an der „scharfen Ecke" und macht es ganz wie die alten Germanen; er macht seine Geschäfte beim Gerstensaft ab, eine nordische Gewohnheit, welche unsern guten Landsleuten in Bahia vom dortigen Commerzium sehr stark verdacht wird.

Zweites Kapitel.

Besuch einiger bemerkenswerther Flüsse der Provinz Bahia. — Der Paraguassu und Cachoeira. — Die Plantage Victoria. — Die Bucht von Camamú. — Ein Tag in Ilheos. — Canavieiras. — Fahrt auf dem Rio-Pardo. — Die Stromschnellen des Prejuizo und Funil. — Die Weihnachtstage im Paraiso do Ribeiro-Verde bei dem Oberstlieutenant Augusto Frederico Vasconcellos de Souza Bahianna. — Rückkehr nach Canavieiras. — Belmonte. — Fahrt auf dem Jequitinhonha bis Genebra. — Der Ingenieuroberst Innocencio Velloso Pederneiras. — Poassu. — Ein Abenteuer im Kanal von Poassu. — Nochmals Canavieiras.

Wenn wir einen unbefangenen Blick auf eine Karte werfen, welche uns die Bucht von Bahia in größern Umrissen darstellt, so können wir uns des Gedankens kaum erwehren, daß die ganze Bucht, wie weit und groß sie auch sein mag, nur ein Vorwasser, nur die Mündung eines Flusses, des Paraguassu, sei und somit viel eher den Namen eines Flusses, Rio, verdiene, als die Bucht der brasilianischen Centralstadt Rio genannt wird.

Der Paraguassu, Peragoá-açu, oder wie noch manche andere Schreibarten den Fluß nennen mögen, entspringt mitten

in der Provinz Bahia an den Abhängen der Serra da chapada diamantina, welche Serra einen großen Theil der Provinz von Südwesten nach Nordosten durchsetzt und das Wassergebiet des Rio-de-S.-Francisco von den beschränktern Gebieten der Küstenflüsse Itapicuru, Paraguassu und Rio-das-Contas trennt.

Hier im Centrum der Provinz vereint sich ein ganzes Netz von Flüssen, welche dann zusammen in einem nicht unbedeutenden Strome und vielfach gebogener Schlangenlinie nach Osten fließen unter dem Namen des Paraguassu. Doch verhindern 12—15 geographische Meilen vor seiner Mündung einige Stromschnellen und Wasserfälle des so entstandenen Flusses Beschiffung, welche in der That nur 7 Leguas (5 geographische Meilen) von seiner Verbindung mit dem Meerbusen aufwärts bemerkenswerth ist.

Je kürzer aber das befahrbare Ende des Flusses erscheint, desto größer ist seine agricole Bedeutung und das durch den Anbau hervorgerufene Handelstreiben. Ja die Stadt Cachoeira am Paraguassu ist so wichtig und so bedeutend im Handel von Bahia, daß sie, wie klein und eingezwängt sie auch an ihrem Fluß liegen mag, als ein höchst wesentlicher Bestandtheil des ganzen Bahiageschäfts angesehen werden muß und den Besuch eines jeden Reisenden verdient.

Der Name Paraguassu ist übrigens ein historischer. Als unter den ersten Entdeckern von Brasilien auch Diogo Alvarez Correa bei Bahia Schiffbruch litt, ward er durch eine Indianerin von Ansehen, Paraguassu, die sich in ihn verliebte, gerettet. Ein Flintenschuß spielt auch in der Geschichte seine Rolle. „Caramurú!" schrien die Wilden, als Alvarez seine Flinte losschoß — ein Feuermann! Der Name blieb dem Geretteten. Caramurú und Paraguassu sollen später nach Europa gegangen und die Indianerin dort zu einer Katharina umgetauft worden sein. Als solche liegt sie in

der Kirche da Graça bei Bahia begraben. Beide Ehegatten sind bei der ersten Colonisirung von Bahia von sehr großem Nutzen gewesen, und noch heute ist das Land stolz auf beide. Eine angesehene Familie rühmt sich noch jetzt ihres alten Adels, des Ursprungs von der Paraguassu.

Zweimal in der Woche geht ein eigenes Dampfboot von Bahia nach Cachoeira. Auf ihm befand ich mich am 11. December. Um 2 Uhr fuhren wir beim klarsten Wetter aus dem Hafen fort in der Richtung von Westnordwest und dann West. In der schärfsten Nachmittagsbeleuchtung lag die Stadt hinter uns und gewährte einen prachtvollen Anblick. So dicht, als es die hervorspringende Sandbank daselbst erlaubte, fuhren wir um die Spitze der Insel Itaparica mit dem freundlichen Städtchen, von welchem eben nordwestlich die kleine Ilha do medo oder meio, wie einige sie nennen, sich wunderhübsch ausnimmt, kaum eine Insel zu nennen, denn sie ist eine nur mit wenigem Grün bewachsene, einsam gelegene Sandbank, auf welcher ein herrlicher Kokospalmenhain prangt.

Ganz im Charakter der Kokospalmen scheinen die edeln Bäume aus dem Seewasser selbst hervorzuwachsen, alle von gleicher Form, alle von gleicher Höhe, gerade wie man sie an so manchen Küstenpunkten Brasiliens am Strande zu lichten Waldungen zusammengedrängt findet und von fern erblickt, ehe man noch den Strand selbst sieht. Auf schlanken Stämmen schwebend bilden die Kronen eine anmuthige Luftinsel, ein weiches, liebliches und doch so einfaches Tropenbild. Sandboden am Meeresstrand oder doch am Seewasser, die nächste Umgebung einer stillen Bucht, eine salzige Lagoa ist recht eigentlich der Lieblingsaufenthalt der Kokospalmen; nirgends besser als dort gedeihen die gewaltigen Nüsse der schlanken, vom Osten eingewanderten Bäume. Allerdings ist die Bucht von Bahia recht eigentlich ein Kokospalmenterrain,

kein Wunder, wenn die großen Früchte auch vorzugsweise Cocos da Bahia genannt werden und wir selbst so viele Exemplare des schönen edeln Baums nahe und fern um uns erblickten, als wir mit unserm Dampfer der Mündung des Paraguassu zueilten.

An dieser seiner Mündung mag der Fluß wol 1500 Fuß breit sein. Gleich rechts liegt eine kleine, bescheidene Ortschaft, S.-Sebastião, auf festem, trockenem Boden, wie denn am ganzen Fluß viel mehr feste Uferbildung ist als am S.-Francisco. Ja man trifft selbst steile Wände und hoch aufgestiegene Ablagerungen, die mir beim schnellen Vorbeifahren fast wie Sandsteinformationen vorkamen, obgleich ich nirgends bei und in Bahia diese Gesteinart gefunden oder als Baumaterial angetroffen habe.

Bald öffnet sich der Fluß zu einer ansehnlichen Breite und bildet einen schönen Landsee. An sonnigem Abhange liegt hier unter einzelnen, hoch herausragenden Palmen das freundliche S.-Roque. Ein reizenderes Tropenbild gibt es nicht leicht. Ich glaubte bei seinem Anblick meine frühesten Kinderträume von Palmenhainen und Friedenslandschaften im glücklichen Süden verwirklicht. Die seitlich höher gelegene, von Palmen umrauschte Kirche gewährt einen anmuthigen Anblick; fast ein Hauch aus Morgenland weit nach dem fernen Westen getragen ist es, was man empfindet beim Vorbeifahren an der kleinen Landschaft, ein echter Palmsonntagsgruß.

Gleich dahinter liegt an einer Verengerung des Paraguassu eine wohlangelegte Batterie, ehemals ein gutes Mauerwerk zu Schutz und Trutz, jetzt verfallen und verkommen und auch wol seit Erfindung der Dampfboote ohne große Bedeutung. Hinter ihr hat der Binnensee beinahe zwei Meilen in seiner ganzen Länge, eine prächtige Wasserfläche mit malerischer Einfassung. In der Nähe des Ufers liegt

hier eine große Zuckerpflanzung mit weitläufigen Baulichkeiten. Ihr schräg gegenüber prangt ein ansehnliches Franciscanerkloster, dessen Kirche inwendig ganz mit Schildpatt ausgelegt sein soll. Weiterhin, an einem Nebenfluß des Paraguassu, liegt die Stadt Maragojipe; kaum erkennt man die beiden Thürme der Stadt und die freundlichen Häuser durch den Kokoswald hindurch, welcher sich am Ufer des Landsees hinzieht.

Die ganze weitere Gegend um diesen See des Paraguassu ist hügelig und selbst bergig. Ueberall sieht man grünende Zuckerrohrfelder bis hoch zu den Spitzen der Berge emporsteigen. An schroffern Stellen wuchert dagegen ein freies, ungezügeltes Pflanzenleben, in dessen nächste Nähe sich wieder die Wohnungen, zum Theil palastartige Häuser, der Landbesitzer hinandrängen. Oben an den grastragenden Höhen weiden kleinere Rinderheerden.

So gleicht jene Landschaft um Maragojipe einem italienischen Landseebilde. Wenn auch keine hohen Gebirge wie in Norditalien hier das Auge fesseln, so entschädigt dafür wieder die schöne Palmenvegetation am Ufer und läßt den vorbeifahrenden Reisenden leicht und gern an classische Pinien denken.

Die höchst ungleiche Wassertiefe des Landsees nöthigt das Dampfboot, in einem weiten Halbbogen die Fläche zu durchschneiden. Erst oberhalb Maragojipe nimmt der Paraguassu eine gleichmäßige, flußartige Form und Einfassung an, erst hier beginnt sein eigentliches Süßwassergebiet zwischen hohen, ziemlich gleichmäßig fern nebeneinander hin verlaufenden Ufern. Etwa 600—1000 Fuß breit ist fortan der Fluß bis nach Cachoeira hinauf. Zuerst liegen dort die armseligen Ortschaften Rhagé und Coqueiros, dann folgen wieder einzelne Zuckerplantagen vom vornehmsten Ansehen, deren Felder sich hoch hinauf und über die Berge hinziehen.

Aber es ward Abend. Ein schwankendes Mondlicht und die tiefe Ruhe der Ufer gaben unserer Fahrt einen höchst poetischen Anstrich. Da hielt das Dampfboot, und die Friedensscene der tropischen Mondnacht verwandelte sich in den wildesten Tumult schreiender Neger, die mit ihren langen Canots auf das Dampfboot losgeschossen kamen, um für einige Kupferstücke Passagiere und Güter ans Land zu holen, da das Schiff einige Schritte vom Ufer fern liegen bleibt und man für dasselbe noch keine zweckmäßige Landungsbrücke gemacht hat. Wir waren in Cachoeira.

Gleich am Uferplatz fand ich in einem Hotel, von denen die Stadt mindestens zwei besitzt, eine hinreichende Wohnung. Nach dem Abendessen erlebte ich trotz der späten Stunde aus meinem Fenster noch eine originelle Scene.

Unter mir lag der Uferplatz; rechts floß der stille, breite Fluß zwischen seinen dunkeln Bergufern dahin; jenseit desselben blinkten die Lichter aus den Fenstern der hübschen, großen Vorstadt S.-Feliz. Alles athmete Ruhe, Friede und Nachtfeier. Aber mir gegenüber auf der andern Seite des Platzes hielt der Teufel sein tollstes Treiben in den Ausgangsklängen eines Kirchenfestes.

Zum Besten der Kirche ward, wie das am Abend vor und nach Kirchenfesten in Brasilien durchweg geschieht, eine Auction gehalten, wobei der Versteigerer, um recht viel Leute anzuziehen und auszuziehen, zugleich die lustige Person spielte. Tauben, Kuchen und Tandsachen wurden dem lärmenden Volke, was jeden schlechten Witz des schon ganz heisern und bellenden Versteigerers mit schallendem Gelächter begleitete, zu hohen Preisen verkauft. Zwischen jedem Verkauf spielte eine grelle Musik einige Passagen des Fado oder Lumdum, jener ungeregelten Negertarantella, worin jeder so viel Verrenkungen und unzüchtige Bewegungen macht, wie nur im-

mer möglich sind. Je wilder die Ausgelassenheit, desto wüthender der Applaus.

Plötzlich war alles still und warf sich auf die Knie; das Allerheiligste kam daher von einem Sterbenden. Aber kaum war das in die Kirche hineingetragen, so tobte das Volk wieder bei Auction und Fado; eine Menge Raketen sauste zum Himmel hinauf, und bis tief in die Nacht hinein raste das Negerbacchanal zur Feier des katholischen Kirchenfestes.

„Ubi erit ecclesiae spes, si offenditur Deus?" würde jener berühmte Kapuziner gesagt haben. Und was soll der Protestantismus dazu sagen, der verrufene, verketzerte? Mindestens lachen darf er über solches katholische Kirchenfest in Cachoeira, denn Achtung flößt es ihm nicht ein.

Dagegen der Sonntagsmorgen, der erste Frühblick, der in das schöne Thal des Paraguassu hineinlauscht! Fast war es mir, als wachte ich in Ziegelhausen auf am Neckar bei Heidelberg, oder in Neckarsteinach. Nur ist der Paraguassu breiter als der deutsche Fluß. Aber dafür hat er keine drei Burgruinen, keine Sage, keine Geschichte, keine freie, fröhliche, deutsche Jugend! Und diese letztere doch! Sie kommt gleich zum Vorschein, wenn sie auch nur aus drei juvenibus der alten Zeit zusammengesetzt ist und aus ganz verschiedenen Winkeln herbeigeholt werden muß.

Am frühesten Morgen schlenderte ich durch die Stadt, die immer an 12000 Einwohner haben mag und eben keine baulichen Merkwürdigkeiten besitzt. Ein einsamer Weg führte mich längs eines kleinen Baches zu einer Schneidemühle, die schon in voller Thätigkeit war. Ich klopfte an — Freund Burkart lag noch im Bett. Denn niemand anders als Dr. Burkart, den ich in der Stadt Desterro kennen und hoch schätzen gelernt und als meinen fröhlichen Reisegefährten von dort durch einen Theil der Provinz von Sta.-Catharina

bis nach der Colonie Donna Francisca besonders lieb gewonnen hatte, wohnte in jener Mühle.

Mit der brasilianischen, in Deutschland auf das sorgfältigste erzogenen Tochter eines wackern Schweizers, des Herrn Lukas Jeßler in S.-Feliz, verheirathet, hatte sich der wackere Schulmann von seinem Lehramt als Professor der Geschichte vom Lyceum in Desterro, wo ihn das katholische Gebell einiger Pfaffen langweilte, nach Cachoeira zurückgezogen, um dort in den Schneidemühlen seines Schwiegervaters seine gediegenen mathematisch-mechanischen Kenntnisse praktisch anzuwenden.

Herzlich freuten wir uns des Wiedersehens und fuhren bald über den schönen, ruhigen Fluß nach S.-Feliz hinüber, wo mein Freund, seine Frau und ich selbst den alten „Vater Jeßler" begrüßen wollten, der mich schon am ersten Tage meines bahianer Aufenthalts, als ich ihn in Bahia antraf, hatte mit sich nach Cachoeira nehmen und dort einige Wochen behalten wollen.

Wäre ich ihm damals gefolgt, ich glaube wirklich, ich hätte das Abreisen von Cachoeira ganz vergessen. Kaum kann man einen wackerern Schweizer finden als den alten Lukas Jeßler. Er ist eine Kernfigur, die am Paraguassu und in Bahia wirklich classisch und historisch geworden ist. Nicht leicht möchte es in jener Gegend einen Deutschen, einen Schweizer geben, der nicht dem Alten Gastfreundlichkeit, Hülfe und Rath in jeder Beziehung verdankte, nicht leicht einen Brasilianer der Umgegend, der nicht das Allerbeste von ihm zu sagen hätte.

So war denn auch meine Versöhnung mit dem wackern Alten, der mich schalt, daß ich im Hotel und nicht bei ihm mich einquartiert hatte, bald wieder geschlossen. Dann benutzten wir, Burkart und ich, den wundervollen Morgen zu einer kleinen Flußerpedition, auf welcher ich einen Brief

an eine dem Namen nach mir längst bekannte Familie abzugeben hatte.

Eine kleine Meile von Cachoeira den Paraguassu abwärts liegt hart am Ufer des Flusses die große, vornehme Zuckerplantage von Victoria, deren Bewohner eine gewisse Berühmtheit sich erworben haben, ohne nach ihr zu streben. Diese Berühmtheit besteht in der vollendetsten europäischen Erziehung und jener uneingeschränktesten Gastlichkeit, wie ich sie wirklich in ihrer vollen Ausdehnung nur in Brasilien getroffen und nur bei den reichern Grundbesitzern daselbst möglich gefunden habe. Der Besitzer der Victoria ist Herr Egas Muniz d'Arragão, sammt zwei Brüdern aus einer der angesehensten brasilianischen Familien entsprungen, mit welcher Brüder einem, Francisco, ich im Jahre 1835 in Heidelberg studirt hatte. Leider mußte der Hausherr selbst im Augenblick unsers Kommens zu einer langen Municipalverhandlung nach Cachoeira reiten, sodaß ich ihn nur auf Augenblicke sah. Ich hätte demnach meinen Besuch auf der Victoria für halb verfehlt ansehen müssen, hätte ich nicht dort eine Dame kennen gelernt, wie ich sie in Brasilien nur ganz ausnahmsweise getroffen habe.

Die Frau des Herrn Egas Muniz d'Arragão ist eine geborene Deutsche mit vollendeter französischer Erziehung, ebenso angenehm in ihrer äußern Erscheinung wie geistig gewandt im Gesellschaftsgespräch und tief eingehend in ernstere Unterhaltung. Mögen diese wenigen Worte denjenigen genügen, die mit mir diese ausgezeichnete Frau bewundern, und sie selbst mir, falls sie einmal erfahren sollte, daß ich ihren Namen und ihr Grundwesen an die Oeffentlichkeit verrieth, diesen Verrath verzeihen, der um so größer erscheint, je mehr die edle Frau selbst vom Geräusch der Welt zurückgezogen nur ihren nächsten Pflichten lebt.

Im ganzen Hause findet man die Bildung und Gesittung

der Gebieterin wieder. Alles ist hell, rein, geschmackvoll. Nichts ist gethan, um mit jenem Luxus zu prunken, den in unsern Zeiten der Wohlstand oder Reichthum nach außen kehrt. Vielmehr herrscht ein bescheidener Reichthum im Hause, dieser aber überall, an den Wänden der hellen Säle, den saubern Mobilien, dem ausgezeichneten Mittagsessen, am meisten aber in der Erziehung der Kinder. Die noch immer jugendlich frische Dame von der Victoria hat schon einen achtzehnjährigen Sohn auf einer deutschen polytechnischen Schule und noch einen wenig jüngern ebenfalls in Europa, dazu noch mehrere Kinder im Hause unter eigenen Augen, an deren Erziehung ein deutscher Candidat der Theologie emsig mitwirkt. Man kann keine liebern Kinder sehen als diese. Offen und zutraulich, ohne dreist zu sein, anständig und gesittet ohne vornehme Affectation, und gehorsam dem ersten Worte, wie man schwerlich in andern brasilianischen Häusern Kinder finden möchte, die eher den Sklaven des Hauses impertinent befehlen, als der Mutter und dem Lehrer blindlings und bescheiden gehorchen, bilden die Kinder des Herrn Egas Muniz ein freundliches Kinderbouquet, in welchem eine kleine Tochter von drei bis vier Jahren in reizender Verschämtheit einer aufquellenden Rosenknospe gleicht. Für den deutschen Reisenden ist noch das besonders wohlthuend, daß diese Kinder auch ihrer Mutter Sprache folgen und ebenso niedlich deutsch wie portugiesisch reden.

Wie viel von dieser prächtigen Saat der Mutter gehört, wie viel dem rüstigen Erzieher, Herrn Koch, kann ich nicht sagen. Daß letzterer schon neun Jahre im Hause der Victoria als Lehrer wirkt und eine so ausgezeichnete Achtung und Unabhängigkeit genießt, wie man sie nur selten einem Hauslehrer gewährt, ist ein höchst ehrenvolles Zeugniß für die Familie und den Lehrer.

So ward aus meiner beabsichtigten Visite einer Viertel-

stunde auf der Victoria der Aufenthalt eines vollen Tages. Und dennoch that es mir gegen Abend noch leid, ein Haus so bald wieder verlassen zu müssen, dessen wohlgesittete Bewohner mir von Stunde zu Stunde lieber wurden, und in welchem trotz des Pflanzerlebens der reinste Europäismus bis in seine kleinsten Formen hinein überall herrschte.

Zwar versprach ich zum Aufenthalt einiger Tage noch einmal zur Victoria zurückzukehren; doch wußte ich im voraus, daß mir das nicht möglich werden würde. Und so bestiegen wir denn unser Canot wieder. Herr Koch, der gemüthliche Musensohn der fruchtbaren Georgia Augusta, ließ sich zum Mitfahren bewegen, und so war denn, wie ich am Morgen Neckarempfindungen gehabt hatte, mein heidelberger Bild zu einem lebenden geworden. In einem südamerikanischen Canot mitten auf dem Paraguassu saß Halle, Göttingen und Heidelberg vereint, und wir feierten das Andenken an unser liebes deutsches Vaterland und das ewig junge Hellas!

Im vollen Abenddunkel kamen wir zum alten Jeßler nach S.-Feliz zurück, wo sich eine kleine Gesellschaft zur Feier des Sonntags zusammengefunden hatte und den Humor bis zum Tanzen trieb. Einfachere Leute als die Bewohner der Victoria lernte ich an dem Abend kennen und doch so wackere, herzliche! Gegen 11 Uhr abends fuhr ich dann mit meinen lieben Burkarts nach Cachoeira hinüber, im vollsten Bewußtsein, auch dort am Paraguassu gar viele Keime zu einer schönen Zukunftssaat Brasiliens gefunden zu haben.

Früh 'weckte mich am folgenden Morgen das Handelsgetümmel der Stadt. Man rüstete sich zur Expedition des Dampfboots!

Kaum sollte man es denken, welche Thätigkeit Cachoeira und S.-Feliz entwickeln. Alles ist Handel, alles ist geschäftiges Treiben, Kommen und Geben von Frachtbooten, von Mauleseltruppen, von einzelnen Reitern. Denn in Cachoeira

endigt der Hauptweg, der vom Joazeiro am großen Rio-de-S.-Francisco, von den Diamantwäschereien in der Chapada diamantina, den diamantenreichen Hochdistricten der Provinz Bahia, und den viehzüchtenden Sertãos von Pernambuco und Piauhy, und besonders aus den näher liegenden Tabacksdistricten der Provinz Bahia selbst zum großen Emporium der Küste hinüberführt. Hier ist ein Generalstapelplatz, besonders vom Taback, der sich in allen Formen und Farben am Paraguassu aufgespeichert findet und verarbeitet wird.

Außerordentlich groß ist besonders die Cigarrenfabrikation in Cachoeira und S.-Feliz. Fast möchte man glauben, daß beide Orte nur eine einzige Cigarrenfabrik bilden. In den Schneidemühlen des alten Lukas Jeßler allein werden täglich zwischen 7 — 8000 Cigarrenkisten gemacht, die durchweg mit den in S.-Feliz, Cachoeira, dem nahen Muritiba und andern umliegenden Orten fabrizirten Cigarren angefüllt werden. Und doch bildet das immer nur einen Theil der Cigarrenfabrikation in der Provinz Bahia, immer nur einen Theil des Tabacksexports aus dem nördlichen Brasilien.

Und bei solcher Tabacksproduction, ja bei der ungeheuern Tabacksproduction in der ganzen Welt ist es wol für das erste nicht zu hoffen, daß das widerliche und unnatürliche Laster des Tabackrauchens als solches von der öffentlichen Meinung erkannt, und höchstens nur noch in Matrosenspelunken und Kasernen neben Schnaps und Bier geduldet werde.

Ob aber Cachoeira zu einer noch bedeutendern Entwickelung gelangen werde, weiß ich nicht. Die Wichtigkeit der oben angeführten Districte im Innern des Landes ist vollkommen anerkannt worden, und schon buhlen die beiden großen Städte Pernambuco und Bahia um die Handelsgunst alles dessen, was zu beiden Seiten des Rio-de-S.-Francisco bis in die bedeutendsten Fernen hinaus Producte an den Handels-

markt bringen, und sich mit europäischen und nordamerikanischen Handelsartikeln versehen möchte. Mittels Eisenbahnwegen suchen, jede Stadt für sich, beide genannte Handelsplätze jene fernen Westgegenden zu gewinnen. Alles was auf dem linken Ufer des S.-Francisco zur Handelsthätigkeit kommt, wird sich nach Pernambuco wenden, während die Districte östlich und südlich vom S.-Francisco von Bahia ausgebeutet werden. Und da bleibt Cachoeira am Wege, ja vielleicht ganz ab vom Wege dieser neuen Verkehrsmittel liegen, wie sehr es auch immer seine Handelsbedeutung für die Umgegend — und diese ist in hohem Grade beträchtlich — behaupten wird.

Hinderlich im freien Verkehr mit seiner Umgegend ist es dem Orte schon jetzt, daß er mit keiner Brücke zum jenseitigen Ufer mit S.-Feliz zusammenhängt. Ueber solchen Brückenbau ist schon vielfach verhandelt worden, ja, man hat selbst schon einen Uebergangspunkt, wo in der Mitte des Flusses eine kleine feste Insel einen Hauptpfeiler mit dem sichersten Erfolg tragen würde, auserlesen. Aber der Ausführung liegen noch manche Hindernisse im Wege.

Ein Haupthinderniß, was gewiß sehr zu beherzigen ist, wenn man an die weitere Ausdehnung von Cachoeira denken sollte, ist der veränderliche Wasserstand des Flusses. Eingekeilt zwischen Hochufern zieht er ziemlich ruhig seine Bahn daher, aber eingekeilt zwischen dem Fluß und den nahen Höhen liegt auch Cachoeira in einem sehr engen Thal. Nach einem tüchtigen Tropengewitter schon, und noch mehr nach anhaltendem Regen steigt der Paraguassu schnell und sehr bedeutend, und wird ein sehr gefährlicher Nachbar. Mehr als einmal schon hat er der Stadt eine tüchtige Ueberschwemmung zu Wege gebracht, und einem Anwachsen des Paraguassu sieht man in Cachoeira immer mit ängstlicher Sorge zu.

Bei dieser eingeengten Lage hat die Stadt demnach auch

keine nahe Umgegend. Einzelne Bäche kommen mit klarem Wasser aus den Bergen hervor und dienen zum Mühlenbetrieb, zum Trinken, Waschen und Baden. Ein besonders hübscher Bach ist am untern Ende der Stadt. Sein Bett besteht vielfach aus Dioritbänken, über welche das Wasser plätschernd herabstürzt und prächtige, kalte Sturzbäder bildet, um so mehr, da sich auch eine hübsche Vegetation um solche Stellen schützend und verhüllend herumschlingt. Lantanen, Convolvulus, Bignonien und Asclepien bilden die Hauptmasse des dortigen Blütenflors.

Abschied nehmend vom lieben Freund Dr. Burkart ging ich an Bord des Dampfers. Wirklich unerträglich war hier das Getümmel. Ueberladen war das Fahrzeug mit Menschen aller Kategorien, zu denen sich noch auf dem Vorschiff ein ansehnlicher Viehstand von Ziegen, Hammeln und Mauleseln hinzugesellt hatte. Für die Dampfschiffsunternehmung war das angenehmer als für die Passagiere. Nach einem geringen Anschlag mußte das Schiff doch auf unserer Fahrt von Cachoeira nach Bahia (etwa 12 geographische Meilen) eine Einnahme von 400 Thlrn. preuß. Crt. haben.

Bei der Ueberladung des Schiffes mit Vieh und Menschen ging denn unsere Fahrt auch sehr langsam, was bei der drückenden Hitze des Tages keineswegs angenehm war. Hierzu kam noch das rücksichtslose Rauchen und Ausspucken. Von ersterm hat man in Deutschland einen vollkommenen Begriff, und ich muß davon schweigen, von letzterm aber keine Vorstellung, und ich muß davon reden.

Wo zwei oder drei Brasilianer oder Portugiesen sich einander gegenüberstehen, oder nebeneinander sitzen in traulichem Gespräche, fangen sie an, besonders wenn sie ihre Cigarre im Munde haben, voreinander auszuspucken, daß man wirklich nicht begreift, wo die Menschen all den Speichel hernehmen. Sind ihrer mehrere zusammen — ich rede natürlich nur von

Leuten ohne Erziehung —, so befinden sie sich bald in einem förmlichen Schaumring, etwa wie die Larven der Cercopis spumaria auf unsern Wiesen. — Solange man solchen ptyalistischen Productionen ausweichen kann, gönnt man schon den Leuten ihr Vergnügen. Wo man aber in engen Räumen mit ihnen zusammengedrängt ist, wird die Gewohnheit wirklich unerträglich. Am meisten haßte ich sie immer am Bord von Dampfbooten. Beim Auf- und Abspazieren auf solchem vollgespuckten Verdeck bin ich, zumal wenn die See etwas bewegt war, sehr oft ausgegleitet; und ehe nicht einmal jemand Hals und Beine bricht beim Ausgleiten und Hinstürzen über solchen Speichelfluß, wird man dem Unwesen nicht zu steuern suchen.

Beim Anblick der am Bord des Cachoeiradampfboots zusammengekommenen Menschenmenge fiel mir dasselbe auf, was mir bei dem weniger zahlreichen Personal auf meiner Fahrt nach S.-Amaro schon frappant vorgekommen war, nämlich wie gering doch die Zahl der rein weißen Passagiere war. — Bei so vielen, die man für ziemlich weiß halten möchte, lauscht ein kleiner afrikanischer Typus, oder ein nur dem Kenner sich kund thuender Zug eines Indianismus hervor, letzterer immer weniger deutlich, aber dennoch beide erkennbar. Bis in ihre fernern Radien hinaus erstreckt die Stadt Bahia ihren schwarzen, braunen und gelben Farbenton; und wenn man nicht mit Bestimmtheit wüßte, daß alle Negerfärbung ursprünglich zu Schiffe gekommen ist, und der Natur des Landes zur Zeit der Paraguassu vollkommen fremd war, so würde man, wenn jemand behaupten wollte, daß die indianische Frau des Diogo Alvarez die Fürstin eines Landes mit zahlreicher schwarzer Bevölkerung gewesen wäre, seiner Behauptung vollkommen Glauben beimessen.

Mindestens noch ein volles Jahrhundert mag hingehen, ehe diese seltsame Menschenschattirung sich einigermaßen lichtet

und helle Farbe, und mit ihr volle Geistesaufklärung das Feld behauptet.

Gar zu gern hätte ich nach meinem Ausflug zu den Ufern des Paraguassu noch eine kleine Excursion zu dem hinter der Insel Itaparica landeinwärts liegenden Nazareth, und eine andere zu dem schon etwas außerhalb der Bucht liegenden Valença gemacht. Aber eine Reihe von Küstenpunkten, theils Buchten, theils Flüssen, theils Häfen, war mir zu bemerkenswerth dargestellt worden, als daß ich mich zur Besuchung derselben nicht schon im December hätte entschließen sollen.

Um diese Küstenplätze der Provinz nach Süden in einem regelmäßigen Verkehr mit Bahia zu halten, hat sich eine Dampfschiffahrtslinie gebildet, welche zweimal im Monat diese Punkte bis zur Provinz Espirito-Santo hinab berührt. Die letzte Hauptstation ist die Stadt Caravellas und die ihr nahe gelegene Colonie Leopoldina, wo der Bahialinie eine andere, von Rio ausgehende, entgegenkommt.

So befand ich mich denn am 18. December, 7 Uhr morgens, am Bord des kleinen Küstendampfers Parana, der mit dem großen Packetschiff, auf der Generallinie von Rio zu den Nordhäfen, nur den Namen gemeinschaftlich hat. Wir liefen durch die prachtvolle Scenerie der Bucht unter der Victoria hindurch und gewannen gar bald den Ocean.

Eine mäßig rollende See hob schonend unsern Parana auf und nieder, gewiß zu unserm Glück, denn der arme, vielgebrauchte Dampfer schien eben nicht viel vertragen zu können. Er hatte vor allem einen tüchtigen Leck; mindestens alle Stunde mußte gründlich gepumpt werden, eine widerliche Procedur mit knarrender Musik, die dem besonders widerlich ist, der ihre Bedeutung kennt. Die Compagnie, die solchen lecken Dampfer in See schickt, ist auf keine Weise zu entschuldigen, selbst nicht damit, daß man auf der ganzen Fahrt das Land nicht aus den Augen verliert und kaum je länger als zehn Stun-

den unterwegs ist, um von einem Anfahrpunkte der Küste zum andern zu gelangen.

Doch mag das immer ein Trost für die Passagiere des Parana sein. Und wirklich war das für uns ein Trost, oder vielmehr ein Grund, gar nicht mehr auf den Leck zu achten, sondern uns ungestört nach den fernen Küsten umzusehen, die uns manche hübsche Scenerien boten, während das Hochland der Victoria von Bahia immer tiefer sank, und von den freundlichen Palmenwäldchen östlich von der Leuchtthurmspitze nur noch die Kronen auf dem Wasser zu schwimmen schienen. Im Westen ließen wir dann den Morro von S.-Paulo mit seinem Leuchtthurm auf dem Gipfel liegen, und ließen unsern Südcours etwas westlich abfallen, wo eine kleine Insel, Ilha Quieppe, die Barre, die Einfahrt in die Bucht von Camamú mit einer Tiefe von 60 Fuß bezeichnet, während auf der Südostseite ein leichthügeliges Vorland, die Ponta Mutá, mit schönen Kokospalmen und einigen zerstreuten Fischerhütten einen hübschen Prospect bieten.

Die Bucht von Camamú, einige Meilen lang und breit, ist nicht ohne einige Gefahr für die einlaufenden Schiffe wegen zahlreicher Felsenriffe, die unter dem Wasserspiegel liegen, sodaß das Packetdampfboot gesetzlich auf die Leitung eines an der Barre stationirten Lootsen angewiesen ist. Der Parana that einen Signalschuß und wartete auf den Lootsen. Aber kein Lootse erschien. Endlich kam ein Canot mit einigen Leuten, welche uns meldeten, daß der Lootse zur Stadt Camamú gefahren wäre. Da führte unser wegekundige Kapitän sein Schiff mit halber Dampfkraft allein weiter, und fand sich vollkommen gut durch die schöne stille Bucht hindurch, deren Fahrwasser weit hinauf die Tiefe von 60 Fuß behält.

Gewiß $1\frac{1}{2}$ Meilen fährt man auf der Bai von Camamú dahin in südwestlicher Richtung, und bekommt auf dieser Fahrt eine bescheidene, aber reizende Tropenlandschaft zu sehen.

Manchmal ragen ganz kahle Felsen aus dem Wasser heraus; ein Riff bildet einen kleinen Schwibbogen, weswegen es auch die Pedra furada, der durchlöcherte Stein, genannt wird, ein originelles Felsenthor, bis zu dessen Nähe die größten Schiffe gelangen können. Auf vielen andern Felsen findet sich eine hübsche, kurze Vegetation, während ganz flache Uferstriche mit üppig wuchernden Rhizophoren bekleidet sind. Ist dagegen der Boden nur einigermaßen fest, und hat sich eine wirkliche Insel, ein sicherer fester Strand gebildet, so erheben sich dort auch unfehlbar der Kokospalmen luftige Scharen in Tausenden von Exemplaren und beschatten einzelne, freilich nur sehr kleine Menschenwohnungen, in denen die Einwohner mit Kindern, Hühnern und Schweinen im friedlichsten Naturcommunismus zusammenleben, und sich von den Palmennüssen und dem Strand, seinen Muscheln und Krabben ernähren. Ferner hinaus ragen dann einzelne Hügelketten und manche hübsche Laubwaldungen hervor, weiche, liebliche Pinselstriche auf dem schönen Bilde des tiefsten Friedens und ländlicher Zurückgezogenheit.

Auf einer leichten Erhebung liegt nun auch das Oertchen Camamú. Wir blieben ihm eine gute halbe Meile fern, indem nur ein schmaler Fluß sich von der Bucht durch das Gebüsch bis zum Ort hinwindet, sodaß wir nur die Kirche, wie ein Schloß auf einem Berge liegend, und einige Häuser zu sehen bekamen. Die geringe Correspondenz von Bahia für Camamú ward an das Land geschickt, und unser Kapitän benutzte die schöne Mondnacht, um gleich wieder in See zu gehen.

Wie gering auch bisjetzt noch ein eigentliches Handelstreiben und eine mit ihm eng zusammenhängende Schiffahrt sein mag, so scheint mir doch die Bucht von Camamú eine ganz bedeutende Zukunft vor sich zu haben. Keine hohe Gebirgszüge trennen sie von der Umgegend; manche kleine ihr

zueilende Flüsse mögen dem sich an ihnen entwickelnden Landbau kleine Abzugskanäle bieten, ja, der schöne, große Rio-das-Contas und sein großes Ländergebiet wird, da gleich über der Mündung des Flusses Stromschnellen und Wasserfälle eine Befahrung desselben von der See aus unmöglich machen, an der Bucht von Camamú seinen Ausgang finden. Die Bucht ist leicht zugänglich, sicher und ruhig; die Untiefen lassen sich leicht bezeichnen und die Einfahrt ist ohne Mühe zu vertheidigen durch Schanzen, die auf der Insel Quieppe und der Ponta Mutá aufgeworfen werden müßten. Ja, wenn das einmal wünschenswerth erscheinen sollte, so möchte sich die Bucht von Camamú mehr als irgendeine andere zu einem Kriegshafen, zu einem befestigten Arsenal eignen.

Am folgenden Morgen ganz früh erblickten wir die Mündung des ebengenanten Rio-das-Contas, der tief im Innern der Provinz entspringt und für eine sehr zu wünschende Ackerbauentwickelung ganz ausgezeichnete Chancen bietet. Deswegen hat auch die Provinzialregierung seit einiger Zeit eine specielle Aufmerksamkeit auf den Fluß gerichtet. Schon der edle und unermüdliche Präsident der Provinz Cansançao de Sinimbu legte in der Nähe der ersten Stromschnelle eine kleine Colonie von Landeseingeborenen an, welche auch ganz guten Fortgang nahm, und beim Zurücktreten des genannten Staatsmannes von der Provinzialverwaltung eine nicht unbeträchtliche Anzahl von landbauenden Familien besaß.

Auf einer großen Karte im Provinzialpalast zeigte mir der damalige Präsident Herr Pães Barreto eine genauere Verzeichnung des Flusses, seiner Stromschnellen und seines schönen Ländergebiets, sowie eines Weges und einzelner Colonisationspunkte, die in Angriff genommen waren, Unternehmungen, die zu trefflichen Resultaten gelangen könnten, wenn es nicht hier wie überall in Brasilien an arbeitenden Kräften fehlte, und fast noch mehr an einer nothwendigen Stabilität

der Präsidenten, die so oft, ja so alle Augenblicke wechseln, daß sie kaum zu einer Ansicht ihrer Provinz, geschweige denn zu energischen Maßregeln kommen können.

Und das ist auch der Hauptgrund, warum am Rio-das-Contas das von Sinimbu gegründete Werk in ein Stocken, ein Stagniren gekommen ist, und fürs erste wol keinen erheblichen Fortschritt machen wird.

Am 19. December, 9 Uhr morgens, sahen wir die Küste von Ilheos auftauchen. Sie ist sehr gut zu erkennen an einem bedeutenden Felsenriff, welches in einem weiten Bogen die See durchsetzt von Norden nach Süden. Das Nordende des Riffs bildet eine kegelförmige Insel, zwischen welcher und dem Festlande eine sichere Durchfahrt ist, sowie auch zwischen dem südlichen Ende des Riffs und dem Continent. Einzelne andere Passagen gerade von Osten her sind gefährlich und werden besser vermieden als aufgesucht.

Wenn man durch eine der beiden angedeuteten sichern Durchfahrten, deren Felsengruppen und kleine Inseln der Gegend den Namen os Ilheos verschafft hat, durchgesegelt ist, so befindet man sich zwar in einer Art von Binnenwasser, aber noch nicht im eigentlichen Hafen von Ilheos. Vielmehr bildet ein hoher Vorsprung der Küste südlich, der Morro de Pernambuco, und ein anderer nördlich, der Morro de S.-Sebastião, eine schmale Lücke im Ufer, welche Lücke durch ein Felsenriff auf der Seite des Morro de S.-Sebastião noch so verengt wird, daß sie kaum ein 60 Fuß breites Fahrwasser bietet bei einer Tiefe von 18 — 20 Fuß.

So dicht am Morro de Pernambuco entlang lief deshalb unser Dampfschiff, daß es mit der Backbordseite fast gegen den Strand schlug. Dann mußte es gleich kurz gegen Westnordwest umbiegen, um eine im Binnenhafen schon selbst liegende Untiefe zu vermeiden, sodaß das ganze Einlaufen in den Binnenhafen von Ilheos recht ein Steuerkunststück war,

und von einem nur einigermaßen langen Schiff kaum so glücklich vollbracht werden könnte.

Desto ruhiger und sicherer ist dafür auch das Binnenwasser von Ilheos. Es ist wirklich nicht viel größer als ein ansehnlicher Fischteich. Ein nicht bedeutender, aber dennoch schiffbarer Fluß mündet in ihn, und in der That kann der ganze Teich als eine etwas veränderte Flußmündung angesehen werden. Diese geographische Bildung ist für jede Landkartenanfertigung wohl zu beherzigen.

Nördlich von diesem kleinen Binnenwasser liegt nun ein ungemein bescheidenes Oertchen, die Villa dos Ilheos, alt, klein, kümmerlich anzusehen von außen, und fast noch kümmerlicher in seinem Innern.

Mit einem wackern Dr. Magalhaens, der mich noch von Rio aus seinen Studienzeiten her kannte, ging ich an das Land. Wir besuchten zusammen seinen Freund, den Juiz de direito Dr. Ermano Domingos de Couto, eine der frischesten Naturen, die man nur treffen kann und dem ich mich mit ganzem Herzen anschloß, wie er mir denn eine ebenso solide Bildung wie anspruchslose Unbefangenheit entgegentrug. Er sowol wie seine liebenswürige Frau boten mir ihr Haus an und ersuchten mich dringend, einige Tage in Ilheos zuzubringen, während welcher der Richter mit mir die Gegend durchstreifen wollte. Wie gern wäre ich damals gleich 8 — 14 Tage geblieben, denn die Gegend ist interessant genug. Aber für den Augenblick mußte ich mit dem Parana weiter gehen, freilich in der festen Absicht, auf dem Rückwege aus dem Süden der Provinz 14 Tage in Ilheos zu bleiben, denn ich konnte damals in keinerlei Weise wissen, daß mich traurige Verhältnisse gerade am Südrand der Provinz aufhalten und meiner Reise eine ganz andere Richtung geben würden.

Da nun aber unser Dampfer verpflichtet war, einen ganzen Tag in Ilheos zu bleiben, und erst am nächsten Morgen

mit Tagesanbruch in See gehen konnte, so benutzte ich den Tag, um Ilheos zu besehen.

Zu sehen ist hier freilich wenig genug. Der Ort liegt geschützt hinter dem Morro de S.-Sebastião zwischen dem Binnenwasser und dem Meer, und lehnt sich mit seiner vierten Seite an das weitere Hochland an, welches sich gleich hinter dem Städtchen erhebt. Deutlich zeichnen sich einige Straßen ab auf dem Plan der Villa; aber außer dem Hause des Dr. Ermano und einigen Kaufläden kann man keinem Wohnhause den Vorwurf irgendwelcher Pracht und Eleganz machen. Vielmehr sind die meisten ungemein bescheidene Lehmhäuschen mit Palmenblättern bedeckt und so urzuständlich, daß man wirklich nicht begreift, wie in einem Ort, der schon 300 Jahre alt ist, so wenig Fortschritt, ja so wenig Anfang zu einiger Sauberkeit und Städteform gemacht ist.

Vielleicht hat man das Recht, von einem Rückschritt in neuerer Zeit zu sprechen. Eine angefangene Jesuitenkirche wäre recht hübsch geworden, wenn man sie hätte vollenden wollen. Höchst eigenthümlich sind die Thürpfeiler aus einer Seesandmolasse aufgebaut, denn in der That wüßte ich keinen andern Namen für das originelle, grobkörnige Sandconglomerat, welches in Form großer Blöcke und wirklicher Felsmassen sich überall an der Küste der Provinz Bahia findet und ein treffliches, bildsames Baumaterial liefert. In Bahia fand ich am Strande ein Stück solcher Molasse, in welchem eine Menge abgerollter Kiesel liegen, ohne im geringsten die Festigkeit des Steins zu stören. In Pernambuco fand ich dieselbe Bildung, ganz unverkennbar dieselbe, mit ungeheuern Mengen von Muscheln, namentlich Cardium durchsetzt, in denen aber lauter Formen unserer jetzigen Erdperiode zu sein scheinen, was ich jedoch bei flüchtigem Anschauen nicht verbürgen kann. In Pernambuco dient diese Molasse zu Trottoirs.

Neben den noch immer festen Ruinen der Jesuitenkirche

spielt eine kleine Sebastianskirche eine höchst erbärmliche Rolle, und scheint eifrig von Fledermäusen bewohnt zu sein, eine traurige Baracke, deren der Ort sich schämen sollte, um so mehr, da ihm ein kostbares Baumaterial vom Meer aus bis fast in die Straßen hineinliegt, ein köstlicher, dunkler Diorit, dessen starre Blöcke vergebens vom tobenden Meer gegeiselt werden. Die allgemeine Faulheit aber scheut es, sich an dieses freilich sehr harte Baumaterial zu Nutz und Frommen einer Kirche zu machen.

Hinter den Dioritblöcken beginnt nach Norden hin eine eigenthümliche Strandvegetation, aus der ich nur die zahllose Menge von kleinen Palmen, Nicuri, vielleicht die an andern Orten sogenannte Aricuri, hervorhebe, eine Cocoine mit 8 — 12 Fuß hohem Stamm und wunderhübschen, pflaumengroßen, gelbrothen Früchten, deren faseriges Fleisch angenehm riecht und schmeckt, und eine sehr harte Nuß enthält, vielleicht Cocos schizophylla. Sie bedeckt das Ufer in einem undurchdringlichen Schwarm, und würde recht eigentlich die Charakterpflanze des Ufers sein, wenn ihr demokratischer Haufe nicht von den hohen, echten Kokospalmen aristokratisch überragt würde. In einzelnen Stämmen und in ganzen Waldungen namentlich auf der Südseite des kleinen Binnenwassers bilden diese den edelsten Pflanzenwuchs, und tragen mit ebenso viel Eleganz wie dem Ausdruck vollendeter Stärke die riesigen Nüsse und die mächtigen Blätter.

Am Westende der kleinen Bucht, an dem übrigens keine Spur eines londoner Westendes zu entdecken ist, genießt man von der dortigen Höhe einen wundervollen Anblick über Land und Meer von Ilheos, ein Bild des tiefsten Palmenfriedens hart neben dem ewig rauschenden Ocean. Wenn ein Maler gerade dieses Tropenbild geschickt auf sein Leinen brächte, man würde wol seine Einbildungskraft, seine Darstellungsweise bewundern, aber die Wirklichkeit eines solchen Naturbildes stark bezweifeln.

Kein Wunder also, wenn schon im Jahre 1550, nachdem die Krone von Portugal den ganzen ungeheuern Küstenstrich Brasilien an zwölf Günstlinge in maßloser Verschwendung verschenkt hatte, einer derselben, Jorge de Figuereido oder Figueiredo, dem das Land zwischen Bahia und dem Rio-Pardo, ein Küstenstrich von fast drei Breitengraden Ausdehnung, zugefallen war, einen Spanier, Francisco Romeiro, zur Colonisirung des Landes an jene Küste sandte, und dieser eben das heutige Ilheos gründete. Doch hinderte gleich von vornherein schlechte Verwaltung und Uneinigkeit unter den Colonisten alles Gedeihen der neuen Anlage, welche zudem von den benachbarten Aimorés, einer wilden Botocudenhorde, vielfach angefeindet und selbst ganz zerstört wurde. So blieb denn Ilheos immer eine rohe Perle am Ocean.

Seit einigen Decennien aber haben europäische Colonisten ihr fleißiges Handwerk des Ackerbaues einige Meilen landeinwärts von Ilheos angefangen, und scheinen trefflich darin zu gedeihen. Besonders haben sich am kleinen Rio-dos-Ilheos zahlreiche Cacaopflanzungen entwickelt, sodaß Ilheos immer zu den bedeutendsten Exporthäfen der Cacaobohne gezählt werden muß.

Was aus einer andern ackerbaulichen Unternehmung nördlich von Ilheos werden wird, läßt sich nicht mit Bestimmtheit absehen, denn sie ist bisjetzt kaum mehr als ein Project.

Gleich nördlich vom Hafen von Ilheos mündet ein sehr kleiner Küstenfluß, der Rio-Itahype, in das Meer. Sein vielfach gewundener Lauf bildet eine kleine, mit der Meeresküste in der Entfernung weniger Meilen fast parallele Wasserstraße, die zuletzt in einen Landsee, die Lagoa da Almada, nach Norden von Ilheos aufwärts hinführt. Eine kleine Ortschaft brasilianischen Ursprungs existirt bereits in der Nähe dieses kleinen Sees. Eine belgische Unternehmung sucht Menschen dorthin zu ziehen. Da mir aber ein Name dabei genannt

worden ist, der bereits auf dem schwarzen Bret der Seelenverkäufer steht, so glaube ich nicht, daß die Unternehmung segensreiche Folgen haben kann.

Diese kleinen Notizen über die Umgegend von Ilheos verdankte ich freundlichen Gesprächen und Mittheilungen des Dr. Ermano, in dessen freundlichem Hause ich angenehme Abendstunden zubrachte. Dieses Haus lag unmittelbar am Wasser, ja genau genommen im Wasser, ganz in venetianischer Weise. Eine Holztreppe führte gerade in die Binnenbucht hinein, die Flut steigt den Bewohnern bis an die oberste Stufe, bis an die Küchenthür hinan, wo man dann von derselben Küchenthür aus ganz bequem Fische angeln kann. Ist das nicht ein Stück von Venedig? Gerade so sah ich den Canale grande die Marmorstufen der berühmten Cadoro, des „Goldpalastes" der ehemaligen Tänzerin Taglioni, bespülen — Venedig und Ilheos, beide Inselstädte, und doch so himmelweit verschieden, jenes mit Tausenden von Palmenschaften aus Marmor gehauen, dieses umwuchert von Kokospalmen! Canot und Gondel, wie sind sie doch so weit auseinander und doch mit wie tief poetischen Klängen hat mir das Plätschern beider Ohr und Herz erfüllt!

Noch lag das kleine friedliche Ilheos im Schlummer, als unser Parana schon zu rumoren begann und sich in Bewegung setzte. Als ich mich oben auf dem Hinterdeck des Schiffes etwas über die Brustwehr hinlehnte, um die hübsche Scenerie beim Scheiden noch einmal zu betrachten, glitt mir — ich erzähle das besonders Reisenden zur Warnung — aus der Seitentasche meines Rockes mein Portefeuille heraus und fiel in das Wasser, mit ihm alle meine Briefe, all mein Geld, was ich zu meiner Excursion nach den Südhäfen der Provinz Bahia bestimmt hatte, gerade 300 preuß. Thlr.!

Hätte ich entweder mein Geld oder meine Empfehlungsbriefe verloren, ich würde mir mit der mir bleibenden Hälfte

vollkommen gut zu helfen gewußt haben. Aber so wie ich dastand, war meine Lage ebenso komisch wie ärgerlich. Mit fünf Kupferstücken, die mir die Ironie des Schicksals in der Tasche gelassen hatte, sollte ich eine Reise von einigen hundert Meilen, Flußexpeditionen und Landexcursionen machen, die Aufgabe war nicht klein. Zwar hielt man den Dampfer an, zwar setzte man ein Boot aus, zwar sah man die Brieftasche noch eine Zeit lang treiben, aber sie fand sich nicht wieder und wir gingen in See, um noch am selben Tage den nächsten Hafen Canavieiras zu erreichen an der Mündung des Rio-Pardo, welchen Fluß ich eine Strecke aufwärts verfolgen wollte, wenn ich auch im nächsten Augenblicke noch nicht wußte mit welchen Mitteln.

Guter Rath aber ist nicht theuer, wenigstens war er auf unserm Dampfer nicht theuer. Sehr dringend rieth mir zuerst ein Passagier, ich möchte künftighin mir einen Knopf auf meine Seitentasche nähen lassen. Ich dankte ihm von ganzem Herzen für den Rath, erklärte aber dennoch, daß ich ihm noch viel dankbarer gewesen sein würde, hätte er mir den Rath 24 Stunden früher gegeben. Viel praktischer verfuhr der Dr. Magalhaens, der in Canavieiras wohnte und selbst wohlhabender Landbesitzer am Rio-Pardo war. Augenblicklich machte er mir durch die allerfreundlichsten Anerbietungen meinen Verlust verschmerzbar, und wir setzten im heitersten Humor die Reise fort.

Da sprang, gerade mitten zwischen Ilheos und Canavieiras, auf unserm schwer lecken Schiffe ein Tubus in der Maschine! Das war erst die rechte Misère! Hätten wir schlechtes Wetter gehabt, es hätte uns schlimm gehen können. Aber der Himmel war ebenso rein blau, wie der Küstenocean seegrün war. Kaum regte sich eine Welle; die Küste lag kaum eine Meile fern von uns und wir konnten das Oertchen Una, ein Fischerdorf, sehr genau erkennen. Und da

nun auch unsere Passagierzahl nur klein war und wir vollkommen gut in unsern Booten Platz gehabt hätten für den Fall, daß wir unsern alten Dampfkasten hätten aufgeben müssen, so setzten wir allen Widerwärtigkeiten die heiterste Stimmung entgegen. Während die Matrosen pumpten, flickte unser Maschinist ganz gemüthlich seinen Tubus wieder zusammen. Wir Passagiere lagen oder gingen je nach Laune auf dem Verdeck umher, alle seekenvergnügt, ich am allermeisten, denn nun hatte ich, wenn unser Parana gesunken wäre, am wenigsten zu verlieren.

Doch ging alles vortrefflich. Unsere Maschinenflickerei gelang nach einigen Stunden und der Parana lief ungehindert weiter. Schon um 1 Uhr sahen wir einen weißen Thurm am Ufer stehen, die Atalaia oder Baake von Canavieiras, in deren nächster Nähe wir das Wrack eines kleinen Schooners erkannten und einige Menschen, welche sich eifrig mit der Bergung der Ladung beschäftigten, — ein ungemein aufmunternder Anblick für Reisende, die mit einem erbärmlichen Schiff dieselbe gefährliche Barre machen, und unmittelbar an Sandbänken und rollenden Wellen hinfahren sollen.

Allerdings ist die Barre, die Einfahrt von Canavieiras, gefährlich genug. Wenn sie auch zur Zeit der vollen Flut für mäßige Fahrzeuge Wasser genug hat, so ist doch diese Tiefe, dieser Kanal im Küstenwasser so eng, so gewunden, daß man eigentlich beim Ansegeln gar kein ruhiges Wasser zu sehen bekommt, und ohne eine sorgfältige Lootsenweisung nimmermehr den Weg finden möchte.

Um diese Lootsenweisung möglichst leicht und praktisch zu machen, hat man am Ufer jene weiße Baake errichtet, welche oben mit einem beweglichen Flaggenstock versehen ist. Das ansegelnde Schiff gibt mittels gewisser Flaggensignale seinen Tiefgang kund, und wartet nun, bis es durch ein antwortendes Signal — eine weiße Flagge — herangerufen wird.

Je nachdem der Flaggenstock nun nördlich oder südlich weist, oder gerade steht, wird der Cours auf dem Schiff eingehalten. So dampften auch wir nach jener Weisung etwas nördlich vom Thurm einige Klafter gerade auf den Strand los, dann in dessen nächster Nähe und parallel mit ihm einige Klafter südlich, und zuletzt westlich gerade in die sich aufthuende Mündung des Rio-Pardo hinein. Wenn auch eben kein Wind das Meer bewegte, so rollte doch die andringende Flut ziemlich bedeutend gegen den Ufersand auf, sodaß wir alle mit etwas gespannter Aufmerksamkeit dem Experiment folgten und, nachdem wir in die Flußmündung eingelaufen, angesichts der hinter uns liegenden Brandungen eigentlich nicht begriffen, wie wir hindurchgekommen waren. Beim vollsten Hochwasser steht auf der Barre 12 Fuß Tiefe, sodaß bei ruhiger See das Dampfboot nicht leicht auf den Grund stößt, wie oft ihm das auch bei bewegtem Meer begegnen kann. Diese Einfahrt findet sich auf 15° 40′ südl. Br.

Auf einem spiegelglatten Fluß fuhren wir einige Minuten hin, und hielten bald vor der Villa von Canavieiras.

Man kann aber nichts Einfacheres und Bescheideneres sehen als das Oertchen Canavieiras. Ein großer, grüner Rasenplatz dehnt sich nördlich längs des Flusses aus. Auf ihm liegen einige Häuserreihen, über welchen sich wieder unvermeidliche Kokospalmen wiegen. Ein fernes Waldgebüsch und Rhizophorenvegetation schließt das Ganze ein. Das ist wirklich das Ganze, ein kleines, armseliges Ganze.

Und dennoch stiegen wir fröhlich und vergnügt an das Land. Die Nachmittagssonne glitzerte auf den Palmenblättern, um welche einzelne Papagaien schreiend umherflatterten, ohne daß es jemand einfiel sie zu schießen. Diverse kleine Kinder, Neger, Indianer und anderes bunte Menschengemisch, trieben sich auf dem Rasen umher. Gemächlich schauten erwachsene Leute aus den Thüren und glaslosen Fenstern ihrer

einfachen Häuschen. Einige Kühe, Schafe und Ziegen weideten harmlos umher in der Straße, denn die Straße ist eben der Rasen, längs dessen ein schmaler Fußsteg bescheiden hinführt.

So hat das Ding Canavieiras keinen Anfang, kein Ende, keine Straße, keinen Platz, keinen Markt, kaum eine Kirche, die nur daran zu erkennen ist, daß vor ihr auf dem weiten Rasenplatz ein großes hölzernes Kreuz steht. Einige Kaufläden bemerkt man, einige Handwerker, zwei evident deutsche Schuster, die förmlich einen Schreck bekamen, als ich sie deutsch anredete, — sonst viele indianische Gesichter, namentlich Frauen, und überall hohe, 80—100 Fuß herausragende Palmen: so sieht die Einwohnerschaft von Canavieiras aus, die sich ohne die Bäume auf 400 Seelen belaufen mag, und größtentheils vom Faulenzen und den am Strande herumlaufenden Krabben lebt. Von selbst fallen die Nüsse von den Bäumen; fast von selbst wächst die Mandioca auf dem Sandboden; Fische gibt es in Menge im Flusse und seinen Nebenarmen; zu Tausenden laufen große Taschenkrebse unter dem Junglegebüsch zur Ebbezeit umher. Da ist denn das Leben gar leicht gefristet und sehnt sich nach Ruhe und faulenzendem Frieden, zu welchem die Palmen, diese Symbole des Friedens und der Ruhe, Ja und Amen flüstern.

Mit dem Dr. Magalhaens ging ich nach dessen hübscher Wohnung, und quartierte mich ohne weiteres bei ihm ein ganz nach Art jenes Bänkelsängers in Venedig, der dem versammelten Volke vorsang, wie er einmal Prügel bekommen hätte in einem Lande, weil er von seinem Wirthe eine Rechnung verlangte.

Wenn nun auch mein guter Doctor und sein Associé Albuquerque mir, falls ich sie um eine billige Rechnung gebeten hätte, keine Prügel gegeben haben würden, so hatte ich doch wirklich von ihrer Zuvorkommenheit förmlich zu leiden. In

aller nur möglichen Weise suchten sie mich durch Freundlichkeiten in Canavieiras zu fesseln, sodaß ich allerdings nicht mit dem Parana weiter gehen konnte, sondern für einige Tage in Canavieiras mein Standquartier nahm, statt gleich nach Caravellas weiter zu gehen, wie das anfangs in meinem Plan gelegen hatte.

Wie wenig Interesse mir nun auch Canavieiras selbst bieten konnte, so erschien mir doch die ganze Gegend bemerkenswerth genug, und ward mir immer bemerkenswerther, je mehr ich in den ersten Gesprächen mit meinen neuen Freunden daselbst die Wichtigkeit des ganzen Landes, zumal längs seiner Flüsse kennen lernte.

Bei Canavieiras und südlich von demselben eilt ein Geschwisterpaar von Flüssen dem Meere zu, an dessen Ufern, wie vereinsamt sie auch noch erscheinen mögen, die Cultur ihren ersten Weckruf gethan hat, und vielleicht eine kleine Welt regen Lebens, Anbaues und Handels in den nächsten Decennien schaffen wird, deren Ausgangspunkt immer der kleine Ort Canavieiras sein wird.

Ich will hier keine zusammenhängende Skizze der beiden aus der Provinz Minas-Geraes kommenden Flüsse Jequitinhonha und Rio-Pardo geben, zwischen denen ein dritter kleiner Fluß, der Rio-da-Salsa nur als Verbindungsglied zu nennen ist. Wer mich auf meinen Ausflügen von Canavieiras aus begleitet, wird sich leicht selbst ein geographisches Bild schaffen können von den genannten Küstenströmen, welche in ihren directen Mündungen bei der Stadt Belmonte, bei Canavieiras und in einigen eigenthümlichen Zwischengliederungen unter sich nach Norden hin mittels der Flüsse Porim und Commendatuba das offene Meer aufsuchen.

Meine wackern Freunde, Dr. Magalhaens und Albuquerque, die zur Erweckung des Lebens am Flußpaar, das ich eben bezeichnete, rüstig beitragen, besonders durch einen ausgedehnten

Handel mit Nutzhölzern, und manche andere Landesproducte exportiren, versahen mich vor allen Dingen mit Geld zu meinen beabsichtigten Flußstreifereien, sodaß ich schon am nächsten Morgen zur Befahrung des Rio-Pardo aufbrechen konnte, zunächst bis zur Anpflanzung eines bekannten Oberstlieutenants Frederico Vasconcellos de Souza Bahianna, der sich mitten in jene ungeheuere Waldeinsamkeit hineingeworfen hatte, 14 Leguas den Fluß hinauf, und mir bei allem, was ich auf dem Rio-Pardo sehen und besuchen wollte, unumgänglich nothwendig war. An diesem merkwürdigen Mann hatte mir der ehemalige Präsident der Provinz, Cansançao de Sinimbu, freilich einen Brief mitgegeben, aber dieser Brief war mit allen andern Briefen bei Ilheos in das Meer gefallen. Glücklicherweise kennen sich in jenen wenig bewohnten Gegenden alle Menschen. Der Dr. Magalhaens war ein genauer Bekannter vom Oberstlieutenant Bahianna; in wenig Minuten schrieb er mir einen Brief an seinen Freund im fernen Walde, besorgte mir den nöthigen Eßvorrath für die Flußexpedition und ging noch selbst mit mir um 4 Uhr morgens zum Fluß, wo meine zur Fahrt gemietheten Leute mit dem Canot bereit sein sollten. Hier bestieg er den Dampfer Parana, um mit demselben nach dem nahen Porto Seguro zu gehen, und fuhr zur Barre hinaus.

Ich stand allein am Ufer und sah mich vergebens nach meinem Canot um; keine Menschenseele war zu entdecken. Ich ging nach Hause, kam nach zwei Stunden wieder, aber meine Canoeiros kamen immer noch nicht, bis ich endlich die Spur des einen Ruderers entdeckte. Eilend schickte ich ihn aus, die andern herbeizuholen, was er auch mit ungeheuerer Langsamkeit that. Als sich nun wirklich zwei von ihnen zusammenfanden, fehlte der erste wieder. Dann wollten sie erst frühstücken und frühstückten auch wirklich, aber mit einer so furchtbaren Langsamkeit und Pomadigkeit, daß ich auf den ersten

Blick sah, ich hätte es hier, freilich wie fast immer, mit professionellen Faulenzern und Herumtreibern zu thun, ohne daß ich anders als zuredend und bittend mit ihnen verfahren durfte, denn sie waren „freie Leute und Bürger", und ich trug im Gesicht den Typus eines Estrangeiro, eines Fremden, den die Leute in so kleinen Winkeln gar nicht gern sehen.

Um 9 Uhr endlich geruhte die Fraction der brasilianischen Nation, die sich herabwürdigte, einem Fremden als Ruderer zu dienen, ihr Canot in Bewegung zu setzen, ein Halbneger, ein heller Mulatte und ein Indianer, alle drei widerliche, freche Erscheinungen, die ich ruhig gewähren lassen mußte in all ihrer Faulenzerei und Lazzaronennatur. Mein Fahrzeug war 40 Fuß lang und 16 Zoll breit und ungemein passend für den Streifzug.

Anfangs waren die Ufer des Rio-Pardo ganz flach und morastig, und mit lebhaft grünem Junglegebüsch bedeckt. Einen wunderlichen Effect machten hier zahllose Scharen von Taschenkrebsen, welche sich in zwei Arten theilten, die Mehrzahl aschgrau, groß und klotzig gebaut, hochbeinig und vollkommen spinnenartig am Rande des Wassers umherstehend. Mit dem unverkennbaren Ausdruck von gespannter Neugier waren alle Individuen nach uns hingerichtet, und wirklich possirlich war es anzuschauen, wenn sie in einzelnen Abtheilungen davonliefen, meistens immer nach rechts hin, wie denn bei allen die rechte Schere, die sie beim Flüchten über den Kopf erhoben, die größere war.

Viel eleganter, gleichseitiger und gleichläufiger erschien mir eine kleinere purfurfarbene Art mit gelben Zeichnungen, welche in Menge zwischen den grauen Plebejern des Sumpfbodens umherschwärmte. Die bunten, weithin glänzenden Thiere sahen wirklich schön aus; sie glichen wandelnden Blumen, ja oft erinnerten sie mich an die glänzende Farbe der Actinien.

Ich traf sie selbst da noch an, wo das Junglegebüsch einer schönen gelben Malvacee weicht, Guachuma genannt, deren Blüte mit der Baumwollblüte auffallende Aehnlichkeit hat. Die ältern Blüten werden vor dem Abfallen roth. Und so lagen sie roth zwischen den rothen Taschenkrebsen umher; bald hielt ich die Blume für einen ruhenden Krebs, bald den Krebs für eine bewegte Blume.

Dann aber erhob sich der Boden zu beiden Seiten des schnell fließenden Stroms. Mehr und mehr bildete sich ein fester Uferrand aus, und eine herrliche Waldvegetation dehnte sich zu beiden Seiten vor mir aus, die ich um so genauer betrachten konnte, als mein Canot hart am Uferrande, wo die Strömung des Flusses viel geringer war, hinstreifte und längs dieses Randes mit Rudern und Stangen fortgestoßen ward. Ja, so dicht fuhren wir unter dem Walde dahin, daß seine hohen Bäume kühlende Schatten über uns warfen, ich selbst mich, obwol ich auf dem Boden des Canots saß, vielfach bücken mußte, um den herabhängenden Zweigen auszuweichen, und unser Fahrzeug mehr als einmal im Gebüsch hängen blieb.

Aus dem dichten Waldchaos, was in undurchdringlichen Wänden auf dem Rande des Flusses sich hinerstreckt, oder oft hohe, spitze Pyramiden bildet, traten nun einzelne Formen deutlich und scharf hervor.

Vor allen andern Bäumen geben die Mengen der blühenden Ingaarten, die meistens weit über den Fluß hinaushängen, dem Walde ein eigenes Colorit. Unpaar gejochte Blätter, deren Mittelrippen an den Zwischenräumen zwischen den Foliolenpaaren geflügelt sind, und Millionen der langen, weißgrünen Staubfäden auf der kleinen Corolla machen die Bäume von weitem schon erkenntlich, während eine viel feinere Blattbildung und zierliche Kugelform der röthlichen Blumengruppen die neben ihnen vorkommenden Mimosen auszeichnen. Viel höher

hinaus ragen hinter ihnen mächtige, wilde Feigenbäume, einzelne Lorberarten, und vor allem die riesigen Lecythisstämme oder Sapucaias, deren hoher, schlanker Stamm leicht kenntlich ist an der auffallend regelmäßig aufgesprungenen Rinde, deren Risse dicht nebeneinander von oben nach unten verlaufen, während die Astentwickelung und Kronenbildung, wie bei den meisten Urwaldsbäumen, auffallend klein ist; alle Vegetationskraft scheint im Stamm vergeudet zu sein und nach Massenbildung zu streben.

In sperriger Astverbreitung und sparsamer Holzbildung des hohlen Stammes stehen Cecropien zu Tausenden umher; manchmal scheinen sie allein den Uferwald bilden zu wollen. Da prangen wol unter ihnen prachtvolle Musaceen, namentlich der rothe Blütenkolben der zweizeiligen Heliconie; man übersieht deren wol an hundert mit einem einzigen Blick, überall entdeckt man den Purpurglanz der herrlichen Bracteen und die elegante Blattbildung.

Und doch ist fast alles, was sich als Rankengewächs, als Kletterpflanze am Fluß auf und ab bewegt, noch glänzender, noch eleganter. Goldgelbe Blüten der Banisterien hängen auf prächtigen grünen Guirlanden hoch oben von den Waldgipfeln herab. Blaue, weiße und gelbe Bignonienblumen, die wir sonst wol auf mächtigen Waldstämmen finden können, bilden am Fluß elegante Ranken und hängen in Menge umher. Aristolochien zeigen edle Blattformen und wunderliche Blüten mit langer Lippe, neben deren linkischen Formen sich weiße, zarte Passifloren gar hübsch ausnehmen. Ungemein häufig kommt eine rankende Solane vor mit der Paradorie, daß ein Staubfaden ganz constant die andern um eine halbe Länge übertrifft. Noch auffallender erscheint die Andiroba, Nandiroba oder Rhandiroba, eine Rankenpflanze ganz eigener Art aus der Cucurbitaceengruppe mit sehr kleiner, braungelber Blüte und eigenthümlich unter dem obern Ende der um-

gebogenen Filamente angewachsenen Antheren. Von den großen runden Früchten fischte ich einige aus dem Flusse auf. Sie erreichen zuweilen die Größe eines Kinderkopfes und haben eine dünne Fleischschicht, in welcher dann eine dünne, aber harte, feste Schale liegt. Diese Schale hat um ihr oberes Drittheil eine kreisrunde, hervorspringende Leiste, die das Abspringen eines Deckels vermuthen läßt, fast wie bei den sonderbaren Früchten der Lecythis ollaria. Auf der Spitze der Rhandirobenkapsel ist eine vom Mittelpunkt ausgehende, dreifache Leiste, von der jeder Arm in einen scharfen Punkt endigt. In dieser Schale, die ein ungemein sauberes Gefäß bildet, liegen 16—20 glatte, von einer rauhen Schale umgebene, sehr ölige Mandeln von fast kreisrunder Form mit zwei großen Kotyledonen und auffallend kleinem Keim, welche ungemein ölreich sind, und zur Gewinnung von Lampenöl vielfach benutzt werden. Die Blattform erinnert mich lebhaft an manche Passiflorenblätter, selbst etwas an unsern nordischen Epheu. Doch erschienen mir die Früchte ganz eigenthümlich, sodaß die Rhandiroben vielleicht neben den Cucurbitaceen eine besondere Familie bilden.

Nun muß ich noch der in ganzen Waldpartien blühenden Cinchoneen gedenken, die ihre dicht zusammengedrängten Blütenbüschel in röthlichen, weißen und blauen Färbungen überall prangend zeigen; noch gedenken muß ich vieler Convolvulusspecies, mancher rankenden Leguminosen und Asclepien, ohne auch nur im geringsten das erschöpft zu haben, was aus der Vegetation am Flusse dem Vorüberfahrenden entgegenblickt. Denn die Menge der Formen ist außerordentlich, und kaum könnte eines kunstsinnigen Gärtners Hand so vieles und mit so vielem Geschmack ineinander pflanzen, wie der Urwald am Rio-Pardo darstellt.

Vom Parasitismus, zumal der Bromelien und Aroideen muß ich ganz schweigen; er ist unglaublich. Auffallend gering

sind dagegen die Palmen vertreten, mir um so auffallender, da ich soeben, von Bahia an, einen Küstenstrich betreten hatte, auf dem die Cocoinenform die so ganz vorwiegende und fast allein tonangebende war. Doch traf ich außer der Palmenkohleuterpe oft die hübsche, schlanke Jussarapalme (Euterpe edulis), deren ganze Bedeutung und Darstellung ich mir aber für eine andere Gelegenheit, nämlich für die Stadt Para, aufbewahren muß.

Neben solchem vielfach verwebten Vegetationstreiben scheint das Thierleben ziemlich zurückzutreten. Und dennoch thut es sich überall kund, zeigt überall seine Formen und Gestalten.

Am meisten charakterisiren einige Vögel den Waldstrom. Unzählige male erblickt man, wo eine Inga, ein Feigenbaum höher über den Fluß hinragt, lange, beutelförmige Anhängsel an den dünnen Aesten und selbst den letzten Zweigen, oft ihrer 50 — 60 dicht nebeneinander. Fast gleichen sie dichten Usneen oder Tillandsien. Und doch sind sie keine derartigen Pflanzenparasiten, — Vogelnester sind es, lang herabhängende, beutelförmige Vogelnester, die künstlichsten Gewebe, die man nur sehen kann, um welche die schwarzen, mit prächtigen gelben Färbungen gezierten Bewohner herumflattern unter ununterbrochenem Schreien und Zwitschern.

Japus werden die kühnen Erbauer dieser hängenden Nester genannt, Icterusarten, meistens Icterus xanthornus, dazu die drolligsten Gesellen. Den ganzen Tag schreien und zanken sie sich umher; jeden Thierlaut ahmen sie nach, jegliche Waldesstimme ist in ihrer Gewalt; ununterbrochen schnalzt, pfeift, flötet es in ihren Scharen. Keinen Augenblick können sie ruhig sitzen; immer müssen sie sich balgen; mit solcher Wuth beißen sie sich manchmal, daß ich ein Paar, was vielleicht eine ernstere Sache auszufechten haben mochte, unter wildem Beißen in den Fluß fallen sah. Nur mit genauer Noth retteten sich die beiden Raufbolde.

Wunderhübsch sehen die Vögel aus, wenn sie so umeinander herumflattern, und lärmend davonziehen nach Art unserer Staare. Prächtig glänzt da in der Sonne das schwarze und gelbe Gefieder der Schar, und man denkt unwillkürlich an Riesenschmetterlinge, etwa an jenen Ajar, wenn er in mattem Fluge um Mittag von einer duftenden Alpinienblüte zur andern dahinschwebt, ebenfalls prangend in gelben und schwarzen Farbentönen.

Viel stiller treiben in tiefern Regionen dicht über dem Wasser Alcedonen oder Halcyonen von sehr verschiedenen Größen ihr Fischerhandwerk, still lauernd auf einem Ast, und sich jählings hineinstürzend in das Wasser, sowie sich nur eine Beute daselbst zeigt. Niedliche hellgraue Schwalben flattern noch dichter über dem Spiegel des Flusses dahin, während ganz oben über dem Walde einzelne Circaeten umherziehen und kleinere Gavioens, Habichte, dahinflattern.

Das Leben der Vierfüßler scheint am Tage ganz zu schlummern. Ich konnte kein einziges Säugethier den ganzen Tag erblicken.

Auch das Menschenleben ist fast ganz verschwunden am Rio-Pardo. Man begegnet wol einzelnen Canots, einzelnen Flößen; sie fallen aber im weiten Raum verhältnißmäßig ganz fort. Die in ihnen rudernden Menschen erinnerten mich fast an die eben besprochenen Japus, denn auch ihr Colorit schillerte zwischen gelb und schwarz. Oft war der Popeiro ein Neger, der Proeiro ein gelber Indianer (Proeiro gebildet von proa, Vorderschiff — Popeiro von popa, dem alten puppis, Hinterschiff — also Ruderer vorn im Canot und Steuermann hinten im Fahrzeug). Einmal begegnete ich einem Canot mit nur zwei indianischen Frauen, Mutter und Tochter, die im Vorbeifahren mit einem meiner Canoeiros ein sehr cordiales Gespräch hielten. Die Tochter, noch blutjung, hatte ein hübsches, frisches Ansehen. Mein Indianer

fragte sie, was ihre Kinder und ihr Mann machten. Das junge Ding, scheinbar noch ein fröhliches Kind, war also längst verheirathet. Sie schien sich aber in ihrer Ehe ungemein wohl zu fühlen, und hatte auf ihrem braunen Teint hübsch rothe Backen.

An den untersten Meilen des Flusses, wo das Land noch sumpfig ist, hat sich noch kein Mensch angesiedelt. Kaum sieht man eine Picade in den Wald hineingehauen, als Zeichen, daß man nur erst Nutzholz im Dickicht gefällt hat. Erst höher hinauf erblickt man einzelne Anfänge von Cultur, und kleine Menschenwohnungen, freilich noch urzuständlich genug, aber dennoch hinreichend für die Nothwendigkeiten des Lebens, Nothwendigkeiten, die über Essen und Trinken noch nicht hinausgehen und das Menschenleben noch auf seiner letzten Stufe charakterisiren.

Ich konnte einen am Rio-Pardo liegenden Landsitz des Dr. Magalhaens, an dessen Feitor ich einen Brief hatte, um von ihm für die Nacht im kleinen Urwaldshäuschen beherbergt zu werden, nicht mehr erreichen. Als es dunkelte, waren meine japufarbigen Gondolieri zu faul, um noch ein gutes Stück Weges zu machen. Sie schlugen mir vor, mit ihnen zu einer ihnen befreundeten Familie zu gehen, wo wir die Nacht bleiben könnten.

Die Kerle waren rechte Lazzaronis, und so konnte ich eben nichts Erhebliches von ihren Freunden im Gebüsch erwarten. Doch trug ich nicht das allergeringste Bedenken, mich ihnen, wenn ich auch ganz allein war, anzuvertrauen für den Wald und die Nacht. Wir kletterten am Barranco des Flusses aufwärts und gingen, nachdem unser Canot wohl angebunden war, mit unsern Sachen durch das Gebüsch, und eine beginnende Anpflanzung that sich auf. Bald standen wir vor einem höchst bescheidenen Lehmhäuschen, dessen Bewohner, Abkömmlinge vom indianischen und afrikanischen Stamm, ein

Alter mit zwei verheiratheten Töchtern und einem Schwiegersohn, mich so freundlich wie möglich aufnahmen, obgleich ich, ein ihnen ganz wildfremder Ankömmling europäischen Ursprungs, sie anfangs in hohem Grade befangen machte, sodaß nur mein alleroffenstes Benehmen sie aus ihrer Verlegenheit ziehen konnte. Mit echter Urwaldsgastlichkeit bereiteten sie uns Essen, und quartierten meine drei Canoeiros in ein Nebenhäuschen ein, während ich selbst mit der Familie blieb im kleinen, engen Raum des Wohnhäuschens, dessen Hinterabtheilung den Frauen und dem Schwiegersohn zum Schlafgemach diente.

Könnte ich doch jeden in Europa reisenden Culturmenschen nur eine Stunde in solche Lage bringen! Ich sage nichts von der tiefen Waldeinsamkeit, von dem armseligen Lehmhäuschen, von der aus aller europäischen Sitte heraustretenden Lebensweise. Nur von dem Vertrauen, diesem an volle Blindheit grenzenden Vertrauen will ich reden, womit hier der Mensch dem Menschen gegenübertritt, der Europäer ganz allein der Gruppe farbiger, dunkelbrauner Waldmenschen.

Ich saß allein im halbdunkeln Raum; an der Wand hing eine qualmende Oellampe. Durch eine halboffene Thür lauschten die seltsam von meiner Erscheinung angeregten braunen Leute, aber ohne das geringste Mistrauen. Gleich beim Kommen hatte ich vor allem meine Flinte und meine Pistolen abgelegt, erstere scharf geladen, letztere nicht. Der Alte hatte seine lebhafte Freude an meinen Waffen, besonders meiner Jagdflinte, und schalt mich, daß ich, allein wie ich wäre, meine Pistolen nicht geladen hätte. „Im Walde muß man immer voll bewaffnet sein", sagte er hitzig, und wußte mir, nachdem er meine Flinte, meine einzige Waffe, sorgsam weggestellt hatte, hinreichend von Waldgefahren und Vertheidigungsnothwendigkeiten zu erzählen. Vor allem kamen auch hier Geschichten von Negern und wilden Indianern vor, gegen

welche letztere ein bitterer, tödlicher Haß herrscht. Vor einigen Monaten noch hatte der Bruder des Schwiegersohns einen Pfeil durch die Schulter bekommen. Weiter den Fluß hinauf hatten die Indianer ein Ehepaar, welches neben seiner kleinen Ansiedelung arbeitete, grausam erschlagen; am folgenden Tage zeigte man mir den Baumstamm, an welchem die Unglücklichen erschlagen worden waren. Nicht minder blutig klangen auch die Negergeschichten, kurz, der alte braune Mann überzeugte mich vollkommen, daß man „im Walde immer voll bewaffnet sein muß".

Bei solchen Erzählungen sank die Nacht herab. Auf einer Art von festem Tisch in einer Ecke machte mir die verheirathete Tochter ein Lager zurecht. Die braune, kühne Frauengestalt sah wirklich prachtvoll dabei aus. Ihr weißes Hemd bedeckte nur höchst unvollkommen den elastischen Oberkörper und zeigte kräftige Formen; aber nicht im mindesten befing der Zustand einer halben Nacktheit die jugendliche Person. Als sie darauf ihr Kind, einen tiefnußbraunen, reizenden kleinen Kerl von mindestens einem Jahre und der gelungensten, festesten Textur, vor Schlafengehen stillte, setzte sie sich auf einen kleinen Klotz, analysirte mich von unten bis oben und verschlang jedes meiner Worte, sie, das vollste Bild einer braunen Ubertas.

Nun gingen alle zur Ruhe. Ich schlief auf meinem Tische, der Alte neben mir auf der Erde; die andern lagen im Nebenzimmer. Ein gegenseitiges Vertrauen, wie man das in einem europäischen Walde unter solchen Verhältnissen wol nicht finden möchte, ruhte in allen.

Und dennoch schlief ich wenig. Der Alte hatte mir das vorhergesagt; er hatte mir ein Concert angekündigt. Wirklich brach, als der Mond hoch über dem Walde stand, ein Thierconcert draußen los, wie ich es noch nie gehört hatte. Der ganze Wald schrie, sang, pfiff, winselte, heulte, und zwar

manchmal in der allernächsten Nähe des Hauses. Ich weiß nicht, ob es Menschen oder Thiere waren, Säugethiere oder Vögel, Amphibien oder Insekten, die das wilde Orchester bildeten. Vielleicht waren es aus allen diesen Gruppen Repräsentanten, die mir fast ein Grausen machten. Ich mußte mich aufsetzen und dem wilden Geheul zuhorchen. Da es mir aber vorkam, als ob nicht ein einziger der Schläfer im Hause sich vom Waldgewinsel wecken oder erschrecken ließ, so legte auch ich mich unbedenklich wieder nieder und schlief ganz prächtig.

Am Morgen sollte ganz früh aufgebrochen werden. Aber erst mußte ich den Kaffee abwarten, den als ein Product ihres eigenen Gartens meine braune Wirthin mir braute. Dann kamen meine Canoeiros, und wir schieden von den freundlichen Descendenten der Wildniß. Dem Alten ließ ich später von Canavieiras zum Dank und Andenken meine Flinte zuschicken, mit der er wie ein Kind geliebäugelt und gespielt hatte.

Wir fuhren den Fluß weiter hinauf und kamen an manchen kleinen Niederlassungen vorbei, wenn man mit diesem Wort die ersten, geringen Versuche einer eben beginnenden Halbcultur bezeichnen will, wo zwischen umgehauenen Waldstämmen eben etwas Mais und einige Cacaobüsche aufgrünen, und ein armseliges, graues Wohnhäuschen dem Ansiedler Schutz gegen Regen und Sonne und ein Obdach zum Schlafen gewährt.

Um 4 Uhr nachmittags kamen wir zu einer größern Klärung am Walde. Auf einer langen, frischgrünenden Weide gingen etwa 30 Kühe, Ochsen und Stiere umher. Bis oben in den Bergwald hinauf zog sich ein beginnender Ackerbau. Mitten im weitern Bilde der Waldzerstörung lag ein Gehöft mit einem netten steinernen Wohnhause. Ich war am Ziel und vor der Pflanzung des Oberstlieutenants Augusto Frederico Vasconcellos de Souza Bahianna.

Der Oberst, eine frische, kräftige Mannesnatur, eben über 40 Jahre alt, empfing mich mit der größten Zuvorkommenheit und Gastlichkeit. Wir waren gar bald bekannt miteinander und befreundeten uns, je mehr wir uns einander näherten.

Aus einer guten und wohlhabenden Familie entsprossen, hatte der Oberst vor einigen Jahren am Rio-Pardo, etwa 14 Meilen den Fluß hinauf, drei Quadratleguas Urwald angekauft und sich, mit rüstigen Kräften zum Anbau versehen, daselbst angesiedelt, der erste gebildete Anbauer in der ungeheuern Waldeswildniß, ein Unternehmen, wozu allerdings großer Muth und eiserne Beharrlichkeit gehörte.

Zuerst wohnte der Oberst auf dem linken Ufer des Flusses, gerade da, wo ein hübscher Nebenfluß, der Ribeiro-Verde, aus den Waldbergen hervorkommt. Da aber auf jenem Ufer wilde Botocuden sich häufiger zeigten und selbst blutige Spuren ihres Daseins zurückließen, zog der Oberst auf die rechte Seite hinüber, wo sich denn allmählich das jetzige Gehöft, Paraiso genannt, entwickelte.

Ein seltsames Paradies, jenes am Rio-Pardo, dem Ribeiro-Verde gegenüber! In einem hübschen Garten von Orangen, Kaffeebäumen, Kokospalmen, Bananen, Weinreben und Mangabäumen, denen sich wirklich alles hinzugesellt, was man in einem brasilianischen Garten nur immer erziehen kann, liegt das bescheidene, wohnliche Haus. Zu beiden Seiten der Anlage zieht sich eine schöne Weide längs des Flusses hin; ein herrliches Stück Anbau erstreckt sich im Hintergrund gegen die Waldhöhe aufwärts. Schon recht vieles ist gethan, schon ein stattliches Terrain der Wildniß abgekämpft. Steigt man aber, wie ich das gleich anfangs mit dem Obersten that, an jene Höhe aufwärts bis zum Waldrand, da erscheint unten in der Tiefe nur ein schmaler Saum von Anbau längs des Flusses; ein noch viel schma-

lerer liegt auf dem andern Ufer, wo sich fünf bis sechs indianische Familien, Arbeiter des Obersten, die sich dort so viel Land anbauen dürfen, wie sie nur immer wollen, angesiedelt haben.

Meilenweit überblickt man von oben die furchtbare Wildniß; meilenweit übersieht man den Wald, den ewigen, schweigenden Wald — alles Wald, nichts wie Wald! Unwillkürlich versinkt man bei solchem Anblick selbst in Waldesschweigen, als suche man das große Räthsel zu lösen: wie kann dieses Waldmeer durchfurcht, gelichtet, angebaut werden? Des Oceans weit ausgedehnter Raum zeigt doch noch Bewegung! Im Grashügelmeer von Rio-Grande sah ich Scharen von Rindern und Pferden, leichtbewegte Rudel von Hirschen und Straußen! Am Rio-Pardo aber stand ich vor dem tiefsten Geheimniß, aus welchem keinerlei Form, keine Gestaltung, keine Gliederung sich loslösen, keine Bewegung sich kund geben wollte! Kein Dorf zeigte sich, kein Haus, keine Klärung, ja nicht einmal irgendwo eine aufsteigende Rauchsäule als Spur von Menschendasein, nicht einmal eine auffallende Vogelform, die über diesen Averner Wald hingestreift wäre!

Und in dieser Einsamkeit hat ein Mann sein Hauptquartier aufgeschlagen, der ein angenehmes Leben mitten in der besten Gesellschaft führen könnte, der es aber, während seine Familie sich zur Erziehung der Kinder in Bahia aufhält, vorzieht, ein echter Oberst im Kampf gegen Wildniß von Urwald, Urwaldsmenschen, Urwaldsthieren zu sein und immermehr zu werden, der eigentliche Vorfechter und Gründer der Cultur an den Ufern des Rio-Pardo!

Ehe ich aber weiter auf das einsame Pionnierleben am Fluß, an welchem ich selbst einige Tage theilnehmen sollte, eingehe, will ich erst meine weitere Flußschiffahrt erzählen.

Einige Tagereisen weiter den Fluß hinauf sind vor mehreren Jahren höchst bedeutende Marmorlager entdeckt worden,

und mitten zwischen ihnen eine schöne Grotte, welche seitdem den Namen des „Oratorio", Betsaals, erhalten hat. Mir war so viel von jener classischen Stelle gesagt worden, ja beim Obersten sah ich so viele prachtvolle Marmorproben umherliegen, daß ich, wie schwierig man mir auch solche Expedition, zumal bei ungünstigem Wasserstande, vorstellte, mir fest vornahm, den Rio-Pardo noch vier Tage weiter hinauf zu gehen, denn so viel Zeit gebrauchte ich, um gegen den wilden Fluß aufwärts bis zu den Marmorlagern vorzudringen.

Ebenso leid, wie mir es selbst war, that es dem guten Obersten, daß er mich nicht begleiten konnte. Er mußte gleich nach dem Weihnachtsfest nach Bahia reisen und hatte noch viele Vorbereitungen dazu zu treffen. Dagegen schloß sich mir ein Gastfreund des Obersten, ein Herr Borges, der sich gerade in denselben Tagen am Fluß angekauft hatte, mit großer Freude an, und ich konnte keinen bessern Reisegefährten zu meiner Expedition finden als diesen aller Waldsituationen vollkommen kundigen Mann.

Doch war weder mein Canot noch meine Canoeiros zur Reise aufwärts zu benutzen; letztere hätten um keinen Preis die Weihnachtstage zu einer Waldtour hergegeben. So entbot denn der Oberst fünf rüstige Indianer von seinen Arbeitern und gab uns außerdem noch einen schwarzen Koch aus seinem Hause mit.

Außerdem mußten noch einige andere Vorbereitungen getroffen werden, um die Fahrt zu einem glücklichen Resultat zu bringen. Ganz besonders mußte ein langes Schleppseil aus Schlingpflanzen zusammengeflochten werden, vermittelst welches unser Canot an wildern Stellen des Stroms aufwärts gezogen werden sollte, wo Ruder und Stangen den Dienst versagten. Namentlich großen Widerstand hatten wir zu erwarten zwei Meilen vom Paraiso aufwärts, wo drei

Stromschnellen, Cachoeiras, die Schiffahrt sehr gefährlich machen — die erste genannt Cachoeirinha (kleine Stromschnelle), die zweite Prejuizo (Schaden), die dritte Funil (Trichter) geheißen, welche letztere als höchst wild und ganz besonders gefährlich bezeichnet ward. Die Indianer meinten, wenn sie den Fluß anblickten, von vornherein, wir würden gar nicht hindurchkommen, auf jeden Fall aber in mancherlei Gefahr gerathen.

Dennoch brach ich am 24. December mit Herrn Borges und den sechs Leuten auf. Wir hatten ein ausgesucht passendes Canot von 40 Fuß Länge und 20 Zoll Breite, recht eigentlich gemacht, um schlimme Stromschnellen zu durchschneiden. Wohlgemuth fuhren wir den Fluß hinauf, aus dessen Bett bald einzelne Felsenpartien auftauchten, ohne jedoch außer stärkerer Strömung unserer Schiffahrt irgendwie hinderlich zu werden. Ein großer, dreigetheilter Felsblock, der mitten im Fluß liegt, hat sogar schon einen besondern Namen, „Die drei Schwestern", bekommen.

Hier ist ein kleiner Militärposten zu Schutz und Trutz angelegt worden, hier wohnt auch der letzte Anbauer, sodaß nun bis zu den nächsten Anwohnern des Flusses über 60 Meilen der tiefsten Wildniß vor uns lagen. Kein Wunder, wenn uns die wenigen Leute an jenem Militärposten mit Verwunderung zuschauten und uns glückliche Reise wünschten.

Auf alle Eventualitäten gefaßt, namentlich reichlich mit geladenen Flinten und Büchsen gegen wilde Indianer versehen, zogen wir mit unserer neuen Argo in die Wildniß hinauf und kamen bald an die Cachoeirinha. Der Rio-Pardo war vom Regen geschwollen und schmuzig grau. In schäumenden Wirbeln, eine Welle die andere überstürzend, schoß der Fluß brausend durch den einengenden Paß. Unter großen Anstrengungen brachten die Indianer das Canot in die rauschende Gasse. Wir alle arbeiteten mit voller Kraftauf-

bietung mittels Ruder und Stangen und zogen uns auch wol an den Aesten hinübergestürzter Waldbäume aufwärts. Glücklich kamen wir hindurch, obgleich mich das böse Manöver im Stromaufruhr allerdings etwas befangen gemacht hatte.

Wir kamen zur zweiten Stromschnelle, dem Prejuizo, wo die Indianer mich und den Herrn Borges mit allen unsern Sachen vorher aussetzten auf die Felsen und sich auskleideten, während wir die Porphyrmassen überkletterten und hoch herab von festem Standpunkt dem Kampf der braunen Männer mit dem tobenden Element zuschauen konnten.

Auf einzelnen Felsblöcken stehend, oft halb an ihnen hängend und manchmal fast bis zur Brust im wild dahinstürzenden Fluß sich gegen dessen Wasser anstemmend, suchten sie das Schleppseil bis zu einem besonders überspringenden Felsen zu leiten, wo sie es dann anzogen und das Canot in etwas ruhigeres Wasser brachten, unter der augenscheinlichsten Gefahr hinabzustürzen und vom rasenden Fluß fortgerissen zu werden, aus welchem an ein Entkommen wol nur schwerlich zu denken gewesen wäre.

Nach einigen Minuten Ausruhens machten sie sich dann an die letzte Stelle, den Funil oder Trichter.

Mit Recht heißt diese Stelle der Trichter, denn sie bildet einen wirklichen Trichter. Der oberhalb des berüchtigten Loches nahezu 200 Fuß breite Fluß wird durch Felswände zu einem Kanal eingeengt, der an seiner schmalsten Stelle keine 40 Fuß breit sein mag. In den wildesten Wirbeln tobt der ganze Fluß dort hindurch und gerade da am heftigsten, wo er an und unter einem herüberhängenden Felsenhaken eine Biegung macht. Alles ist Aufruhr, schmuziger Wasserwirbel, grauer Schaum und lautes Brausen, ja dem Unkundigen scheint es Wahnsinn zu sein, ein Fahrzeug durch den Trichter schleppen zu wollen.

Und wirklich war das Bemühen der Indianer, unser Canot

aufwärts zu ziehen, vergeblich. Sie konnten auf den Felsenwänden keinen passenden Punkt gewinnen, von welchem aus sie die Regeira, das Schleppseil, anziehen konnten. Zudem sah ich sie vom Vorsprung, auf welchem ich stand und in die wilde Scene hinabschauen konnte, mehr oder minder in augenscheinlicher Lebensgefahr. Um meinetwillen sollte wahrhaftig kein Unglück geschehen. Ich rief die Indianer ab von ihren gefährlichen Postirungen und ließ das Canot in eine stille Seitenbucht zwischen einzelnen Felsblöcken bringen, von wo aus uns noch eine Möglichkeit erschien, das Canot, falls es nicht zu schwer war, auf trockenem Wege um den Funil herumzutransportiren, von wo aus dann der Fluß bis zum Oratorium, jener Marmorhöhle, keine bedeutende Schwierigkeiten bieten sollte.

Wirklich hatte man an jener Stelle schon Canots über die Felsen hingezogen. Wir fanden sogar noch Baumstämme und Knüttel, die zwischen den Gesteinmassen zu Unterlagen gedient hatten und uns so die Richtung zeigten, welche wir am passendsten nehmen konnten. Mit Benutzung all dieses vorhandenen Materials gelang es uns zwar, unser Canot auf das Trockene zu bringen, aber weiter konnten wir das schwere Fahrzeug auch keinen Zoll bewegen, was wir auch an Hebeln und Stützen anwenden mochten. Nach einer Stunde der heftigsten Anstrengungen mußten wir abstehen von unserm Vorhaben.

Nun blieb noch eins übrig. Wir hätten unser Canot liegen lassen und mit der Boussole uns eine Picade durch den Wald hauen können. Ich hatte zwei Kompasse bei mir; wir hatten auch Waldmesser und Proviant. Seitdem ich aber in der Serra-Geral von Parana gelernt hatte, was es heißt, eine Picade zu machen durch Gegenden, von denen noch keine Karte existirt, und durch Waldungen, deren Terrainverhältnisse man nicht voraussehen kann, so dachte ich eben auch

nur einen Augenblick an solche Picadenschlägerei! Vielleicht hätten wir, wenn wir auch Waffen genug dazu hatten, ein Gefecht mit den Wilden haben können, dessen Folgen für uns keineswegs bestimmt abzusehen waren, gar nicht zu reden von so manchen Eventualitäten, die der Urwald bieten konnte.

Da thaten wir denn das Verständigste, was wir thun konnten; wir lagerten uns auf den platten Felsen und hielten ein classisches Mittagsessen, dessen ich für immer gedenken werde. Hoch über uns hingen die Waldkronen; hoch über ihnen der blaue Himmel und leichtsegelnde Wolken. In ewigem Tosen stürzte der Waldstrom in seinem Bette dahin; in ewiger Erstarrung warfen die mächtigen Blöcke das rasende Element zurück, und rastlos jagte es weiter. Alles war Naturlaut, Naturleben, Naturwildheit, Naturfriede! Das Treiben der Menschheit, der bändigenden, bildenden, schaffenden, war noch nicht bis hierher gedrungen; noch war hier Strom, Felsen und Urwald in freier Zügellosigkeit und ledig aller Bande!

Zwischen den Felsenspalten, besonders da, wo ein kleiner Wasserstrahl getrennt vom Hauptfluß zwischen den Blöcken hindurchläuft, fand ich eine Menge kleiner, klarer Rollsteine, unter ihnen zahlreiche „Wassertropfen", Pingas de agoa genannt, falsche Diamanten, die mir weiter nichts als abgerollte Bergkrystalle zu sein scheinen, aber merkwürdig klar sind, besonders wenn man sie naß macht. Ob auch wirkliche Diamanten dort zu finden sind, weiß ich nicht; man glaubt es allgemein. Unter meinem Funde wollte kein einziger echter Stein erscheinen, und ich wünsche allen nach mir zum Funil des Rio-Pardo kommenden und Steine suchenden Reisenden eine recht große Lese von der echten Sorte.

Nichtsdestoweniger herzlich zufrieden mit meiner Ausbeute und unendlich erbaut von der wundervollen Scenerie um die Stromschnellen des Flusses ließ ich unser Canot wieder flott

machen. Die Indianer baten mich, ich möchte gleich am Funil einsteigen; sie meinten, wir würden gewiß ohne Anstoß und Gefahr durch den Prejuizo hindurchlaufen. Und da nun auch mein Begleiter Borges keinen Anstand nahm, sich dem tollen Element anzuvertrauen, so folgte ich den braunen Ruderern, die das Experiment des Durchlaufens durch die Cachoeiras schon oft versucht hatten, und stieg, wenngleich mit einiger Spannung, in den Kahn.

Die Indianer stießen ab und brachten das Canot in den Wassertumult des Stroms. Pfeilschnell schossen wir an den Felsenblöcken vorüber; wie auf der Eisenbahn sausten wir durch den Prejuizo, ohne eben das zu nehmen, was sein Name „Schaden" anzeigt. Platt auf dem Boden des nur 20 Zoll breiten Canots sitzend, nur wenige Zoll mit dem Gesicht entfernt von dem spritzenden Wasser und in der nächsten Nähe von Felsen vorbeischießend, im Zusammenstoßen mit welchen man ziemlich unfehlbar das Leben verlieren würde, machte ich eine Rutschpartie vom allerdrastischsten Verlauf und zu großem Jubel meiner Indianer, die mit lautem Schreien und Hantieren von Rudern und Stangen beide Stromschnellen ungemein geschickt passirten. In wenigen, allerdings höchst spannenden Secunden durchflogen wir denselben Theil des Flusses, dessen Zurücklegung aufwärts uns kurz vorher Stunden gekostet hatte.

Schnell trug uns nun auch ferner der Strom abwärts, und ehe es noch Abend war, saß ich wieder beim güten Obersten Bahianna, und der stillste Weihnachtsabend, den ich je begangen habe, brach herein. Der ganze Wald ward zum Christbaum; an seinen dunkeln Laubkuppeln glänzten glückselig die stillen Sterne. Viel bewegter war das Leuchten phosphorescirender Käfer in Gras und Gebüsch. In häufigen Exemplaren schoß der Elater noctilucus, dessen Leuchtorgane im Brustschild liegen, schnell dahin am düstern Wald,

als wäre er ein kleines Meteor, während im mattern Lichte Tausende von Lampyrinen durch den feuchten Wiesengrund zogen, lebendige Irrlichter des Grases, wie sie denn ja recht eigentlich Vagalumes (vagar umherirren, lume Licht) im Portugiesischen genannt werden.

Gar zu gern blieb ich die Weihnachtstage oben am Rio-Pardo und lebte, wenn auch nur für einige Tage, das ganze Leben auf dem Vorposten der letzten Cultur mit. Immer und immer sah ich Anbauergeschichten Cooper's an der Susquehannah vor mir, überall seine Kämpfe gegen den Urwald und dessen Wildnisse. Aber unendlich viel ferner vom Zusammenhang mit Menschengesittung leben doch die Anbauer am Rio-Pardo als jene damals in Nordamerika beim Richter Marmaduke Temple — nicht der Meilenzahl nach, sondern den Culturzuständen.

Eben im Erwachen ist solch Culturleben am Rio-Pardo, eben in seiner zarten Kindheit. Wie leicht man sich die Möglichkeit wegleugnen möchte, daß noch Indianerüberfälle vorkommen können, so können sie doch noch vorfallen, und man ist auf alle Eventualitäten gefaßt. Immer geladen ist die Kugelbüchse, immer gespannt der Gewehrhahn, gerade wie auf der Estancia dos Indios im Hochland von Sta.-Catharina! Morgens früh, wenn wir im Canot über den Rio-Pardo fuhren, um uns in den kalten Strudeln der reizenden kleinen Cachoeira des Ribeiro-Verde zu baden, nahmen wir die geladene Flinte mit. So idyllisch ist jene Stelle, so tief friedlich! Aus dunkler Waldschlucht kommt ein Bach hervor und rauscht in kleinem, mannichfach getheiltem Wassersturz über Dioritmassen dahin. So köstlich ist dort das Bad. Aber neben dem Badenden steht am trockenen Felsen die geladene Kugelbüchse, denn hinter jedem Baume kann der Verrath lauern. Nicht den geringsten Spaziergang durch seinen Garten macht der Oberst, ohne einen dicken Stock mit

eiserner Pike mitzunehmen gegen alle Vorkommnisse, denn „im Walde muß man immer voll bewaffnet sein", und am Waldesrand, am Rande der Wildniß ebenfalls. Schon einmal drangen meinem Gastfreund die Wilden in sein jetziges Gehöft und nahmen bei schneller Flucht einige eiserne Reifen mit sich fort. Als nicht lange darauf ein zweiter Einfall in die Pflanzung gemacht ward und die Indianer oben am Wald ein Maisfeld plünderten, kam es zu einem Conflict, und ein Indianer blieb, von einer Kugel getroffen, im Felde liegen. Er hatte Pfeile und Bogen bei sich, dazu ein Fourragenetz und zwei kleine, armselige Messer, die er sich aus dem gestohlenen Eisen gemacht hatte. Letztere beide sowie das Netz bekam ich vom Obersten zum Geschenk, ernste, wehmüthige Erinnerungen an Urzustände, deren Wegräumung nicht immer ohne Blutvergießen möglich ist. Der Werdauf der Cultur in den Wald hinein wird nur zu häufig mit dem schwirrenden Pfeil beantwortet. Oder man kann sich bei der anerkannten Hinterlist und Treulosigkeit der Wilden auf gar keinen Ruf einlassen, sondern schießt das nieder, was sich im Waldesdunkel zeigt, sei es Mensch, sei es Unze, sei es Tamandua! Das einzige, was dabei tröstlich ist, ist nur das, daß da, wo einmal Blut geflossen ist, selten eine zweite Action vorkommt. Die Indianer ziehen sich leicht zurück, wenn sie entweder ein schlechtes Gewissen oder eine Schlappe bekommen haben, und zeigen sich meistens nicht wieder.

Wenn man aber solche blutige Geschichten nicht hört, solche Spuren zurückgeschlagener Barbarei nicht sieht, wie friedlich sieht es da am Rio-Pardo aus! — So manchen kleinen Spaziergang machten wir in den Weihnachtstagen, wie beschränkt auch unser Terrain war. Längs der Rinderweide gingen wir auf dem hohen Rand des Flusses und sahen zu, wie unaufgefordert Kühe und Stiere zu kühlem Bade durch den breiten Fluß, ankämpfend gegen

die starke Strömung, hindurchschwammen. Dann gab es ein Endchen Wald und hinter demselben eine kleine Cacaopflanzung von sauberm Ansehen. Denn die Theobroma Cacáo bildet einen schönen, mit großen, länglichen Blättern reich bedeckten Busch, an dessen Stamm und dickern Aesten, keineswegs an den Zweigspitzen, die hübsche, zarte Blüte vom sinnigsten Bau kurz aufsitzt. Den Kelch bilden vier bis fünf weiße Zähne, die Blumenkrone fünf kappenförmige Nectarien, auf welchen ein zartes Blättchen sitzt. Die Nectarien sind roth gestreift; die fünf Staubfäden mit nach außen stehenden Antheren biegen sich in die Nectarien hinein; dazu stehen fünf rothe Borsten oder unfruchtbare Filamente um das Pistill, dessen Stigma mit einigen feinen Fasern versehen ist. Hübsch ist auch die große Frucht, gelb, mit zehn Furchen versehen, länglich rund, doppelt so groß wie eine große Citrone. Um eine fleischige Säule in der Mitte der Kapsel liegen die bekannten Bohnen in fünf Säulen aufeinander, umgeben von einem geringen pulpösen Mark, was sehr angenehm schmeckt. Sechs- bis zwölfmal im Jahre kann man reife Früchte von den schattigen Büschen pflücken, welche im vierten Jahre schon anfangen Früchte zu bringen, und dabei sehr alt werden können, ohne irgendwelche Arbeit oder Pflege besonderer Art zu verlangen, sodaß der ganze Cacaobau von Kindern beschafft werden kann.

Unter den Theobromabüschen fand ich manche hübsche kleine Blumenform, ein sauberes Jonidium und jene zierliche Oxalis, deren Dreiblatt auf einem zu wirklicher Blattform entwickelten Blattstiel wächst und so das Ansehen gewinnt, als entwickelten sich hier zwei Blätter von ganz verschiedener Natur auseinander, ein kleeblattartiges aus einem grasähnlichen. Die kleine, gelbe Blüte dieses paradoxen Sauerklees hat einen lieblichen Duft. Um so mehr erfreuen solche kleine Blütenformen dicht am Boden, je weniger solche eigentlich im

Wald und selbst an dessen Rand vorkommen. Alles Grünen, alles Blühen strebt nach oben, nach gewaltigen Höhen, und verliert allerdings dadurch viel von seiner Grazie und Lieblichkeit.

Höchst eigenthümlich schilderte mir auf unsern kleinen Spaziergängen der Oberst auch das Thierleben im Walde, was man freilich nur als kundiger und geduldiger Jäger belauschen kann. Unzen und Tigerkatzen, Tapire und Capivaris, Pacas und Tamanduas, Faulthiere, Rehe und noch viele andere Säugethiere, der mannichfaltigen Affenscharen gar nicht zu gedenken, bilden die Jagdthiere, während das geflügelte Wild zahllos ist.

Sogar die Amphibienwelt liefert eßbare Ausbeute. Im feuchten Walde am Rio-Pardo kommt eine sehr wohlschmeckende Landschildkröte vor, unserer Emys europaea recht ähnlich. Im Garten des Obersten befanden sich in einer kleinen Umzäunung siebzehn solcher Thiere von verschiedenen Größen, die kleinsten eben nur einige Zoll lang, die größten nicht über einen Fuß. Dennoch legen sie Eier von der Größe eines Hühnereies, aber von kugelrunder Form und harter Schale, während die Süßwasserschildkröteneier nur eine lederne Schale haben. Das Innere ist nur aus Dottermasse bestehend.

Viel unliebenswürdiger als diese Emyden sind nun freilich die Schlangen. Wir lagen am zweiten Weihnachtstage nach einem höchst schmackhaften Mittagsessen am Ende des großen Weideplatzes unter einem riesigen Waldbaume und tranken behaglich unsern Kaffee, als Herr Borges plötzlich eine große Schlange unter dem Stamme des Baums hervorkommen und zwischen seinem Arm und Körper hindurchschlüpfen sah, ohne jedoch von ihr verletzt zu werden. Solche Nachbarschaft ist nun zwar nicht angenehm, am allerwenigsten ganz gefahrlos; doch ist es auffallend genug, wie un-

gern solche Schlangen den Menschen angreifen und wie sie sich vor der Cultur zurückziehen.

Das Unangenehmste aber am ganzen Rio-Pardo und unbedingt der zahlreichste Jagdartikel ist das geflügelte Ungeziefer. Alles was man unter dem Namen Mosquitos, Maruim, Pium, Borachudos und Fincudos zusammenfaßt, Mücken, Schnaken und kleine Stechfliegen, findet sich in unglaublicher Menge am Fluß, und man hat viele Mühe, sich seiner Haut zu wehren.

Außer mannichfachen Fischen ernährt der Fluß einen hübschen Krebs von schlanken Proportionen und zierlichen Zeichnungen. Mit dem Kohl der Euterpe oleracea zu einem Gericht gemischt, liefert dieser Krebs, Pitum genannt, ein Essen, womit sich nur wenige europäische Leckerbissen messen können. Dabei ist sein Fang sehr leicht, während wir beim Anschwellen des Flusses trotz mancher Angelpartie nur immer die kleine Karautsche Cará fingen. Eine Hechtart ist häufig im Flusse.

Am 28. December wollten wir alle, der Oberst, Borges und ich den Fluß hinab nach Canavieiras zurückgehen, jene beiden, um eine Reise nach Bahia zu machen, ich selbst, um den Jequitinhonha oder Belmonte, den mächtigen Nebenbuhler des Rio-Pardo, aufzusuchen.

Zu unserm Transport und zu einer Menge von Sachen, die mein wackerer Oberst mit sich zu nehmen hatte, ward ein besonders großes Canot ausgesucht, 45 Fuß lang, $2\frac{1}{2}$ Fuß breit, was immer schon auf einen schönen Stamm hindeutet, obwol ich oben im Walde des Paraiso einen bereits gefällten Stamm liegen sah, der ein Canot von 6 Fuß Durchmesser geben sollte bei einer proportionellen Länge.

Unser Canot faßte so viel, wie etwa 16 – 20 Lastthiere tragen können. Doch dauerte das Beladen des Fahrzeugs ziemliche Zeit, und nach vielem Thun und Treiben, Besorgen

und Befehlen, wie ein Mann, der seine Pflanzung mitten in der Wildniß auf mehrere Wochen verlassen muß, immer dergleichen anzuordnen hat, stießen wir um 1 Uhr nachmittags ab und gleiteten mit dem Strom am Ufer dahin. Noch einmal, aber in viel schnellerer Fahrt, ließ ich alle Reize des schönen Flusses an mir vorbeigehen, blickte noch vielfach zu all den kleinen Anpflanzungsversuchen hinauf, von denen herab die Leute den Obersten alle freundlich grüßten, wie er denn der Führer und Rathgeber aller zu sein schien. Aber mehr und mehr nahmen die Culturversuche ab; mehr und mehr bot der Wald eine undurchdringliche Masse; größer und gewundener wurden die Krümmungen des Stroms, von denen einzelne Abtheilungen den Anblick der schönsten kleinen Landseen gewährten.

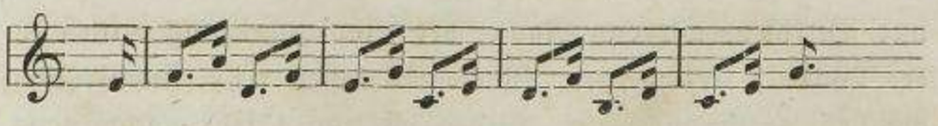
Die Nachmittagssonne warf wunderbare Lichter und schroffe Schatten über die Flut und den Wald. Im Abendroth glühten die Gipfel der Bäume; doppelt prächtig glänzten die Japus an ihren luftigen Wohnungen, und überall flötete der Sabia sein melodisches, harmloses Lied. Der Sabia! das ist der Singvogel der Elegie, der Liebe, der Sehnsucht für Brasilien, er und die Palmen die Symbole vom Lande von Sta.-Cruz, von welchem der Dichter begeistert ausruft:

Minha terra tem palmeiras,
Aonde canta o sabia!*)

Der Sabia ist eine Drosselart, die überall ihr harmloses Lied hören läßt und zum Ohr und Herz spricht, eben wie gerade die Stimmung des letztern ist, wenn ersteres ihm die Melodie zuführt. Diese Melodie ist, wie ich sie mir im Canot aufnotirte, folgende:

---

*) Meine Heimat nähret Palmen,
Wo der Drossel Flöten schallt.



welche Grundmelodie von dem Vogel „mit Grazie ad infinitum" geflötet oder unterbrochen und mannichfach modulirt wird, gerade als ob er im Traum flötete oder ein musikalischer Gedanke ihn unterbräche.

Bald aber mischten sich auch noch andere Waldstimmen in die flötenden Jamben des kleinen Sängers. Viele Anús oder Crotophagen schlüpften schreiend hin und her; Spechte übten noch die letzten Klopflaute an einzelnen Stämmen; verspätete Araras schrien noch paarweise durch die Luft; der Macuco, ein Crypturus, ließ sein gellendes Pfeifen hören. Und so schien für die nächsten Stunden der ganze Wald wach werden zu wollen, desto mehr, je dunkler es ward.

Wir fuhren unter den dunkeln Laubwölbungen dahin. Am Uferrand oben konnten wir die Capivaris fressen hören, gerade als ob Ochsen weideten. Wilde Enten flogen in pfeifendem Fluge dicht über unsern Köpfen dahin, bis endlich gegen Mitternacht alles ruhte. Still und friedlich schlief die ganze Natur; es war mir, als könnte ich jeden ihrer Athemzüge belauschen, jeden Pulsschlag fühlen, wie ich denn in den letztvergangenen Tagen jedes, was sie nur an Reizen zu entschleiern, an Lächeln zu bieten hatte, aber auch alle ihre wilden Ungezogenheiten reichlich genossen hatte.

Ueber dem schwarzen, schweigenden Walde glänzte des Orions schönes Gestirn, und der Sirius funkelte in wundervoller Helle. Ich schlief ein. Als ich erwachte, hörte ich in der Ferne das Meer brausen. Das letzte Mondviertel stieg auf; weiterhin glänzte, trotz der Mondsichel, in voller Pracht das Südkreuz und des Centauren herrliches Sternenbild.

Um 3 Uhr nachts stiegen wir in Canavieiras ans Land. Alles schlief; aber die hohen Palmen flüsterten den-

noch im kühlen Seewind der Nacht ihre ewigen Mondscheinlieder und glitzerten unter dem milden Schimmer der Gestirne.

Im Hause des Obersten, was er in Canavieiras besitzt, schlief ich noch einige Stunden. Als ich erwachte und zum Dr. Magalhaens ging, kam mir meine kleine Expedition den Rio-Pardo hinauf und meine Weihnachtstage im Paraiso do Ribeiro-Verde wie ein hübsches Märchen vor.

Fröhlich erzählte ich es meinem medicinischen Freund beim Frühstück und war eben damit zu Ende, als er für gut fand, es noch weiter zu spielen. Zum Nachtisch bot er mir ein besonderes Backwerk aus Tapioca auf einem Teller an, in Papier gewickelt. Ich öffnete es und fand — meine Brieftasche, die ich in Ilheos hatte über Bord fallen lassen, ganz dieselbe Brieftasche, dieselben Papiere, Briefe, Scheine! Kein Blättchen fehlte, kein Läppchen. Dabei lag ein Brief des wackern Dr. Ermano Domingos de Couto, welcher so anfing:

„Geehrtester Herr Doctor!

„Gott beschützt Ihre Schritte, wie Sie leicht aus dem Wiedererscheinen Ihrer Brieftasche sehen können, welche schon außerhalb der Barre in der Strömung trieb und vom armen, aber ehrlichen Lootsen Sebastião Furtado da Silva gesehen ward, der sie mir sogleich überbrachte u. s. w."

Mittels eines Soldaten hatte mir der wackere Oberrichter mein Portefeuille nachgeschickt, nachdem er mich als den Besitzer desselben aus dem Inhalt erkannt hatte und sich lebhaft denken konnte, wie fatal mir der Verlust und das Entbehren derselben sein mußte.

Worüber aber sollte ich mich mehr wundern: darüber, daß eine von einem Dampfboot in das Salzwasser fallende Brieftasche vom Meere wiedergegeben wird, oder daß ein armer Lootse die 400 Milreis Papiergeld nicht behält, die ja doch dem Eigenthümer verloren sind, und die Briefe dem

Meere nicht wiedergibt, was dieselben ja doch schon innehatte!

Der wirklich wunderbare Vorfall brachte mich in eine eigene Stimmung. Sie ward um so ernster, als ich nicht volle 24 Stunden vorher einer schweren Gefahr entgangen war.

Bis dahin hatte mir meine schon oben erwähnte Flinte noch nie einen Schuß versagt. Als ich sie am Tage vorher bei unserm Aufbruch aus dem Paraiso aus der Ecke nehmen wollte, faßte ich sie nachlässig beim Lauf und zog so das Gewehr zu mir herüber. Aber der Hahn mußte wol festgehakt sein; er schlug zu, das Zündhütchen knallte, und der Schuß — versagte, was er bis dahin noch nie gethan hatte. Der Oberst sah mich starr an. Wenn der scharfe Schuß losgegangen wäre, er wäre mir durch den Kopf gegangen.

So hatte ich innerhalb acht Tagen auf einem schwer lecken Dampfboot den Ocean befahren, eine kleine Explosion auf demselben ohne Nachtheil erlebt, war im schmalen Canot unversehrt zwischen drohenden Felsen durch berüchtigte Stromschnellen hinabgeschossen und durch das Versagen meines sonst so ausgezeichneten Gewehrs einem ziemlich sichern Tode inmitten des frischesten Lebens entgangen! Das alles konnte mein biederer Freund doch nicht wissen, als er mir in Ilheos schrieb: „Gott beschützt Ihre Schritte!" und mir meine vom Meere wieder herausgegebene und von einem armen Manne ans Land gebrachte Brieftasche überschickte. Jadchasacka nannte ich darum die Stätte, denn eine „starke Hand" des Herrn hatte mich vor vielem Unglück bewahrt.

So endete für mich das Jahr 1858 im fernen Südwesten.

Werfen wir aber, ehe wir in das Jahr 1859 hineinreisen, einen Blick auf den Rio-Pardo zurück.

Seitdem das Sklaventhum in Brasilien sich langsam zu

Tode siecht, hat sich auch die Provinzialregierung von Bahia, wie ich schon andeutete, nach Gegenden umgesehen, in welchen ein noch unbesetzter Boden der freien Arbeit, dem freien Landbau Raum und volles Gedeihen geben möchte.

Da ist denn auch das Auge rüstiger Unternehmung auf die Zwillingsflüsse Rio-Pardo und Jequitinhonha gefallen, und vorläufig hat der letztere, der Jequitinhonha oder Belmonte, den Vorzug erhalten. Doch betrachten wir für den Augenblick nur den Rio-Pardo.

Auf allen Karten, die ich gesehen habe, scheint mir der Lauf des Flusses, soweit ich ihn befuhr, viel zu gerade von Osten nach Westen gelegt zu sein. Bei meiner Auffahrt hatte ich die Bousole vor mir stehen und fand, daß, wie mannichfaltig auch die Biegungen des Flusses sind, man seinem Laufe nicht sowol nach Westen als vielmehr nach Nordwesten und selbst noch etwas mehr nach Norden entgegenfährt. Wirklich liegt die Wohnung des Obersten Bahianna im Paraiso sieben Minuten nördlicher als Canavieiras und ist doch nur in gerader Linie 5—6 Leguas fern von dieser Villa oder Marktflecken, während die Krümmungen des Flusses und die auf ihnen zu machende Canotfahrt 14—15 Leguas ausmachen. So seltsam verschlungen sind diese Krümmungen, daß die Richtung des Stroms an manchen Stellen vollkommen rückläufig ist und von Osten nach Westen, statt von Westen nach Osten geht. Zwischen einzelnen Krümmungen liegen wirklich nur lange, mit dichtem Wald bedeckte Landzungen, welche leicht zu durchstechen wären, wie sich denn schon an zwei bis drei Stellen spontane Durchbrüche des Flusses finden und zum Theil selbst benutzt werden von geschickten Canoeiros. Einen solchen natürlichen Richtweg schlug ich selbst einmal ein. Aber mit großer Gewalt wird das Canot vom Stromdurchbruch gepackt, und ich glaube

wol, daß das, was an Wegverkürzung durch künstliche Durchstiche gewonnen wird, durch heftigere Strömung wieder verloren gehen möchte. Ein nach Canavieiras fahrendes Canot würde in schnellerer Zeit dorthin kommen, aber unter größerer Mühe zurückzubringen sein. Der an solchen abgestochenen Biegungen liegende Boden und die Gesundheitsverhältnisse auf demselben würden allerdings wol gewinnen.

Doch muß das genauen, sachverständigen Untersuchungen überlassen bleiben. Auf jeden Fall bietet der Rio-Pardo von Canavieiras bis zur Cachoeirinha jegliche Bedingung zu einer ausgedehnten Schiffahrt. Ein passender Flußdampfer würde bei jedem Wasserstande, der am Strom vorkommt, bis zur ersten Stromschnelle hinaufgehen können, ohne in die geringste Verlegenheit zu kommen. Der ungeheuere Brennholzreichthum würde ihm dazu allen Kohlenverbrauch ersparen.

Am Funil müßten nachdrückliche Sprengungen vorgenommen werden. Vorläufig müßte wenigstens ein Stein auf der rechten Seite weggesprengt werden, wodurch Mühe und Gefahr bei der Schiffahrt vermindert würde. Von dort sind bis zum Oratorio wieder 16 Leguas, die ohne Mühe mit Canots gemacht werden können. Sechs Leguas hinter letzterm befindet sich ein Wasserfall von 80 Fuß Höhe. Hier wird ein den Fall umgehender Landweg eingeschlagen, um die Waaren nach dem obern Rio-Pardo gelangen zu lassen, von wo der Fluß noch 60 Leguas bis zum kleinen Oertchen S.-Antonio da Cruz oder Cachimbo mit Canots schiffbar ist, sodaß der Fluß eine benutzbare Ausdehnung von 100 Leguas haben mag.

Obgleich bisjetzt noch gar nichts zur Besserung des Flusses gethan ist, so wird er doch schon als Handelsstraße benutzt. Besonders wird auf ihm Salz nach der Provinz Minas transportirt, wenn auch nur unter großen Mühen und Unkosten. Auch kommt eine Menge des schönsten Nutzholzes

vom Salto abwärts den Fluß hinunter, um von Canavieiras ausgeführt zu werden.

Was könnte aus dem schönen Fluß werden? Wenn auch auf den fünf untersten Meilen kaum an regen Ackerbau zu denken ist wegen der Niedrigkeit des Bodens, so liefert doch der Wald schon Massen von gutem Holz. Dann folgen 10—12 Leguas von Ackerland, wie man es nirgends besser finden möchte. Und dennoch steckt fast noch alles im Urwald, wie viel Bauholz man auch aus demselben herauszuschlagen sich bemüht. Wollte man da, wo der jetzige Militärposten liegt, eine Colonie, ein Kirchspiel anlegen, welches mittels einer Dampfschiffahrt mit Canavieiras zusammenhängt, und von dort eine ganz kurze, gute Straße bis jenseit des Funil machen, so hätte man wieder westlich von dem angedeuteten Coloniepunkte einen vortrefflichen Stromdistrict von 16—20 Leguas zugänglich gemacht, für dessen Anbauer das angedeutete Kirchspiel als Depot, als Handelspunkt, als Villa dienen würde. An 200 Quadratleguas könnten auf diese Weise dem Urwald und der Wildniß abgewonnen werden. Vorläufig würden sie reiche Schätze von prächtigen Nutzhölzern geben, wie denn ja das Brasilholz, dieses so wohl bezahlte Färbeholz, am Fluß in schöner Menge vorkommt.

Welche Menge von Cacao, von Kaffee, von Taback, Mais, Manioc u. s. w. ließe sich dort bauen! Welche ungeheuere Kraftentwickelung könnte dort vor sich gehen!

Aber um Gottes willen nur keine Unternehmung, keine Speculation, keine Compagniegeschäfte am Fluß gegründet, die erst die Auswanderungslustigen mit schönen Reden und Versprechungen belügt und die einmal Eingewanderten in gedrückten, gebundenen Verhältnissen im Interesse der Compagnie arbeiten und vorkommendenfalls verderben läßt an Seele und Leib — nur solche Privatunternehmung nicht.

Vielmehr suche der Staat, die Provinz, denen zu helfen, die ganz von selbst, ungelockt, unbetrogen von Agenten, den Fluß aufsuchen und selbst schon aufgesucht haben. Gerade das schöne Land in der Tiefe des Flusses ist noch nicht vermessen. Es haben sich dort einige muthige Anbauer, meistens unter der Aegide des Obersten Bahianna, vorgewagt und rühren sich in Landbau und mancherlei Gewerk. Einige Franzosen haben Sägemühlen angelegt, einige Deutsche arbeiten im Ackerbau. Am fernsten wohnt ein Deutscher aus Nürnberg, Zeh ist sein Name, der mir den Boden gar nicht genug rühmen konnte, aber auch als ganz allein wohnender Junggeselle furchtbar über die Einsamkeit klagte. Bei der Gelegenheit kam er mir mit einem originellen Anliegen, was er am rechten Ort nicht anbringen konnte, indem er nur einige Worte portugiesisch radebrechte. Beim Befahren des Flusses hatte er öfter vor der Thür eines Anbauers eine hübsche, frische Dirne gesehen und sich in sie verliebt. Nun sollte ich dem Obersten vorstellen, daß dieser für den verliebten Nürnberger beim Vater jenes Mädchens um die „Lisette" anhalten sollte. Ich glaube auch, daß das geschehen ist. Wenigstens hielt, als wir auf unserm Wege nach Canavieiras vor dem Hause des alten Anbauers vorbeikamen, der Oberst einen Augenblick an und rief ihm zu, daß beim Rückkehren von Bahia der Oberst eine Angelegenheit mit ihm zu verhandeln hätte. Der Alte schien schon zu wissen, warum es sich handelte. Hinter ihm stand die halbwilde Lisette und lachte laut auf; sie sah aus, als ob sie die Angelegenheit lieber gleich ins Reine gebracht sähe, denn heirathen wollen sie alle, und nun gar am Rio-Pardo, wo es so furchtbar einsam ist und kaum je ein Mensch hinkommt. So wird aus dem Nürnberger wahrscheinlich ein glücklicher Colonist werden. Er findet fortan, wenn er aus seiner Roça, seinem Felde, nach Hause kommt, sein Essen und Trinken fertig, lernt Portugiesisch, ist

nicht mehr einsam, gelangt zu einer Menge Kinder, dem Besten, was ein freier Colonist bekommen kann, und baut sich so viel Land an, als er nur immer im Stande ist. Denn wenn einmal das freie Land zum Verkauf oder zur Colonisirung vermessen wird, so bleibt der, welcher sich einmal angebaut hat, in unverkürztem Besitz seines der Wildniß abgewonnenen Landes und kann noch ein hübsches Stück dazubekommen. Der Oberst, der eine Art von Militärcommission am Flusse hat, weist den Ankömmlingen Land an, so viel sie nur immer bearbeiten können; er steht ihnen mit Rath und That bei, daher denn auch alle zu ihm kommen. So sah ich freie Neger und Indianer, Deutsche, Franzosen und Portugiesen zum Paraiso rudern, die alle wie einzelne Vedetten des Anbaues zwischen Fluß und Urwald sitzen und den Rio-Pardo langsam und eben wegen Mangel an aller helfenden Nachbarschaft unter den allergrößten Entsagungen zur Entwickelung bringen.

Möchte man doch recht den hohen Werth dieser einzelnen Vorposten, dieser echten, wirklichen Lederstrümpfe anerkennen und ihnen helfen auf alle Weise, namentlich durch Erleichterung und Beschleunigung der Communication nach Osten und Westen. Kaum sollte man es glauben, was schon die wenigen, zerstreuten Kräfte am Fluß vollführen! Allein die Menge des zum Export zugeschnittenen Bauholzes und Mobilienholzes ist bewundernswürdig. Selbst Cacao kommt schon den Fluß hinab, Farinha, Tapioca, Arrowroot und Mais. Und doch sieht man immer nur einzelne kleine Uferstreifen angebaut, wie weit man auch den Fluß hinauffahren mag.

Auch aus den Marmorlagern wird mit der Zeit ein schöner Vortheil zu ziehen sein. Der weiße Marmor ist so schön, rein und fein, wie nur der beste Carraramarmor sein kann. Wundervoll ist auch der rothe, von dem ich im Paraiso

große Stücke sah. Die hellgelben, hellgrauen und dunklern Schattirungen, wie ich von ihnen einzelne Stücke besitze, müßten herrliche architektonische Effecte machen. Aber wann wird die Zeit kommen, daß man in Brasilien venetianische Paläste oder einen mailänder Dom aufbaut! Gerade als ich mir im Garten des Obersten einige Marmorstücke schlug, um sie mitzunehmen, schenkte er mir die schon oben erwähnten Messerrudimente eines oben am Wald erschossenen Indianers. Wann wird so ein Waldmensch aus dem Eisen sich einen Meißel machen, um aus den Marmorblöcken seines heimatlichen Stroms eine Melische Venus oder jene wunderbare Graziengruppe des großen Dänen hervorspringen zu machen?

Niemals! sage ich, niemals! Der Botocude wird nie ahnen, worauf er tritt, wenn er in gespenstischer Mondnacht über jene Marmorlager dahinschleicht, wird nie davon träumen, daß in jenem glatten, weißen Gestein die Standbilder von Göttern und Helden schlummern und jegliche Bildung von Anmuth verborgen liegt, um durch Menschenhand zum Licht und Leben emporgeschafft zu werden! Bis zu einem Klotz durch die Unterlippe erhebt sich sein Schönheitssinn, bis zu einem Pfeil, einem Bogen, einem Netz seine Kunstfertigkeit. Den Europäer aber, der mitten im Urwald ein Stück Marmor vom Boden aufhebt, ergreift trotz aller Begeisterung für die gewaltige Natur eine tiefe, innige Sehnsucht nach dem heimischen Norden, dem europäischen Norden und seiner Kunst, welche in ewiger Fülle, ewiger Kraft ein Lieblingskind dem andern hinzufügt und sich selbst Tempel an Tempel aufbaut.

Meine nächste Aufgabe im Oertchen Canavieiras war nun, meinen Ausflug zum Jequitinhonha oder Belmonte vorzubereiten, von welchem Fluß ich eine möglichst ausgedehnte Ansicht gewinnen wollte.

Die bedeutende Wasserstraße, die dieser Fluß bis tief in die Provinz Minas hinein bildet, hat besonders den Staatsrath Gonzalves Martins interessirt, und er hat der Regierung einen Plan vorgelegt, nach welchem unter ansehnlichen Subsidien der Administration ein Dampfboot viermal im Monat von Canavieiras aus durch die Mündung des Belmonte den breiten Fluß 20 Leguas hinaufgehen soll bis zu einer kleinen Stromschnelle, der Cachoeirinha, von wo aus die nächsten $7\frac{1}{2}$ Leguas bis zu einem Punkte, Italiano genannt, weil sich dort ein Italiener angesiedelt hat, mit Booten zurückgelegt werden sollen. Von dort sollen es $1\frac{1}{2}$ Leguas sein bis zu einem großen Wasserfall (salto) des Flusses, bis zu welchem Punkte vom Italiano aus der Unternehmer eine Fahrstraße zu machen verspricht. Nun folgen wieder 60 Leguas Ausdehnung des schiffbaren Belmonte bis zum Orte Calháo, einem interessanten Handelspunkt in der Provinz Minas, von wo aus es noch 15 Leguas sind bis zum Ort Minas-Novas. Doch ist am Salto die Grenze der Provinz Bahia, und nur bis zu ihr erstreckt sich der Plan des Staatsraths, in welchem auch von einer Colonie, einer Ansiedelung Deutscher die Rede ist.

Auch bei dieser Reisevorbereitung suchte mir der wackere, in seiner Freundschaft unermüdliche Oberst Bahianna zu helfen. Gerade war der Kapitän in Canavieiras, welcher einen kleinen, unter der Inspection des Obersten stehenden Wachtposten an der Cachoeirinha des Jequitinhonha commandirte. Diesem ward ich auf das ernsteste anempfohlen. Auch hatte ich einen Brief des Staatsraths Gonzalves Martins an seinen beim projectirten Jequitinhonha-Unternehmen angestellten Bevollmächtigten in meiner aufgefischten Brieftasche ganz unverletzt wiederbekommen. Und so konnte ich denn am 31. December nach Leuten suchen, die mit mir am folgenden Tage den Jequitinhonha oder Belmonte befahren sollten.

In Canavieiras aber ist es nicht leicht, einen Arbeiter, einen guten Canoeiro für Geld zu bekommen, zumal nicht auf den Neujahrstag. Trotz vieler Anstrengungen und Bemühungen mancher recht freundlicher Leute, die ich im Oertchen kennen gelernt hatte, wollte es niemand gelingen, mir zum ersten Januarstag Canoeiros zu miethen, ja nicht einmal zum zweiten, denn der war ein Sonntag. Bald darauf folgte der Heiligedreikönigstag, auf dessen Faulenzerei man sich durch einiges Faulenzen vorbereiten mußte — kurz ich bekam, wie sehr ich auch in jeder Geldforderung den Leuten Thür und Thor offen ließ, keinen einzigen Ruderer, ja nicht einmal die bestimmte Aussicht, wann ich einige dieser Strandlazzaroni bekommen möchte.

Das verbitterte mir etwas den Sylvesterabend, der mich lebhafter denn je nach dem heimischen Norden hinführte. Und ich würde am ersten Morgen des Jahres 1859 nicht eben ganz fröhlich aufgewacht sein, wenn nicht gerade um 12½ Uhr in der Nacht der Oberstlieutenant Pederneiras, der Bevollmächtigte des Staatsraths Gonzalves Martins am Jequitinhonha, beim Dr. Magalhaens an die Thür gepocht und Einlaß bekommen hätte. Er kam direct und im vollsten Gewitterregen vom ebengenannten Flusse, um am Neujahrstage einige nothwendige Angelegenheiten zu ordnen in Canavieiras, und dann am folgenden Tage auf dem kürzesten Wege nach dem Jequitinhonha zurückzukehren.

Keinem so wie ihm standen alle Hülfsmittel zu einer Flußerpedition zu Gebote, keiner konnte mir so viel nützen und helfen wie er. Er hatte auch kaum meinen Introductionsbrief von Gonzalves Martins durchgelesen, als er mich einlud, gleich am 2. Januar mit ihm aufzubrechen und zur Barre und der dortigen kleinen Villa (Marktflecken) von Belmonte zu gehen. Von dort aus wollten wir dann zusammen seine Besitzungen am Fluß besuchen und ich dann

allein den Fluß bis zu seinem Wasserfall an der Grenze von den Provinzen von Bahia und Minas hinaufgehen, falls die Elemente nicht Einspruch thäten, wie sie es am Funil vom Rio-Pardo so gründlich gethan hatten.

So brachte ich denn in Erwartung meiner Belmonte-Excursion den Neujahrstag von 1859 in der Villa von Canavieiras zu. Ruhig und reglos brach der Tag an, eingeleitet von einem gelinden, grauen Regen. An der armseligen Kirche auf dem Platze vor unserm Hause winselte die Glocke, die mich lebhaft an das Halleluja des Vorabends in der Mission von S.-Lourenço in Rio-Grande erinnerte. Der Geistliche ging zur Messe, aber keine Schar der Gläubigen folgte ihm; kaum erblickte man die eine oder andere Person über den Rasen dahinschreiten.

Am Nachmittag kam aber doch mit der Aufklärung des Himmels einige Bewegung zu Stande. Ein ungeheueres Staatsgeheimniß, viel wichtiger als der Ministerwechsel in Rio-de-Janeiro, von welchem einige Gerüchte über Caravellas zu uns gebracht waren, ging von Mund zu Munde und explodirte zuletzt zu ganz offener, officieller Kundmachung heraus: ein Maskenzug sollte den Nachmittag stattfinden, der erste, der je unter den Palmen von Canavieiras zu Stande gekommen war.

Ob so großen Festes schien denn alles, was nur kriechen konnte, aus dem dunkeln Hintergrund seiner Löcher bis zur Fensterluke und bis an die offene Thür gekommen zu sein. Es waren wirklich Menschen zu sehen, und eine liebe Straßenjugend tummelte sich unbefangen im Sande und auf dem Rasen umher, ohne eben hinreichend mit Toilette versehen zu sein.

Dann kamen die Masken. Sie schieden sich schroff in zwei Klassen. Die erste bildete die der Equites. Sechs Ritter zogen auf. Einer stellte einen Botocuden vor in

scharlachfarbenem Colorit mit allen Urwaldsattributen und einer brasilianischen Standarte. Ein anderer machte einen blauen Ritter, einer einen gelben Hanswurst, und so die andern weiter, je nachdem ihnen Plan oder Zufall ein buntes Stück Zeug zugeführt hatte. Ihnen zur Seite ging ein kleines Heer aus der Zeit der Kreuzzüge, christliche Infanterie und Ungläubige, die sich um ein vor der Kirche improvisirtes Fort, ein neues Jerusalem, herumschlugen. Das geschah alles mit großer Dignität, mit ernstem, heiligem Bewußtsein. So zog dieses patricische Corps einige Stunden umher und trieb im Orte den größten Unsinn, aber immer mit vollem Adelsbewußtsein.

Ganz anders die Klasse der Plebejer! Hier war nichts prämeditirt, nichts vorbereitet! Hier hatte die bachische Begeisterung des Augenblicks alles gethan. Negerburschen und indianische Jungen hatten im vollen Sturm des großen Moments, welches nach ihrer lebendigen Ueberzeugung in den Annalen von Canavieiras ewig unvergeßlich bleiben mußte, alle alten Lappen, Hemden, Unterröcke und Kleider der weiblichen Einwohnerschaft herbeigeschleppt und sich damit drappirt. Alte verschimmelte Stücke Wachstuch, oder was sonst noch dazu dienen konnte, eine menschliche Fratze auszuschneiden, war zu Larven verschnitten worden. Und wer gar nichts hatte finden können, beschmierte sich sein Gesicht mit allerlei Farbestoff. So zog ein ochlokratischer Schwarm, ein echtes Saturnal, hin und her und machte die allerobscönsten Gesten, woran sich die jungen Schönheiten an Thüren und Fenstern ungemein ergötzten zu sichtlichem Verdruß der Ritter und Kreuzfahrer, welche trotz aller Ritterlichkeit und männlich würdiger Haltung viel weniger Beifall bei den Mädchen fanden als die demokratischen Masken. Für mein protestantisches Herz war es eine ganz auffallende Scenerie, daß, als während des Saturnals zur Messe geläutet

ward, Ritter, Kreuzfahrer, Mohren und das schmierige Maskengesindel in die Kirche hineinging, um dem heiligen Amte beizuwohnen.

Bei Gelegenheit dieses Maskenzugs ging ich etwas im Ort umher und machte eine höchst niederschlagende Bemerkung, die ich nicht unterdrücken kann, wie wenig Dank mir auch die Herren und Damen von Canavieiras, Adel und Bürgerschaft, dafür sagen mögen, wenn sie sie einmal erfahren sollten. Ohne Maske ist wirklich alles in Canavieiras farbig, vom tiefsten Schwarz bis zur gelben Halbindianertinte. Alles, wirklich alles ist Japufarbe, Icterus und Cassicus zusammengemischt, schwarz und gelb, gelb und schwarz! Dazu ist alles häßlich wie die Nacht, so unsagbar häßlich, daß man wirklich in ein stilles Verzagen hineingeräth. Besonders das ist so häßlich, daß auf all diesen natürlichen Masken solch ein vollendeter Ausdruck von Stupidität liegt, wie ich sie mit Worten gar nicht sagen kann. Solche Augen blicken nicht, sondern sie glotzen und stieren. Solch ein Mund lacht nicht, aber er grinst und reißt sich auf wie der Schnabel des Chasmarrhynchus oder der dämmerungliebenden Caprimulgen und Nyctibien. Und so ist alles häßlich, alles unästhetisch! Ich kann nichts anderes über die Leute von Canavieiras sagen.

Die Ehrfurcht vor dem Sonntag, den die Leute von Canavieiras benutzten, um vom Herumtreiben des Neujahrstags auszuruhen, und dazu einige kräftige Regengüsse machten es selbst dem Obersten Pederneiras unmöglich, am 2. Januar aus dem Nest fortzukommen. Und so mußte ich denn ebenfalls einen Tag warten. Doch war mir das kein verlorener Tag. Vielmehr gab er mir Gelegenheit, einer feierlichen Scene beizuwohnen, in welcher sich die Umsicht der Canavieirenser in der Mechanik theoretisch und praktisch gleich glänzend zeigte.

Schon Tags zuvor war es den Leuten durch Trommelschlag und Ausruf eines der Ritter angekündigt worden, daß der neue Mastbaum, der für das Jahr 1859 vor der Kirche paradiren sollte, angekommen wäre und am nächsten Tage aufgerichtet werden würde, wozu die Leute, namentlich die jungen rüstigen Kräfte, entboten wurden.

Ich war damals gerade in Paris, als man auf dem Concordienplatz den berühmten Monolithen von Luxor aufrichtete. In jenen Octobertagen (1836) war Paris nicht so gespannt auf das Kunststück des gefeierten Lebas wie Canavieiras auf die Aufrichtung seines Kirchenmastes.

Gewiß 120 Menschen waren zusammengekommen, theils um mitzuhelfen, theils um zuzuschauen. Einige alte Flinten wurden losgebrannt, und unter monotonem Trommelschlag, ganz demselben, unter welchem sich bei uns auf den Jahrmärkten die polnischen Bären im Kreise umherdrehen, hob sich der Kirchenmast langsam und majestätisch in die Höhe. Und ich muß es dem Lebas von Canavieiras zur Ehre nachsagen, sein Kunststück, an dessen Vollführung er sich unter ungeheuerer Ostentation heiser schrie, gelang ihm vollkommen. Vor Dunkelwerden stand der Baum kerzengerade mitten auf dem Concordienplatz von Canavieiras, und zufrieden mit sich selbst ging die junge, gelb und schwarze Mannschaft auseinander, jeder einzelne im vollsten Bewußtsein, an einem großen Werke mitgeholfen und sich um das Vaterland verdient gemacht zu haben.

Um 4 Uhr morgens stand ich mit dem Obersten Pederneiras reisefertig am Fluß. Langsam kamen die Canoeiros zum Vorschein und bereiteten die Abfahrt vor, eine Scenerie, von der jedes Moment mich ärgerte. Man hat wirklich keinen Begriff von der Faulheit und Langsamkeit solcher Leute. Dabei darf man ihnen nichts sagen, denn man hat es, wie ich schon sagte, mit freien brasilianischen

Bürgern zu thun, die den Fremden um nichts mehr als seiner Thätigkeit halber hassen.

Nach zwei Stunden Vorbereitungen stießen wir denn wirklich ab und glitten den Fluß hinunter bis dicht vor seiner Mündung, wo wir in einen Nebenfluß, einen Seitenarm, einbogen und zwischen Manglegebüschen südlich fuhren, kaum einige hundert Klafter vom Meere entfernt.

Außer dem Meeresbranden hinter dem Dickicht der Rhizophoren und einer ungeheuern Menge singender Mücken, einer entsetzlichen Plage für den Reisenden, war hier alles still. Zu Tausenden standen unter den Büschen die schon angegebenen Taschenkrebse umher, alle mit dem Kopf gegen unser Canot gerichtet, alle mit dem unverkennbaren Ausdruck von Neugier und Ueberraschung. Viele von ihnen waren hoch in die Gebüsche hinaufgeklettert und glänzten dort mit ihren rothen und gelben Färbungen wie Blumen im Grün der Blätter. Wenn den am Boden hockenden Thieren die von unserm Canot leicht aufgetriebene Wasserwelle nahe kam zum Ufer, so führen sie sämmtlich zurück mit dem entschiedensten Ausdruck von Wasserscheu. Auch sah ich nie einen Krebs sich in das Wasser, sondern immer in sein Erdloch retten. So scheinen denn auch mir diese Kiemenathmer viel mehr Landbewohner als Wasserthiere zu sein und mit der Salzflut nur ausnahmsweise in Berührung zu kommen.

Höchst seltsam ist bei diesen spinnenartigen Krebsen ihre Leidenschaftlichkeit. Kaum kommt einer dem andern zu nahe, berührt oder incommodirt ihn nur ein wenig, so ist gleich Zorn und Wuth da. Da fahren sie aufeinander los, raufen und verfolgen sich mit einer Heftigkeit, mit einer Schnelligkeit, mit einer Hartnäckigkeit, die wirklich bemerkenswerth ist. Die beim Duell nicht compromittirt sind, schauen mit offenbar gespannter Aufmerksamkeit zu, bis das Gefecht entschieden ist. Ich mußte lebhaft an die „Hirschgasse" am Neckar zwischen

Heidelberg und Ziegelhausen denken und den berühmten „Rothen Schiffer".

Nach einer Fahrt von zwei Stunden stiegen wir aus und befanden uns nach wenigen Schritten aus dem Rhizophorengestrüpp heraus auf dem Meeresstrande. In wahrhaft ohrentödtender Brandung rauscht hier der Ocean auf das flache, öde Sandufer, dessen Glänzen das Auge ebenfalls angreift. Da, wo das Salzwasser nicht mehr hindringt, hat sich ein Labyrinth von prächtigen Convolvulus und weißblütigen Passifloren entwickelt, letztere mit eßbaren, äußerst angenehmen Früchten, welche zwar kleiner sind als jene der bekannten Tacsonia tripartita oder Maracuja, aber viel süßer und aromatischer schmecken.

Das Meer spült hier kleine Topase und abgerollte Quarzkrystalle, jene schon genannte Pingas de agoa, an den Strand, auf welchem von Conchylien nur Einzelreste und Trümmer zu finden sind. Desto auffallender machen sich dagegen verschiedene Exemplare des Garussa, einer ziemlich schlanken Taschenkrebsart von hellgrauer Färbung. Sowie diese Thiere einen Fußgänger von fern erblicken, richten sie sich auf mit dem Ausdruck der entschiedensten Entrüstung. Kommt man ihnen nahe und sucht sie zu fassen, so pariren sie höchst geschickt mit den Scheren. Hält man ihnen gar einen Stock vor, so springen sie mit Wuth gegen denselben an und spielen so unter den Krustenthieren ganz dieselbe Rolle wie die Mantisarten oder Lovadeos (Gottesanbeter) unter den Orthopteren, die ebenfalls mit den bewaffneten Vorderfüßen um sich hauen und sich oft durch die Gefahr, gefangen zu werden, muthig hindurchschlagen. Fühlt aber der Garussa die Uebermacht des Feindes und kann er sich in keiner Weise retten, so wirft er sich wol auf den Rücken und stellt sich todt, so vollkommen todt, daß ihm die Scheren und Beine vom Leibe abfallen zu wollen drohen. Ruhig läßt er sich

hin- und herwenden und in die Hand nehmen, denn er ist todt. Man läßt ihn liegen und geht weiter. Da dauert der Tod noch einen Augenblick. Wie ein Blitz springt er dann auf und rennt zum nächsten Schlupfwinkel, wo er sich nicht zum zweiten male erwischen läßt.

Eine gute Stunde wanderten wir längs des Strandes. Dann nahm uns an einer Bucht, in die ein kleiner Bach sich ergießt, ein Mann in seinen Kahn auf, und von neuem fuhren wir durch ein stinkendes Jungleterrain in einem so schmalen und so flachen Wasser, daß der Canoeiro, der uns führte, mit seinen Leuten oft ausstieg und sie allesammt unser flaches Fahrzeug mit den Händen im Cocytus von Schlamm und Wasser weiter zogen. Dann öffnete sich plötzlich wie in einer kleinen Pforte das dichte Gebüsch, und wir befanden uns mitten auf dem Jequitinhonha oder Rio-Belmonte, der in der stattlichen Breite von etwa 600 Klaftern und schöner Strombewegung dem nahen Meere zueilte.

Höchst überraschend war diese so plötzliche Aenderung der Scenerie. Dort im dichten, halbdunkeln Gebüsch Schlamm, Ungeziefer, schwere, unbewegte Luft und kaum ein stagnirender Wasserpfad für ein schmales Canot; hier ein sonniger, rasch fließender Strom, fast 4000 Fuß breit, vom frischen Seewind bestrichen, an seiner Mündung mit hohen Meeresbrandungen kämpfend und so sehr von ihnen bewegt, daß wir beim Ueberfahren des herrlichen Gewässers mit unserm Canot etwas in ein Wogengedränge kamen. Recht mitten im Flusse liefen wir auf eine Sandbank, und ich war schon völlig darauf gefaßt, ein wenn auch gefahrloses, dennoch unzeitiges Bad nehmen zu müssen, als unsere Canoeiros ausstiegen und unser Fahrzeug wieder flott machten, ein Proceß, der mich lebhaft an meine Segelpartie auf dem Uruguay zwischen Rio-Grande und Corrientes erinnerte.

So kamen wir denn noch glücklich zum andern, dem

rechten Ufer hinüber, wo der Flecken Belmonte einige hundert Klafter vom Meere entfernt am Fluß und einem kleinen Binnenhafen desselben sich hinerstreckt.

Kaum so groß wie Canavieiras ist Belmonte; kaum einige zusammenhängende Reihen von Häusern und Hütten hat es. Aber wundervoll und noch höher und dichter als in Canavieiras wiegen sich die Kokospalmen über dem armseligen Oertchen, welches eben dadurch einen wahrhaft romantischen Anstrich gewinnt. In das Rauschen der edeln Palmen mischt sich das ferne Brausen des brandenden Meeres, welches man im Oertchen nur hört, aber nicht zu sehen bekommt. Eine flache, langgedehnte Düne trennt es vom offenen Ocean.

Eine wunderliche Stille und Faulheit ruht auf dem Palmendorf. Am Flußufer liegt einiges Bauholz aufgestapelt; Canots werden geflickt, zwei bis drei kleine Seefahrzeuge sehr langsam und feierlich beladen. Das eine oder andere Canòt mit einer Salzladung macht sich zur Abfahrt bereit. Die Ladung wird auf dem oben angedeuteten Wasserwege in die Provinz Minas hineingeschafft; als Rückfracht bringt das Canot einigen Taback und etwas Speck den Fluß hinunter. Auch Fischer erblickt man mit einer Tracht Caranguejos oder Taschenkrebse, auch Siris genannt, die sie am Uferrand gegriffen haben, denn an ein mühsameres Fischen von bessern Wasserthieren denkt kein Mensch.

So lumpt und faulenzt das Volk des lieben Herrgotts Wochentage dahin in einem Scheinleben, dürftig, arm, schmuzig und trotzig, wenn man ihnen eine Arbeit für Geld zumuthet. Manche verhungern lieber, als daß sie die Schande des Arbeitens über sich kommen ließen. Denn eben nur das ist hier der einzige, und deswegen streng festgehaltene Unterschied zwischen einem freien Manne und einem Sklaven, daß letzterer arbeitet, ersterer aber nicht. Doch will ich hier weiter kein Urtheil fällen. Weiter unten soll ein tüchtiger Gewährs-

mann für mich reden, ein ausgezeichneter Brasilianer, der seine eigenen Landsleute skizzirt.

Beim Juiz de direito, dem Oberrichter Dr. Monteiro, fanden wir die allerfreundlichste Aufnahme. Der Oberst Pederneiras wollte noch denselben Tag mit mir einige Meilen den Fluß hinauffahren. Aber einerseits kam uns die Freundlichkeit jenes Oberrichters, andererseits die Indolenz der Leute im Orte bei der Stellung eines Canots, Verkauf verschiedener Nahrungsmittel u. s. w. hindernd in den Weg. Die Sonne ging schon unter, als wir zur Abreise fertig waren, sodaß es allgemein für besser befunden ward, die Abfahrt auf den nächsten Morgen zwischen 3 und 4 Uhr zu verschieben.

Die lieben, fleißigen, worthaltenden Leute von Belmonte! Um halb 4 Uhr stand ich mit meinem Obersten am Ufer. Keine Menschenseele ließ sich blicken. Zwei volle Stunden promenirten wir auf und ab. Dann erst kamen die würdigen Männer von Wort mit all den Sachen, die der Oberst mitnehmen wollte. Langsam ward alles in unser großes Canot geladen und wir stießen ab; es war beinahe 7 Uhr.

Einen herrlichen Fluß fuhren wir hinauf, der bei der schönen Breite von etwa 4—600 Klaftern und kräftigem Strome von einer deutschen Meile in der Stunde die anmuthigsten Waldufer bildete. Einzelne Sandbänke ragten aus ihm heraus; eine Waldinsel folgte der andern; alles glänzte im Morgenthau und der vollen Frische der grünen Belaubung. Einzelne Papagaienpaare flogen als schreiende Herolde des heraufziehenden Tages von einem Ufer zum andern. Um ihre Beutelnester lärmten die Japus; kleine Periquitos zankten sich ganz in der Art unserer nordischen Sperlinge überall; öfter hörten wir das pfeifende Schreien der Sahuis und jungen Faulthiere, die nach ihren Alten riefen. Hohe, gewaltige Formen zeigte der Wald, der außer so manchen schon bei Gelegenheit des Rio-Pardo erwähnten Formen

hier viele Araticubäume (Anonaceen) und hoch aufstrebende Cajazeiros (Spondias venulosa) hervortreten ließ, die Früchte letzterer von angenehm sauerm Geschmack, woraus eine Art Limonade bereitet wird. Zunächst am Ufer wucherten Crotonarten und weithin ihre Aeste ausstreckend weißblühende Inga. Am meisten aber macht sich die Rankenbildung geltend, ja oft schien das ganze Ufer in Schlingpflanzenform überzugehen. Rankende Philodendronarten bedeckten die Bäume, Convolvulus und Ipomöen überspannen in dichten Partien die schon oft berührten Loranthaceen, die in echtem Parasitismus auf dem Walde einen Wald bilden. Und dazu noch die Schar der meistens mit schönen, herzförmigen Blättern und unförmlichen Blüten versehenen Aristolochien! Eine traf ich (A. grandiflora?), deren länglich viereckiger Blumenrand 12 Zoll in der Länge und 10 Zoll in der Breite maß, hellroth mit dunkelbraunrother Sprenkelung, anzusehen wie ein umgestülpter frischer Thiermagen, — und jene A. galeata mit Helm und Storchschnabel und runzeligem Anhang, ein wirklicher kleiner Waldteufel, der auch wie der Teufel stinkt. Denn stinken thun sie fast alle, diese paradoxen Aristolochienformen.

Wie anders dicht neben ihnen jene zahllosen Massen von Asclepien! Am Belmonte wächst im wildesten Wuchern eine der Hoya ganz nahe stehende Stapelie, deren süßer Wohlgeruch jener so bekannten Wachsblume in nichts nachsteht. Ueberall sieht man an langen Ranken die dichten Umbellen der Pflanze bis zum Wasserspiegel herabhängen, überallhin weht der wundervolle Duft der bescheidenen Blüten!

Und nun noch die schönen Smilaxformen mit eigenthümlich genervten Blättern und scharfen Stacheln, nun noch hübsche Passifloren in Tausenden von Blüten, saubere Rhandiroben, zierliche Papilionaceenguirlanden und vor allen andern Rankengewächsen das Heer der Bignonien, deren wundervolle Blüten in langen Gewinden aus Laubkronen von

80 – 100 Fuß Höhe bis auf den Spiegel des Stroms herabhängen, und in allen nur möglichen Variationen von weiß, gelb, roth und blau prangen, ein Blütenchaos, bei dessen Anblick der Reisende unwillkürlich ausruft: „Hätte der Urwald am Stromesufer auch nur Bignonien und Melastomen zur Blüte zu bringen, er fände doch seinesgleichen nicht in der Welt!" Den ganzen Tag ergötzte mich das liebliche Waldgehege am Ufer und einzelnen Inseln.

Unterdeß war die Auffahrt auf dem Flusse recht mühsam. Da es ziemlich unmöglich ist, den breiten und schnellen Strom mit Rudern zu überwinden, so muß man längs der Untiefen das Canot mit Stangen fortstoßen. Da kommt es denn oft vor, daß man mit dem Fahrzeug auf eine Sandbank geräth und sitzen bleibt, oder plötzlich den Grund verliert und zurücktreibt, und so bei großem Zeitverlust nur wenig Distanz zurücklegt. Um Mittag holte uns ein frischer Nordostwind ein. Auf einem kleinen, sehr urzuständlichen Gehöft, wie deren einige in großen Zwischenräumen und kaum bemerkbar vom Flusse aus in den Wald hineingebaut sind, machten wir uns ein Segel zurecht, und flogen so mit unserm scharfen Fahrzeug eine bedeutende Strecke den breiten Strom hinauf. Gegen Abend legte sich der Wind wieder, und das mühsame Fortschieben des Canots begann von neuem.

Der Oberst wollte durchaus noch seine Besitzung von Poassu, etwa 9 Leguas den Fluß aufwärts, erreichen und ließ die Fahrt trotz des tiefen Abenddunkels fortsetzen. Immer ungewisser, immer beschwerlicher ward die Reise. Zuletzt konnte unter den hohen, dunkeln Waldungen niemand mehr die Hand vor Augen sehen. In bedeutender Ferne erblickten wir endlich ein Licht über dem Walde schimmern. Aber noch manchen Irrweg hatten wir bis dahin und es war gerade Mitternacht, als wir ans Land stiegen und im tiefsten Dunkel eine bedeutende Höhe hinaufkletterten.

Wir pochten den Verwalter der Fazende — denn der Oberst selbst wohnte gerade noch einmal so weit den Fluß hinauf auf einer zweiten Besitzung — aus dem Schlafe und nahmen von dem steinernen Hause Besitz, herzlich froh, einem keineswegs angenehmen Bivouak auf dem Flusse entgangen zu sein und noch ein schmackhaftes Nachtessen einnehmen zu können, was wir aus unsern eigenen Vorräthen und denen des Verwalters improvisirten. Nachdem wir noch unter unendlichem Behagen unsern dampfenden Kaffee eingeschlürft hatten, zogen wir uns in unser Schlafgemach zurück, nicht ohne vor dem Einschlafen erst einen Ausrottungskrieg mit drei großen Phyllostomen zu führen, die im Gemach umherflatterten.

Während man im Süden von Brasilien nicht die geringste Sorge vor Fledermäusen hat, und ganz bestimmt weiß, daß Phyllostomen, wie blutgierig sie auch immer sein mögen, nur den Thieren nachts Blut absaugen, wie unbefangen und sicher ich selbst auch in jenen Gegenden, obwol nachts zahlreiche Fledermäuse über mir hin- und herflatterten, zum Schlafen dalag im Freien oder in offenen Räumen, während meine Reitthiere morgens mit noch blutender Schulter herbeigeführt wurden als der Folge eines heimtückischen Phyllostomenbisses, so ist es doch in den nördlichen Gegenden von Brasilien anders. Hier werden auch Menschen von Vespertilionen angefallen im Schlafe und zwar so heimlich und schmerzlos, daß der Biß die Schlafenden nicht einmal aufweckt. Als mein Begleiter Pederneiras in einem Auftrag der Regierung im Norden des Amazonenstroms arbeitete und dazu viele Begleiter mit sich hatte, erschien häufig morgens der eine oder der andere mit blutiger Schläfe, blassem Gesicht und matter Haltung, weil eine Fledermaus ihm heimlich Blut ausgesogen hatte, bei welcher Gelegenheit oft eine heftige Nachblutung entstanden war.

Angesichts solcher verschiedener Lebensweise bei brasilianischen Fledermäusen ist es absolut gar nicht nöthig, verschiedene Arten

von Thieren dabei vorauszusetzen. Alle Raubthiere, die gern warmes Blut genießen, fallen immer zuletzt den Menschen an, wenn ihnen alle warmblütige Nahrung fehlt. Die Phyllostomen sind echte, fliegende Raubthiere. Im Norden von Brasilien dagegen, in der beschatteten Hyläa der Flüsse, wohin nur der Mensch bis dahin vorgedrungen ist, findet die Blutgier der fliegenden Raubthiere, Glossophagen und Phyllostomen, keine Sättigung als nur am Menschen. Das ist keine gesuchte Auslegung, sondern eine Auslegung, die wir in der ganzen Raubthiernatur vollkommen bestätigt finden.

Wir finden sie sogar beim Menschen bestätigt. Nur wo kein warmblütiges Leben großer Thiere sich vorfindet, nur wo es kein dem Menschen sich anschließendes Schlachtvieh gibt, hat sich von jeher der Kannibalismus vorgefunden. Ueberall aber, wo man der brutalen Menschennatur mit solchem Schlachtvieh zu Hülfe kam, verscheuchte man leicht die grausige Gewohnheit des Menschenfressens; ich habe die feste Ueberzeugug gewonnen, daß die Einführung von Schafen und Kühen, namentlich von letztern, viel mehr zur Beseitigung der Menschenfresserei gethan hat als die Verkündigung des Evangeliums bei den Kannibalen. Das Rind konnten sie schlachten, braten und essen; das letztere konnten sie nicht verstehen, bis langsam nach dem materiellen Gnadenmittel des Himmels auch Gottes geistiger Hauch durch die Reihen der Barbaren wehte! So erst ward der Mensch „eine lebendige Seele".

Wahrhaft betroffen stand ich da am nächsten Morgen, als ich, vom ersten Tagesgrauen geweckt, vor die Thür des Hauses getreten war.

Poassu hat mit vollem Recht seinen Namen. Schon in Rio-Grande sprach ich von der Bedeutung der Silbe pó, die in Guarani aufwärts heißt. Assu ist groß, Poassu also ist eine bedeutende Höhe.

Und wirklich ist Poassu die bedeutendste Höhe der Um-

gegend. Auf dieser Höhe ist eine beträchtliche Strecke des Urwaldes schon fortgehauen und in Weideland, Pflanzungen von Kaffee und Cacao und Maniocfelder verwandelt. Unten im Grunde macht der Fluß einen weiten Bogen. Sonst erblickt das Auge, wie weit es auch immer hinspähen mag durch die viele Meilen große Fläche, nur einen ewigen, schweigenden Wald, aus dessen ungeheuern Räumen nirgends auch nur die geringste Spur von Anbau hervorschimmert, wie mühsam man auch nach einem Hause, einer Hütte, einem Felde, einem aufsteigenden Rauche suchen mag. Fast glaubt man auf eines Adlers Horst zu stehen; ja, wenn man nicht um sich herum die nächste Nähe erschaute, nicht vor einem Hause stände, einen Feldbau neben sich sähe, und vor allem die gemächlich einherwandernde Schar glatter Rinder unter Leitung des mächtigen Stiers als Symbol von Cultur anerkennte, man würde glauben, daß hier noch gar keine anbauende und bildende Menschenhand hingedrungen wäre.

Einzelne Nebelbildungen und Wolkenpartien streiften noch tief unter uns dahin über den Wäldern, als wir uns zur Weiterreise anschickten. Je weiter wir den Fluß hinaufsegelten, desto herrlicher wurden die Waldpartien, ohne daß der Strom irgendwie an Breite abzunehmen schien. Höher und höher hinaus wölbten sich die nahen und fernen Ufer. Beim Umsegeln einer Waldecke wurde ich lebhaft frappirt. Trotz mancher Biegungen, mancher Inseln und Waldvorsprünge, die sich in den Strom hineindrängen, sieht man denselben dennoch drei volle deutsche Meilen hinauf! Man glaubt auf einem gewundenen Landsee dahinzusegeln, dessen letzte Ferne von einem schönen Waldhöhenzug begrenzt ist. As pombas heißen jene Waldhöhen im Hintergrunde des schönen Bildes. Gleich hinter ihnen liegt die zweite Besitzung und der Wohnort meines Begleiters, des Obersten Pederneiras, welche unter dem Namen der Genebra bekannt ist.

Gerade auf dieser langen Flußausdehnung schien uns die Gegenströmung des Flusses heftiger zu werden. Zahlreiche Schaummassen trieben uns entgegen. „Vamos embora, der Fluß steigt", brummte unser Proeiro, und mit verdoppelter Kraft arbeiteten unsere Leute.

Solch Anschwellen des Flusses war nun allerdings sehr nachtheilig für meine weitere Befahrung desselben. Und wirklich hatte der Proeiro recht, wenn er zu rüstigerer Arbeit antrieb. Je weiter wir kamen, desto mehr Schaum trieb uns entgegen, desto mehr konnten die der Flußeigenheiten kundigen Schiffer das Steigen des Wassers bemerken. Daher kamen wir denn auch viel später, als wir gedacht hatten, auf Genebra an. Es war bereits 8 Uhr und schon vollkommen Nacht, als wir den flachen, freien Hügel hinaufwanderten. Um so erfreulicher und für mich wirklich überraschend war diese Ankunft, um so anziehender und fesselnder der dieser Ankunft folgende Aufenthalt.

Um aber das Dahingehörende zusammenhängend erzählen zu können, muß ich erst den Rest meiner Flußschiffahrt erzählen.

Ich hatte nämlich, obwol mich meine Fahrt auf dem Rio-Pardo von so manchen Schwierigkeiten bei diesen Flußschifffahrten überzeugt hatte, mir vorgenommen, den Jequitinhonha bis zu seinem Salto, seinem Wasserfall hinaufzugehen, theils um diesen prächtigen Wassersturz zu sehen, theils auch, und zwar am meisten, um eine Ansicht zu gewinnen von der Schwierigkeit oder Leichtigkeit jenes Planes, den der Staatsrath Martins zur Beschiffung des Flusses gemacht hatte. Wenn ich so den Salto erreichen konnte, erschien mir es gar nicht schwer, von dort den Fluß weiter hinaufzugehen bis Calhão. Von dort wollte ich dann nach dem neuangelegten Orte Philadelphia und den weitern Colonieanlagen am Mucuri gehen, zu deren Besuch mich kurz vorher der von Europa

kommende und zu seinem Wohnsitz in Philadelphia abgehende Ingenieur Robert Schlobach eingeladen hatte. Schon von Poassu aus hatte mir der Oberst Pederneiras durch Aufstellung tüchtiger Canoeiros dazu hülfreiche Hand geboten. Auch sollte mir der Kapitän und Commandant des Wachtpostens an der Cachoeirinha allen weitern Beistand dazu leisten, sodaß ich schon am folgenden Tage weiter gehen konnte.

Der Anblick des Flusses aber am folgenden Morgen überzeugte den Obersten, daß beim hohen Stande des Wassers und der dadurch gesteigerten Strömung meine Weiterreise für den Augenblick und in das Ungewisse hinaus unmöglich wäre, oder doch lebensgefährlich werden könnte. Dringend rieth er mir davon ab. Nichtsdestoweniger wollte ich doch den Versuch machen und ging wirklich fort mit dem Versprechen, mich in keine augenscheinliche Lebensgefahr zu begeben.

Allerdings strömte der Jequitinhonha bedeutend stärker. Mit Mühe stießen meine Canoeiros das ziemlich kleine und zweckmäßige Canot ganz dicht am Ufer hin, da im Flusse selbst keine Untiefen mehr festen Boden darboten, auf denen mein Fahrzeug mit Stangen hätte vorwärts geschoben werden können. Wo Gebüsche und Bäume in den Strom hineinhingen, da ward an ihnen mein Canot vorwärts gezogen, eine Schiffahrt, die wirklich kraftersch öpfend war. Bald aber sprangen einige Felspartien vom Ufer in den Fluß hinein. Um diese herum war denn eine so arge Strömung, daß kaum an ein Fortkommen zu denken war. An einer solchen wilden Ecke stieg ich aus, um zu sehen, ob nicht am Ufer selbst ein Fortkommen zu finden wäre. Wirklich war hier eine Art von Fußsteig, welchen ich nur mit einem Regenschirm in der Hand einschlug, und bald meine Canoeiros aus den Augen verlor. Einer zahmen Indianerin, die ich hier traf, gab ich den Auftrag, sie möchte meinen Canoeiros sagen, daß sie nur immer vorwärts dringen sollten, bis sie mich am Ufer träfen.

Schon nach einer halben Stunde Gehens am Ufer konnte ich nicht weiter und wartete auf mein Canot. Erst nach einer Stunde sah ich meine Leute um die Ecke biegen, wo sie mehreremal einen vergeblichen Versuch machten, um einen großen Ingabaum herumzukommen, der vom Ufer aus in den Fluß hineinhing. Zuletzt gelangten sie zwar bis zu mir; aber sie meinten, auf diese Weise könnten wir nicht weiter reisen. Und ich selbst theilte, wenn ich den rennenden Strom und die schweißtriefenden Leute sah, ganz vollkommen ihre Ansicht.

Es hat schon einmal eine gute Picade von Belmonte bis zur Cachoeirinha existirt, das wußte ich ganz bestimmt. Ich schlug demnach meinen Leuten vor, mit mir eine Fußtour von drei deutschen Meilen durch den Wald zu machen, wozu sie sich auch ganz willig zeigten. Doch bedurften wir dazu der genauesten Rathschläge von sachkundigen Personen. Noch eine kleine Strecke den Fluß weiter hinauf sollte eine kleine Ansiedelung sein, deren Bewohner uns alle Auskunft geben konnten.

Mit Mühe erreichten wir das kleine Gehöft und ich traf freundliche Leute, die die Sache genau kannten. Sie gaben mir sehr schlechten Trost. Sie meinten, es wäre nicht wohl möglich, beim augenblicklichen Wasserstande mit einem Canot weiter zu kommen. Ein Landweg hätte allerdings existirt, wäre aber vollkommen wieder verwachsen. Längs des Flusses könnte man vorwärts kommen, müßte aber viel durch Moräste waten und zweimal durch einen Seitenfluß des Jequitinhonha hindurchschwimmen. Auf keinen Fall würde ich so schnell, wie ich wollte, bis zum Salto kommen, ja wahrscheinlich gar nicht, wenn ich auch bis zum Wachtposten an der Cachoeirinha gelangte.

Die guten Leute schienen recht zu haben. Wirklich lagen unten am Fluß zwei große Canots, aus denen die Leute ihre Salzsäcke, die sie nach dem Salto bringen sollten, eben aus-

luden und unter ein kleines Dach brachten, um einen bessern Wasserstand zur Reise abzuwarten. Auch diese Leute meinten, für den Augenblick könnte man den Jequitinhonha nicht aufwärts reisen.

Da stieg ich denn wieder in mein Canot und schnell flogen wir auf den Wirbeln des grauen Flusses wieder abwärts. So stark war doch die Strömung an einigen Felsvorsprüngen, daß auf einer Strecke von wenigen Palmen oder Spannen das Gefälle gewiß einen Fuß betrug, sodaß das Canot, wenn es nicht gut geleitet ward, unfehlbar zerschlagen oder doch umgeworfen worden wäre.

So kam ich denn unverrichteter Sache nach Genebra zurück und wäre recht verdrießlich über das Mislingen auf dieser zweiten kleinen Flußexpedition gewesen, wenn mir nicht auf Genebra der vollste Ersatz dafür geworden wäre, ein Ersatz, den ich den freundlichen Bewohnern und dem ganzen Waldasyl verdanke, und immer in der allerfreundlichsten Erinnerung aufbewahren werde.

Der Ingenieuroberst Innocencio Velloso Pederneiras, damals 40 Jahre alt, war entschieden eine gediegene Persönlichkeit. Sorgsamen Studien in Brasilien und während eines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich und selbst in Deutschland verdankte er die schönsten Kenntnisse in seinem Fache, welchen sich die volle Bildung eines Mannes von Erziehung anreihte. Von jeher scheint er zu bedeutenden Commissionen verwandt worden zu sein in verschiedenen Gegenden des Kaiserthums, und hat sich dadurch einen bekannten und ausgezeichneten Namen erworben, sodaß er selbst zum Deputirten für die allgemeine Gesetzgebende Kammer erwählt ward. Leider scheinen sich daraus einige politische Misverhältnisse entwickelt zu haben, sodaß Pederneiras von Cansançao de Sinimbu, als er im Jahre 1858 Präsident von Bahia war, aus seiner amtlichen Stellung an den beiden Flüssen Belmonte und Rio-

Pardo entlassen ward; statt seiner ward der Oberst Bahianna zum Inspector der beiden Flüsse ernannt, ein Ereigniß, welches für alle drei genannten Männer keine angenehmen Folgen gehabt hat.

Im Anfang des laufenden Decenniums war Pederneiras von der Provinzialregierung damit beauftragt worden, eine Untersuchung der Flüsse Mucuri und Jequitinhonha anzustellen und zugleich die südlichen Districte der Provinz Bahia zu untersuchen, um ein Gutachten abzugeben, in welcher Weise jene Flüsse und die ihnen anliegenden Gegenden oder Comarcas von Caravellas und Porto Seguro, dieselben, mit deren Besuch ich mich beschäftigte, zu einer größern materiellen Entwickelung gebracht werden könnten. Aus der Untersuchung jener Flüsse und Gegenden entstand ein ganz ausgezeichnetes Relatorium des Obersten, welches in Bahia 1851 gedruckt ward, und auch mir, da ich der Güte des Verfassers ein Exemplar davon verdankte, eine interessante und unterrichtende Lectüre gewährt hat.

Genebra ist keineswegs eine ganz neue Ansiedelung; vielmehr soll sie schon an dreißig Jahre in ihren ersten Anfängen dort existiren. Seit etwa drei Jahren ist sie das Besitzthum des Obersten und erst seitdem eine Anlage von Bedeutung geworden, die für den Belmonte dieselbe Beziehung hat wie das Paraiso vom Obersten Bahianna für den Rio-Pardo.

So weit ich vom Hafenort Belmonte den Jequitinhonha hinaufgefahren bin, habe ich an seinem Rande nichts von Anbau gesehen, was der Rede werth wäre. Hier und dort ist eine Strecke Waldes gelichtet, hier und dort ein schmaler Streif auf dem Ufer mit Mais bepflanzt, oder eine Viehweide eingerichtet, hier und dort erhebt sich zwischen Bananengebüsch ein kleines, aschgraues Lehmhäuschen, in welchem eine Gruppe Indianer oder Neger, oder auch eine aus den Elementen beider zusammengesetzte Familie das allereinfachste Leben fort-

vegetirt, und von geringem Ackerbau, von geringem Fischfang, von geringer Jagd lebt. Aber für das Raumverhältniß des so mächtig breiten Flusses ist diese Anwohnerschaft und ihre Ackerbauversuche noch geringer als die am Rio-Pardo, und ich glaube dem Jequitinhonha und seinen Leuten kein Unrecht zu thun, wenn ich behaupte, daß in der ganzen weiten Ausdehnung des Flusses, so weit ich ihn von Belmonte aufwärts befuhr, nur zwei Punkte von Bedeutung sich vorfinden, die Höhe von Poassu und die Genebra.

Als solche geben sie sich auch auf den ersten Blick zu erkennen, sie machen inmitten der tiefen Flußeinsamkeit einen wundervollen Effect. Wenn man, wie ich das am 10. Januar that, auf dem grauangeschwollenen Strom in leichtem Canot hinuntergleitet und den ganzen Morgen nichts wie Wald, ewigen grünen Wald gesehen hat, so wird man sattsam überrascht, wenn man beim Umfahren der letzten Waldecke von Poassu plötzlich den hohen, steilen und weit ausgedehnten Hügel erblickt, von welchem der Wald schon weit zurückgedrängt ist, und jegliche entschiedene Spur von Anbau, von Ackerbau und Viehzucht aus der Ferne erkannt wird.

Und doch wird man noch mehr überrascht, wenn man den Fluß hinaufgeht und die Genebra erreicht.

Weniger steil ist hier der Anberg, aber viel weiter die Klärung längs des Waldes und in denselben hinein, viel reiner die Weide, viel sauberer die Baulichkeiten. Gleich unten am Ufer liegt eine Ziegelei mit einigen Nebengebäuden. Oben auf dem Abhang erblickt man zwei freundliche, weiße Landwohnungen, einfach und schmucklos, aber höchst ordentlich und nett gehalten. Weiterhin sind noch einige Stallungen u. s. w., sodaß das Ganze ein hübsches, wohlgeordnetes Gehöft bildet.

Längs der Grasabhänge und Wiesen zerstreut weiden 140 Rinder, 4 — 500 Schafe und eine Anzahl Pferde, ein

wirklich glänzender Viehstand, wenn man die ungeheuern Schwierigkeiten bedenkt, die es macht, ein Urwaldsdickicht in eine reine, vom Vieh beweidete Grasflur umzuwandeln. Dem Gehöft näher rennen Schweine umher; Hühner, Enten, Puter und Tauben bilden zahlreiches Federvieh. Alles drängt sich zusammen zu einer vollständigen und wohlgeordneten Landwirthschaft, und der Ankommende weiß wirklich nicht, ob er sich darüber wundern soll, daß in so tiefer Waldeinsamkeit soviel Anbau sich vorfindet, oder darüber, daß bei soviel Anbau noch so tiefe Waldeinsamkeit ringsher herrschen darf.

Aber noch mehr muß er sich über die Rüstigkeit und Beharrlichkeit der Bewohner wundern. Der Oberst fand, wenn er auch das Leben in einer guten Gesellschaft schmerzlich vermißte, in dem vielen Ringen, Schaffen und Vorwärtsdringen gegen die Wildniß ein weites Feld seiner Thätigkeit. Wie anders seine junge Frau! Ich war erstaunt, auf der Genebra als Hausherrin eine Dame zu treffen, die in Rio-de-Janeiro geboren und erzogen war für die beste Gesellschaft der Hauptstadt, und nun in der tiefsten Einsamkeit ihren Pflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit lebte. Man muß solche Einsamkeit am Jequitinhonha kennen, um die Größe des Opfers einzusehen, welches solche junge Frau bringt! Wie lange ist es denn her, daß an derselben Stelle, wo sie jetzt lebte und uns abends an ihrem Klavier mit hübscher Stimme französische Romanzen vorsang, Menschen geschlachtet und gefressen wurden? Begingen nicht noch bis vor drei Jahren die Wilden die allerblutigsten Greuel, sodaß der Oberst, um die entsetzlichen Waldnachbarn im Schach zu halten, mit 40 Bewaffneten einen förmlichen Feldzug gegen sie machen mußte, in welchem 17 Indianer fielen? Seitdem sind sie verschwunden, wie es scheint. Aber man braucht von dem Hügel der Genebra nur einen Blick auf den Hochwald des

breiten Stroms zu werfen, um die volle, tiefe Waldeseinsamkeit jenes Ortes immer von neuem wieder zu empfinden.

Und doch haben eben diese Schauer der Wildniß eine wundervolle Sprache, mehr als Wort und Harmonie sie haben. Nie werde ich jene Abende auf der Genebra vergessen, wenn wir vor dem Hause auf der Höhe im Freien saßen und die sinkende Mondessichel ihre ungewissen Lichter auf den stillen Strom unten und drüben auf den Hochwald warf. Schweigend saßen wir da und lauschten hinüber zu den dunkeln Geheimnissen des Urwaldes. Eine Thierstimme erschallte nach der andern; wundersame Naturklänge wurden wach und entschlummerten wieder, langsam verhallend im gespenstigen Dickicht. Ein kühler Nachtwind streifte über die Kronen der dunkeln Bäume dahin und machte den ganzen Forst zusammenschauern. Und wenn der Mond gesunken war, wie seltsam schimmerten da noch einzelne Umrisse durch das Halbdunkel! Wie jagten sich dann die leuchtenden Elateren am Walde und über den Fluß dahin!

Das alles ist wol schön, ist wol begeisternd! Ob es aber ein ganzes Leben füllt und Ersatz gibt für alle Genüsse, die uns die Kunst und eine sittliche Geselligkeit bietet, ob alle diese tiefen, ernsten Naturklänge immer im Stande sind, alle jene Wohllaute vergessen zu machen, die uns die Musik bis in die innerste Seele trägt, darüber mag Donna Maria Izabel, die jugendliche Herrin von Genebra, entscheiden!

Und wie nun gar, wenn Krankheit die von aller ärztlichen Hülfe so fernab wohnenden Menschen überfällt! Von allen Entbehrungen erschien der jungen Hausfrau diese Entbehrung die härteste! Die Aermste ahnte damals gewiß nicht, daß sie, wie man mir erzählt hat, schon wenige Wochen nach meinem Besuch, vielfach vom Wechselfieber verfolgt, sich mit zerrütteter Gesundheit vom Fluß zurückziehen mußte.

Unterdeß schwoll der Strom mächtig an. In seinen grauen

Wassern verschwanden die letzten Sandbänke, und nur einiges Gebüsch ragte noch aus den Strudeln hervor. In einzelne kleine Niederungen trat das Wasser hinein und drohte immer höher steigen zu wollen. Doch machte das niemand Furcht. In der ganzen Nähe des Flusses war ja nichts, was zerstört hätte werden können. Höchstens wurde beim Obersten den Rindern und Schafen der Weideplatz am nächsten Ufer etwas eingeschränkt.

Da hörte denn die Canotfahrt auf dem Flusse ganz auf. Am ersten Tage meines Aufenthalts kamen noch einzelne Canots den Fluß herauf und segelten sogar mit improvisirten Segeln, wie die Canoeiros sich solche aus ihren Schlafdecken machen, gar hübsch am Wald dahin. Nun aber ward die Strömung zu allgemein, zu stark. Kein Fahrzeug erschien mehr, und noch einsamer als zuvor erschien nun der Jequitinhonha zwischen seinen hohen Waldufern; alles Leben schien von ihm entflohen zu sein.

Zur Zeit geringerer Wasser bietet er aber einen hübschen Anblick. Dann ist sein breites Bett halb leer, und durch eine Menge von Sandbänken und Erhebungen führt nur ein Wasserkanal. Gar bald fangen diese bloßgelegten Bänke an zu grünen und kleines Gebüsch zu treiben; Blumen aller Arten blühen auf ihnen, und zahlreiche Vögelarten finden sich ein. Auf solchen isolirten Punkten schlägt denn auch gern der Canoeiro sein Nachtquartier auf, und man sieht kleine Kochfeuer dicht über dem Wasserspiegel und unter dunkelm Waldgebüsch. Die Schiffer lieben deswegen diese flachen Inselpunkte, weil sie dort am meisten vor nächtlichen Ueberfällen wilder Indianer, die den Canoeiros ihr kümmerliches Leben noch kümmerlicher machen, gesichert sind.

Doch wird solch kleines Bivouak oft mitten in der Nacht noch von anderer Seite gestört. Ein fernes Gewitter mit mächtigem Tropenregen macht den Fluß manchmal in fernen

Gegenden hoch anschwellen. Unversehens steigt das Wasser schnell einige Fuß und überflutet die grünende Sandbank. Der Canoeiro muß sein kleines Bivouak räumen und sich in sein Fahrzeug flüchten; sein Feuer erlischt im Wasser. Mit ihm zugleich fliehen die Vögel davon. Die Blumen ertrinken, und das Gebüsch verschwindet im grauen Wasser. Der Strom erscheint wieder in seiner vollen Mächtigkeit und wälzt sich in seiner ganzen Breite durch den Hochwald dahin.

Der mächtige Bogen, den der Jequitinhonha vor der Genebra schlägt, mag Ursache zum Namen der Niederlassung gegeben haben. Viele zwar wollen diesen Namen vom trivialen Getränk Genèvre herleiten, welches dort niemals gemacht noch consumirt worden ist. Viel wahrscheinlicher stammt der Name von der Stadt Genf — Genebra — her. Vielleicht hat ein träumender Schweizer am Jequitinhonha eine Aehnlichkeit mit dem Genfersee herausgefunden, und den Namen der nordischen Heimat einer Gegend am fernen Südstrom aufgedrückt, wie ja so viele europäische Namen als Erinnerungen und Heimatsklänge von Auswanderern nach Amerika hinübergetragen worden sind.

Auch der Wald um die Klärung von Genebra bot mir vieles Interesse. Einige Steige, auf denen man das Nutzholz aus dem Dickicht herausschafft, gaben mannichfach Gelegenheit, etwas in den Forst einzudringen.

Wer zum ersten mal hier den Urwald betritt, darf sich nicht wundern, daß er so wenig dicke Stämme trifft. Seit Jahren schon hat man Nutzholz dort aus dem Walde herausgehauen und schon dadurch die Reihen der dicken Stämme ziemlich gelichtet. Mehr aber noch sah ich auch hier wieder meine schon so oft gemachte Erfahrung bestätigt, daß der Wald nicht sowol dicke Stämme wie vielmehr lange, schlanke Stämme ohne bedeutende Astbildung in der Baumkrone hervorbringt. In die Breite nach Art der meisten nordischen

Waldbäume kann sich nichts ausdehnen aus Mangel an Platz. Alles strebt nach Luft und Licht, alles ringt heraus aus dem Dickicht zum Himmel und zur Sonne. Daher wird alles schlank. Schlank sind keineswegs allein die Palmen, sondern auch die Laubbäume, und es ist gar nicht schwer, Myrten, Lecythideen, Lorbern und Bignonien zu finden von solcher drehrunden Schlankheit, daß man unwillkürlich an ihnen in die Höhe blickt, um sich zu überzeugen, daß man es wirklich nicht mit Palmen, sondern mit Laubbäumen zu thun habe.

Hoch oben in solchen mächtig herausragenden Gipfeln sonnten sich dann morgens die Papagaien. Vergebens machten wir einige Jagdversuche gegen sie. Immer die höchsten Punkte wählen diese Schreier des Urwaldes und sitzen gern auf dickem Ast, der sie gegen den Schuß deckt, sodaß selbst geübte Jäger manchen vergeblichen Jagdversuch auf die bunten Klettervögel machen.

Und nicht viel besser, ja noch armseliger sieht es mit dem Wild zur ebenen Erde aus. Am Tage trifft man ganz bestimmt nichts an. Kaum eine Tapirspur entdeckten wir an einem kleinen klaren Bach, der durch den Wald hinfloß. Von sonstigen Thieren, von denen der Europäer so viel träumt, von Unzen, mähnenlosen Löwen, Capivaris u. s. w. erblickt man gar nichts. Vor jedem Culturversuch, vor jedem Jagdversuch weicht alles scheu zurück und begibt sich in abgelegenere Schlupfwinkel. Während wir auf der Genebra die Affen jenseit des Flusses vielfach und in ziemlicher Nähe brüllen hörten, konnten wir keine Spur von diesen schlauen Thieren auf unserer Seite hören und sehen. Und wer als Reisender hofft, im Walde von Wild leben zu können, der wird ganz gewiß sehr schlecht wegkommen, er müßte denn ein Bugre sein oder viele Jahre unter ihnen gelebt haben und alle kleinen Jagdkniffe dieser Wilden genau kennen.

Dafür entschädigt aber die Vegetation um Genebra das Auge in der allerreichlichsten Weise. Ueberall grünt und blüht es, wo nur ein Sonnenstrahl hindringt. Und wo die Höhe des Baumes den Blumenflor nur undeutlich zeigt, da findet man immer auf dem Boden eine Menge Blüten ausgestreut, besonders Bignonien und Cassiaceen, letztere so eigenthümlich in den drei Entwickelungsformen der zehn Staubfäden, wie hundertfach die Arten dieses hübschen Leguminosentribus auch sein mögen.

An den besten Segen solcher Waldungen, gutes Trinkwasser, wird am wenigsten gedacht. Ein wundervoller Bach kommt aus dem Walde der Genebra hervor. Gleich nach seinem Austritt aus dem Dickicht stürzt er über Granitblöcke in drei kleinen Abstufungen dahin und bietet außer dem köstlichsten Trinkwasser einen Badeplatz, wie man kaum einen andern finden möchte. Durch Einfassung und Ableitung eines Theils sollte dieser Bach nächstens eine am Fuß des Hügels zu errichtende Schneidemühle treiben, ein Unternehmen, was ganz gewiß ein gutes Resultat liefern wird. Ein fleißiger Franzose, Felix Larcher, befand sich bereits an Ort und Stelle, um die Mühle einzurichten.

Gewinnung und Schneidung von Nutzholz ist am Rio-Pardo, wie ich schon anführte, und am Belmonte noch immer, solange nicht Tausende von Händen sich zum Ackerbau regen, eine Hauptquelle des Gewinns. Und wirklich, wenn man solche Waldungen, wie sie der Genebra gegenüber oder meilenweit unter der Höhe von Poassu hin liegen, anschaut, da kann man sich kaum denken, daß es je damit ein Ende nehmen kann. Deswegen haut man nur fort, ohne sich irgend um einen Nachwuchs zu kümmern, und hält es kaum für möglich, daß ein Durchreisender im Ernst spricht, wenn er von Nachpflanzung gewählter Holzarten redet. In allem Ernste aber rede ich davon, daß man in Brasilien bei jedem

Colonisationsunternehmen auch eine Forstordnung einführen sollte. Ist doch in Städten wie Rio-de-Janeiro und selbst Bahia das Brennholz schon theuer genug und für manche Haushaltungen eine höchst lästige Ausgabe, vom Bauholz und Mobilienholz gar nicht einmal zu reden. Vielleicht ist manchem meiner Leser die Notiz ganz neu, daß große Massen schwedischen Fichtenholzes in allen Formen nach Brasilien, dem Lande unversiegbarer Waldungen, hingeführt werden.

Auch eine Ziegelei oder Topfbrennerei auf der Genebra war mir interessant, wenn sie auch in keinem großen Maßstabe betrieben wird. Die Wasserkrüge von Bahia sind berühmt; sie kommen besonders aus den Süddistricten der Provinz. Die größern fassen 5 — 6 Eimer Wasser und sind dennoch leichter als Holzgefäße von demselben Umfang, und erhalten das Wasser kühler als jene. Die größern Töpfe oder Krüge werden aus zwei Hälften gedreht, die man nachher aufeinander setzt und verstreicht, sodaß sie dauerhaft zusammenhängen. Ihre Form ist ganz antik römisch, ganz die der alten Amphora.

Doch will ich meine Leser nicht länger in der Einsamkeit der Genebra zurückhalten. Zunächst wollte ich auch nur zeigen, wie viel mit wenigen Kräften bei zäher, unermüdlicher Ausdauer aus einem Hochwald, einer einsamen Wildniß gewonnen werden kann. An demselben Flusse, der vor acht Jahren noch nicht officiell untersucht war, an welchem man sich noch bis in die neuesten Zeiten hinein mit den Wilden schlagen mußte und kaum je mit Sicherheit die Kugelbüchse aus der Hand legen konnte, an demselben Flusse trafen wir mannichfachen, durch die Energie, Kenntniß und Gesittung eines einzigen Mannes hervorgerufenen Betrieb aller Art, beginnenden Ackerbau, reichliche Viehzucht, verschiedene Industrie, und zu dem allen eine so wohlthuende, gute Erziehung des Besitzers und seiner liebenswürdigen Lebens-

gefährtin, daß wir nicht umhin konnten, solchem schaffenden Geiste, solcher mächtig anregenden Kraft, solcher unbedingten Hingebung alle nur mögliche Hochachtung und Bewunderung zu zollen.

Der Jequitinhonha hat unbedingt eine bedeutende Zukunft vor sich, sowol im Anbau längs seiner weitausgedehnten Ufer als auch auf seiner schönen Wasserstraße als Verbindungskanal mit der Binnenprovinz Minas-Geraes und deren Norddistrict Minas-Novas. Der erste gewesen zu sein, der mit prüfendem Auge und messender Hand aus den fernen Sertöens jener Provinz her den ungebändigten Strom herabfuhr, seine Eigenthümlichkeiten darstellte, seine Wichtigkeit auseinandersetzte und nun auch als erster dort sich festsetzte, der zügellosen Natur den Zaum der Cultur überwarf, die wilden Kannibalen des Urwaldes zurücktrieb und jegliches Werk der Gesittung pflegte, — ein solcher Erster gewesen zu sein in einem bedeutenden District, das ist ein Ruhm von ganz besonderer Art, vor welchem mancher andere scheinbar größere Ruhm seinen Glanz verliert. Und dieser Ruhm gehört unabweisbar dem Ingenieuroberſten Innocencio Velloso Pederneiras.

Das Dampfboot von Bahia, mit welchem ich von Canavieiras nach Caravellas und dem Mucuri gehen wollte, sollte vielleicht schon am 10. Januar von jener Provinzialhauptstadt abgehen und konnte demnach schon am 12. Januar auf dem Rio-Pardo sein, weswegen ich ernsthaft an meine Rückkehr von der Genebra nach Canavieiras denken mußte.

Bei der Schnelligkeit der Strömung, die den geschwollenen Jequitinhonha bewegte, meinte mein Gastfreund auf der Genebra, ich könnte, wenn ich morgens früh aufbräche, am Abend desselben Tags ohne große Mühe in Canavieiras eintreffen, ohne den ganzen Strom bis zum Belmonte hinabgehen zu müssen.

Die beiden Zwillingsflüsse Jequitinhonha und Rio-Pardo sind nämlich durch eine eigenthümliche Wasserstraße miteinander verbunden. Gleich unter der Höhe von Poassu bricht ein Theil des Jequitinhonha in den flachen Wald hinein und bildet einen vielfach gewundenen, aber tiefen und reißenden Kanal, den Kanal von Poassu. Nach einem Verlauf von etwa 3 geographischen Meilen fällt dieser Kanal in den schon oben genannten Rio-da-Salsa, welcher zwischen dem Jequitinhonha und Rio-Pardo entspringt und verläuft, bis er sich eine kleine Meile oberhalb Canavieiras in den Rio-Pardo ergießt. Diese eigenthümliche Wasserverbindung ist sehr bemerkenswerth. Da die Einfahrt vom Meere in den Rio-Pardo unendlich viel besser ist als die in den Jequitinhonha, und ebendeswegen Canavieiras immer der eigentliche Stapelplatz für beide Flüsse sein wird, so ist der Kanal von Poassu mercantilisch als der Hauptarm des Jequitinhonha anzusehen, wie er denn in der That als solcher von zahlreichen Canots benutzt wird, welche ihre Salzladungen von Canavieiras nach der Provinz Minas hinaufbringen, trotz mannichfacher Hindernisse, die die heftige Strömung, die bedeutenden Krümmungen und die Menge der über das Wasser hingestürzten Baumstämme solcher kleinen Schiffahrt entgegensetzen mögen.

Schon um 3 Uhr morgens des 10. Januar standen wir auf, um meine Tagereise von 18 Leguas (etwa 13 deutsche Meilen) zuzurüsten. Meine beiden schwarzen Canoeiros waren schon am Platze, auch der Franzose Felix Larcher, der die Canotgelegenheit nach Canavieiras benutzen wollte zu verschiedenen Einkäufen. Aber sonstige Zurüstungen zur Reise und das Einpacken verschiedener Gegenstände, die wir in Poassu abgeben sollten, nahmen einige Stunden Zeit fort, und es war fast 6 Uhr, als meine Fregatte abstieß,

nachdem ich herzlichen Abschied von den wackern Bewohnern der Genebra genommen hatte.

Mit angenehmer Schnelligkeit eilte das 40 Fuß lange und $2^1/_2$ Fuß breite Canot den Fluß hinunter; unbekümmert um die Leitung der Fahrt konnte ich in voller Muße und Gemächlichkeit noch einmal die schönen Waldeinsamkeiten durchmustern, die der Jequitinhonha darbot. Schon um 11 Uhr erreichten wir die kühne Höhe von Poassu. Hier aber war einiger Aufenthalt nöthig zum Auspacken der von uns mitgebrachten Geräthe, Ziegel, Amphoren u. s. w.; auch mußte gefrühstückt werden, welche Gelegenheit die Neger zu gleicher Zeit benutzten, um zu schwatzen und ihre Familienangelegenheiten zu besprechen und anzuordnen.

Diese Neger gehörten nämlich zu einer Gruppe von Afrikanern, welche in aufgebrachten Sklavenschiffen vorgefunden waren und nun eine Zeit lang zur Deckung der durch das Kreuzen gegen Sklavenschiffe entstehenden Kosten in öffentlichen Unternehmungen arbeiteten, bis sie nach einer gewissen Anzahl von Jahren ihre volle Freiheit und Unabhängigkeit von jeder Leitung genießen. Doch soll nach der öffentlichen Meinung viel Skandal und Misbrauch mit diesen sogenannten Africanos livres getrieben werden und die meisten niemals in den Zustand ihrer gesetzmäßigen Freiheit gerathen.

Die Regierung hatte eine Anzahl dieser Africanos livres dem Staatsrath Gonzalves Martins zur Vorbereitung des Jequitinhonha-Unternehmens überwiesen, wo sie vor allen Dingen Manioc und schwarze Bohnen pflanzten, damit es beim Kommen von Colonisten nicht am Nothwendigsten, an Essen fehlen möchte. Während nun auf der Genebra hinreichend Vieh gezogen ward, lieferte Poassu Pflanzennahrung, eine umsichtige Einrichtung, die man bei der Gründung aller Colonieanlagen beherzigen sollte.

Die Neger auf Poassu gewährten einen eigenthümlichen

Anblick. Es waren meistens schöne, jugendliche Gestalten, Männer und Weiber durcheinander, die in ehelichen Verhältnissen lebten und eine Menge pechschwarzer allerliebster Kinder hatten. Wohl wissend, daß sie keine Sklaven, sondern freie Neger wären, ließen sie sich nur schwierig regieren; viele von ihnen waren trotzig und ungezogen, besonders gegen den ihnen vom Staatsrath vorgesetzten Verwalter, und das desto mehr, je weniger dieser einer solchen Leitung gewachsen war. So boten sie denn das Bild eines afrikanischen Dorfes im vollsten Maße dar. Doch sah ich die lebendigen, halbwilden und halbnackten Schwarzen gern. Einige junge Negerdirnen von prachtvollem Bau des entblößten Oberkörpers erinnerten mich lebhaft an die schwarzen Verkäuferinnen von Bahia. Mit ihren ganz nackten, kräftigen Kindern auf dem Arme hin- und hergehend, disputirend und sich zankend, waren sie alle die üppigsten Bilder von Fülle, Gesundheit und Erregtheit, wie solche in der Europawelt nie gesehen werden und eben auch nur am Rande des Urwaldes, eben nur bei dunkelschwarzer Haut geduldet und bewundert werden dürfen.

Nur wenige Neger redeten verständlich portugiesisch. Unter sich schwatzten sie mit großer Lebendigkeit und Leidenschaftlichkeit ihre Nagósprache, deren Laute so widerlich wie nur möglich klingen.

Das Reden ihrer afrikanischen Sprache schien mir ein bedenklicher Umstand zu sein, obgleich der Verwalter, ein sehr befangener Mensch, das nicht meinte, aber auch noch gar nicht daran gedacht hatte. Und ich meine allerdings, daß solche Negergruppe mit fremder Sprache, wenn sie keine Leitung hat und in keiner sie umgebenden Culturwelt ein Beispiel zur Nachahmung findet, leicht ihre rohe Kraft misbraucht, deren sie sich vollkommen bewußt ist. Sie bedürfen nur eines resoluten Führers, diese wilden, aufgeregten Leidenschaftsmenschen, und nur einer einzigen Verhandlung in ihrer

afrikanischen Muttersprache, und ihr hastiger Anschlag wird ausgeführt. Es sollte mich nicht im geringsten wundern, wenn man eines Tags die Nachricht brächte, Poassu wäre geplündert und die Neger wären mit dem Vieh zur Fortzucht und einigen Maniocpflanzen u. s. w. zum Fortpflanzen in den Wald gezogen zur Bildung eines Quilombo, einer aufrührerischen Negergesellschaft, wie es deren schon manche gegeben hat.

Nach 12 Uhr fuhren wir von Poassu fort und liefen in den gleichnamigen Kanal ein. Wie rasch hier nun auch die Strömung lief, so wurden wir doch mannichfach durch Biegungen und besonders umgefallene und über dem Wasser hängende Bäume und Schlingpflanzen aufgehalten. Der Kanal von Poassu bot mir das volle Bild einer Picade durch den Urwald dar. Mit großer Geschicklichkeit zwar manövrirten meine Canoeiros, aber dennoch waren wir alle Augenblicke genöthigt, uns platt auf den Boden unsers Canots hinzuwerfen, um unter Baumstämmen und dichtem Laubgestrüpp hindurchzuschlüpfen. Im eigentlichsten Sinne fuhren wir mitten im Walde, dessen wildes, wüstes Gewirr, aber auch reine Blütenpracht, besonders von Heliconien und rankenden Bignonien, sich in unserer nächsten Nähe befand und uns oft genug ganz festhielt, wo wir denn mit dem Messer die hemmenden Pflanzenstricke zerschneiden mußten.

So mochten wir etwa 2 geographische Meilen längs dieser Wasserpicade gemacht haben, als wir, obgleich wir noch kurz vorher einem beladenen Canot begegnet waren, auf ein höchst fatales Hinderniß stießen. Vom rechten Ufer her, unmittelbar am Niveau des Kanals, war ein säulenartig schlanker, aber dennoch mächtiger Baum quer über den Fluß gefallen. Da er auf der andern Seite keinen festen, ihn auffangenden Widerstand gefunden hatte, war seine Krone mit zerschmetterten Aesten tief in den Sumpfboden eingeschla-

gen, sodaß sein Stamm einen Wasserschlagbaum bildete, wie ihn kein Hafenmeister besser herstellen konnte. Der Länge nach befand sich dieser ansehnliche Stamm halb über, halb unter dem Wasser, welches sich einige Zoll vor ihm aufstauete und dann auf der andern Seite in schmuzigen, grauen Wirbeln weiter schoß. Der Baum konnte kaum eine Stunde vor unserm Ankommen umgefallen sein.

Eine tüchtige Art, um dieses Hinderniß wegzuräumen, hatten wir nicht bei uns; denn in der That konnten wir auf keine so radicale Barrière rechnen, als wir in den Kanal von Poassu einliefen. Und doch mußte gehandelt werden. Wir luden unser Canot ganz leer; ich selbst trat auf den in den weichen Boden eingeschlagenen Stamm, während die Canoeiros und Felix, mitten im Kanal auf dem Baume stehend, es versuchten, das Fahrzeug in seiner Längenrichtung darüber hinwegzuziehen. Das war aber unmöglich; kaum den zehnten Theil des langen Canots konnten sie auf den Baum heraufbringen, wie oft und mit wie vieler Kraft auch der Versuch wiederholt ward.

Nun haben die Canotführer in jenen Gegenden eine sehr sonderbare Praxis, wenn sie ihr Fahrzeug nicht über solch Hinderniß hinwegbringen können. Sie versuchen dann einen Durchgang unter dem Wasser, wenn eine hinreichende Tiefe diese originelle Passage erlaubt. Ich hatte das Manöver, um dessen Zulassung die Canoeiros mich baten, noch nie gesehen. Der Kanal war tief und reißend, und die Leute gaben mir die Versicherung, daß sie vollkommene Schwimmer wären. Zudem war es auf meiner Reise immer mein Grundsatz, meinen Begleitern im Wald und auf dem Fluß in ihrer Handlungsweise nichts vorzuschreiben. Sie sind in ihrem Elemente, man muß sich ihnen anvertrauen oder gar nicht reisen. Am allerwenigsten darf man ihnen europäische Reisemarimen zumuthen wollen. Sie werden dann unmuthig,

mistrauisch gegen den Europäer und zuletzt noch gegen sich selbst, und man ist gar bald mit ihnen und einer ganzen Flußerpedition, einer Waldtour am Ende.

So gab ich denn zu dem seltsamen Proceß meine Einstimmung. Beide Canoeiros zogen sich die Hemden aus, hockten vorn und hinten auf den einen Rand des Canots und schaukelten es zweimal. Beim dritten Tempo lief es voll Wasser und sank unter. In demselben Nu sprangen beide hinein und wurden, bis an die Brust im Strome stehend, schnell unter den Stamm hinuntergerissen. Der erste klammerte sich dort geschickt fest und war in demselben Moment oben auf der Barrière. Nicht so der zweite. Einen Augenblick sah ich ihn am Baumstamm hängen; doch konnte er sich nicht halten, der wilde Strom riß beide, Fischer und Kahn, mit sich fort. Ich sah sie nicht mehr.

Alles das war wirklich das Werk eines Augenblicks, und dennoch verging mir Hören und Sehen. Ich stand athemlos da. Den Neger auf dem Baumstamm dagegen schien das Verschwinden seines Kameraden nicht im mindesten zu afficiren. Mit großer Seelenruhe wartete er offenbar auf dessen Wiedererscheinen. Und wirklich kam der andere auch einige Klafter unterhalb des Baumstammes aus dem wirbelnden aschgrauen Wasser wieder zum Vorschein und schwamm wie ein Frosch umher; er schien in seinem eigentlichen Element zu sein.

Nun ward die Scene aber humoristisch — unser Canot war fort! Der Neger hatte versucht, dasselbe an seinem einen Ende festzuhalten, aber der Strom war zu stark gewesen; um nicht zu ertrinken, hatte der dreiste Canoeiro dasselbe loslassen müssen. Jetzt sprangen beide in das Wasser, schwammen, tauchten und suchten umher, wirklich wie Frösche, bis es denn dem einen gelang, es unter dem Wasser, zwischen Wurzeln und Gestrüpp festgehalten, zu entdecken. Nach lan-

gen Mühen machten sie es auch wieder los, aber nun trieben sie allesammt den grauen Kanal hinab und um die nächste Waldecke. Noch lange hörte ich sie gewaltig schreien und sich gegenseitig aufmuntern; dann aber ward es still, und ich stand ohne Weg und Steg und besonders ohne Canot mitten im sumpfigen Wald am Kanal von Poassu.

Felix Larcher suchte halb entkleidet durch das Gebüsch bis zur Stelle zu gelangen, wo wir die Neger zuletzt schreien gehört hatten. Bald kamen auch alle drei Menschen zurück, aber unverrichteter Sache. Die Neger hatten das Canot nicht halten können. Zwar war es wieder von einem Baumstamm festgehalten worden, sodaß es nicht weiter treiben konnte; aber zu fernern Anstrengungen waren die beiden Neger zu matt. Auch fing es an zu dämmern, und wir mußten uns zu einem improvisirten Bivouak entschließen.

Ein Bivouak im Walde ist gar nichts, wenn man sich Ort und Stunde dazu aussuchen kann und Zeit hat, seinen Rancho zu machen, wie ich das bei Gelegenheit meiner Picadentour von der Provinz Sta.-Catharina durch die Serra-Geral nach der Provinz von Parana hinreichend dargestellt habe.

Hier am Kanal von Poassu aber fehlte uns im eigentlichsten Sinne des Worts alles, was zu solchem Nachtbivouak nöthig war. Am schmerzlichsten vermißte ich einen festen Boden, um darauf zu liegen. Das, worauf wir standen, war ein ziemlich nachgiebiger, krautbewachsener Morast. Die Neger hatten, wie sie das immer bei solchen Fahrten thun, ihre Matten bei sich, worauf sie zu schlafen pflegen; die hatten also ein Lager und sogar Laken, um sich ganz hineinzuwickeln; ich dagegen war auf nichts vorbereitet.

Mir und Felix blieben zwei Breter übrig, die auf dem Boden des Canots gelegen hatten. Mit dem einen Ende legten wir dieselben auf den halb im Morast eingesunkenen

Baumstamm, sodaß wir, wenn auch sehr hart und äußerst eingeengt, dennoch trocken lagen. Dazu konnte ich meinen Regenschirm über mir ausspannen, — kurz unser Bivouak in den allerbescheidensten Formen war fertig. Ein köstliches Abendessen hatten wir noch von der Genebra her, leider aber keinen Tropfen Trinkwasser; denn das Wasser vom Kanal, von dem ich höchstens einen Fuß fern auf meinem schmalen Bret lag, durfte nicht getrunken werden und war auch nicht zu trinken. Auf jeden Fall war es höchst ungesund, wie denn unsere ganze Lage keineswegs auch in gesundheitlicher Hinsicht zu beneiden war.

Und nun kam noch Furcht hinzu, Furcht bei meinen beiden Canoeiros. Dieselben trotzigen, wilden Gesellen, die, solange es heller Tag war, sich jeglicher Gefahr unterzogen und namentlich mit dem wilden Strom des Kanals sich herumgeschlagen hatten, sahen das schon so oft besprochene Bugregespenst vor sich. Sie waren ganz still und baten mich, ich möchte meine Flinte mit einer Kugel laden. Am Rio-da-Salsa sollen noch wilde Indianer umherziehen, und vielleicht war die Vorsicht, einen scharfen Schuß bereit zu halten, nicht unnütz. So lud ich denn mein Gewehr, und wir suchten zu schlafen.

Doch kamen keine Indianer, wohl aber viel kleinere, scheußlichere Feinde. Alles, was der Wald an Borachudos und Fincudos nur aufzuwenden hatte, schien er, da wir kein schützendes Feuer hatten, gegen uns loszulassen. Die Mückenmusik nahm kein Ende, und die Stacheln der zahllosen Bestien gingen durch Strümpfe und Beinkleider hindurch. Dazu durfte ich mich auf meinem Bret nicht regen und bewegen, ich fiel sonst in den Morast oder möglicherweise in den Kanal. Kurz wir verlebten eine höchst humoristische Nacht, in der ich mich am Beispiel des Marius in den Sümpfen von

Minturnä vollends erheiterte. Wie anders doch ein Hotel in Europa und die Nachtruhe in einem eleganten Bette!

Kaum graute der erste Morgen über unsern Morast und den Wald hin, so schickte ich die Neger wieder aus nach unserm Canot. Sehr unlustig gingen sie fort; ich wußte bestimmt, sie würden ohne dasselbe wiederkommen. Und so geschah es auch. Sie kamen wieder und behaupteten, sie könnten es nicht losmachen. Jedoch sah ich es ihnen an, daß sie gar nicht im Wasser, gar nicht bei der Arbeit gewesen waren. Und doch war nichts anzufangen. Einem ernstern Befehl hätten sie doch nicht gehorcht. Darum hütete ich mich zu befehlen.

Sonstiges war weiter nicht anzufangen. Weg und Steg war nicht vorhanden, der weiche Boden ließ auch keine Wanderung zu. So wartete ich denn ganz ruhig ab, was weiter kommen würde.

Anfangs kam gar nichts, und wir wurden hungerig und sehr durstig. Gegen Mittag kam endlich ein Salzcanot mit zwei Indianern den Kanal herauf. Als die Indianer uns von fern sahen, stutzten sie und hielten still; offenbar hatten sie Furcht vor unserer unerhörten Erscheinung am Wasser. Ich rief ihnen zu, und sie kamen heran. Auch ihre Fahrt war gehemmt; doch hatten sie zum Abhauen von Brennholz für ihre Nachtbivouaks ein Beil bei sich, wenngleich der dicke Stamm ihnen sichtliche Bestürzung hervorrief.

Ich erfrischte den Muth der gelben und schwarzen Flußschiffer dadurch, daß ich ihnen eine hübsche Geldsumme bot, wenn sie mir innerhalb einer Stunde mein Canot brächten. Vereint gingen nun die vier Leute fort. Nach wenigen Minuten schon hörte ich sie singen und rufen bei einer gemeinschaftlichen Arbeit und zuletzt in ein lautes Jubelgeschrei ausbrechen, — ich hörte es, sie hatten ihr schönes Geld gewonnen,

und ich bekam mein Canot wieder, eine Schlußfolge, die mir wirklich Freude machte.

Bald kamen denn auch Neger und Indianer mit dem Canot gegen den Strom heraufgearbeitet, und wir konnten alles wieder einschiffen. Vorher aber sollte ich noch einen Aerger haben, aus welchem meine Leser ersehen können, daß es allerwegen Schlingel gibt, mag ihre Haut nun schwarz, braun oder weiß sein. Ich gab meinem ersten Canoeiro das Geld, um es mit den andern zu theilen, und nun sah ich, wie er die beiden Indianer betrog; er gab ihnen nur den vierten Theil. Der eine Indianer beklagte sich gegen mich, und als ich dem Neger nun befahl, ehrlich zu theilen, verweigerte er es und ward wild.

Nun ist nichts schlimmer, als wenn man diese Naturmenschen erst zur Aufregung kommen läßt; sind sie in Wuth, so kennen sie keine Grenzen, und das Messer ist ihnen so geläufig wie die Zunge. Ich ließ den schwarzen Kerl einsteigen und sagte ihm: „Weil du ein Räuber bist und die Indianer hier mitten im Walde vor meinen Augen bestohlen hast, so werde ich dafür sorgen, daß du in Ketten nach Bahia kommst!" Dazu nahm ich meine Flinte und schickte mich an, ebenfalls einzusteigen.

Ohne weiter ein Wort zu sagen, gab der Neger den Indianern ihr Geld. „Ja, aber in Ketten kommst du doch; das ist nun zu spät", sagte ich zu dem Kerl. Das erschien ihm doch gar zu schrecklich, und er bat mich, ich möchte es doch nun auch gut sein lassen. Das that ich denn auch, und damit war seine Ehre vor den andern Leuten wieder rehabilitirt.

Wir wollten eben abstoßen, als gerade ein dritter Indianer mit seinem Canot den Kanal von oben herabkam. Der hatte eine große Art bei sich; und nun besann ich mich, daß wir Tags zuvor demselben Mann in seinem Canot den Ka-

nal aufwärts fahrend begegnet waren. Offenbar hatte er um den Umsturz jenes hemmenden Baumes gewußt und war wieder umgekehrt, um eine Art zu holen, als wir ihm begegneten. Er wußte sehr genau, daß wir in die größte Verlegenheit kommen würden, und dennoch sagte er uns nichts von jenem Vorfall. Um Gewißheit zu haben, fragte ich ihn: „Du, als wir dich gestern trafen, war da der Baum schon umgefallen?" „Ja", erwiderte er. „Warum hast du mir das nicht schon oben am Kanal gesagt?" fragte ich weiter. „Sie haben mich ja nicht gefragt, ob ich einen umgefallenen Baum getroffen hätte", meinte er ganz ruhig, obgleich er die Augen zu Boden schlug.

Aber so sind sie, diese Indianer. Man hat mich vor nichts mehr als vor der Hinterlist der Indianer gewarnt auf meiner ganzen Reise. Wo sie nur immer können, thun sie dem Weißen einen Schabernack an und stellen sich hinterher so ehrlich und dumm wie die Schafe.

Gemeinschaftlich machten sich nun die Indianer daran, den hindernden Stamm durchzuhauen. Wir aber liefen ohne weiteres Hinderniß das letzte Ende des Kanals hindurch und erreichten den rasch strömenden Rio-da-Salsa, der wegen seines morastigen Terrains höchst ungesund ist und wegen der an seinem obern Ende noch hausenden wilden Indianer einen sehr schlechten Ruf hat. Wir kamen zu einem Gehöft mit einer Zuckermühle, wo wir endlich einmal wieder ordentliches Trinkwasser bekamen.

Endlich erreichten wir den Rio-Pardo und trieben gerade gegen Sonnenuntergang dem armseligen Canavieiras zu. Vom Dampfboot aus Bahia war noch keine Spur zu sehen, und fast bedauerte ich es diesmal, so pünktlich gewesen zu sein, die mir so liebe Genebra so früh verlassen zu haben, und von einem noch ausgedehntern Besuche des Jequitinhonha zurückgetreten zu sein. Zwar dachte ich noch in Canavieiras

daran, vom Mucuri aufwärts nach dem Ort Calhão zu gehen und von dort den ganzen Jequitinhonha hinabzufahren nach dem Vorgang und Muster des Obersten Pederneiras. Aber traurige Zustände an dem ebengenannten Mucurifluß, von denen wir in den folgenden Kapiteln handeln wollen, machten auch diesen Plan verunglücken und brachten mich gänzlich aus der von mir beabsichtigten Reiserichtung heraus.

Drittes Kapitel.

Möglichkeit und Nothwendigkeit eines directen Verkehrswegs zwischen der Provinz Minas und dem Ocean. — Abreise von Canavieiras. — Sta.-Cruz und die Entdeckung von Brasilien. — Porto Seguro. — Caravellas. — Villa-Viçoza. — Abendritt längs der Küste. — S.-Jozé do Porto Alegre an der Mündung des Mucuri. — Eine Auswanderergruppe. — Fahrt auf dem Mucuri bis Sta.-Clara.

Unter allen Provinzen, die den massenhaften Ländercomplex des brasilianischen Kaiserreichs zusammensetzen, ist kaum eine, in der die Volksmenge sich so bedeutend, so energisch und eigenthümlich entwickelt hat, wie die von Minas-Geraes. Ohne hier weiter in die Wesenheiten dieser Provinz einzugehen, können wir die Wahrheit der eben aufgestellten Behauptung schon in der Stellung begründet finden, welche Minas-Geraes einnimmt in der Constituirung der Gesetzgebenden Kammern. Während die wichtigen, mit dem Ocean in directem Zusammenhang stehenden Provinzen sich bei der Bildung des Senats und der General-Deputirtenkammer so verhalten, daß die Provinz

Rio-de-Janeiro	6	Senatoren und	12 Deputirte,
Bahia	7	=	= 14 =
Pernambuco	6	=	= 13 =

stellen darf, hat die Provinz

Minas-Geraes 10 Senatoren und 20 Deputirte

zu wählen und bildet damit ein bedeutendes Uebergewicht über jede andere Provinz, ja sie gewinnt damit fast das doppelte Ansehen von der Provinz Rio-de-Janeiro.

Was dabei noch bedeutend für die Entwickelung jener weiten Landschaft spricht, ist der Umstand, daß in Minas nicht eine einzige Stadt ist, welche auch nur im geringsten mit Rio, Bahia oder Pernambuco verglichen werden könnte. Und wenn die ebengenannten Plätze entschieden ersten Ranges für Brasilien sind, liegt zwischen ihnen und der Hauptstadt der mächtigen Provinz Minas, der Stadt Ouropreto, eine ganz bedeutende Kluft.

Es kann nicht meine Absicht sein, zu entwickeln, woher die Provinz Minas zu ihrer eigenthümlichen Bedeutung, ohne irgendeine große Stadt zu besitzen, gelangt ist. Wohl aber muß ich darauf aufmerksam machen, daß die Provinz von der Natur, die ihr in so vieler Hinsicht ungemein günstig gewesen ist, als Binnenland dennoch in einer Art von Blokadezustand gehalten wird, aus welchem sie zu erlösen schon mannichfache Versuche gemacht worden sind.

Freilich wer ohne genaue Kenntnisse auf die brasilianische Karte blickt, der wird solche Versuche ziemlich überflüssig finden und in dem schönen und bedeutenden Strom S.-Francisco, dessen größter Theil der Provinz Minas in ihrer ganzen Länge angehört, die volle Lebensader und einen einfachen und natürlichen, wenn auch etwas weitab vom kürzesten Wege zur Küste führenden Abzugskanal erkennen. Und das wäre jener Strom auch wirklich, wenn er nicht in stürmischer Hast die Küstenabdachung, welche sich an der Grenze der Provinzen Bahia, Pernambuco, Alagoas und Sergipe findet, durchbräche in ungeheuerm Wassersturz, wodurch seine ununterbrochene Beschiffung bis zum Meere vollkommen abgeschnitten ist.

Kaum anders geht es mit manchen kleinern Flüssen, die

auf der Landkarte einen nahen Zusammenhang von Minas mit dem Meere bilden, kaum anders mit dem Rio-Doce, dem Mucuri, dem Jequitinhonha. Alle gewinnen sie ihren Ursprung in Minas, aber alle dringen mit Wasserfällen — Saltos — hinab über die Grenzen nach Osten zum Küstenlande.

Unter den verschiedenen Unternehmungen, die es versucht haben, dem eingeklemmten Zustande der Provinz durch eine Ostverbindung mit dem Meere zu Hülfe zu kommen, muß hier zuerst die Beschiffung und Colonisirung des Rio-Doce genannt werden. Schon vor 20—30 Jahren waren dort bedeutende Bestrebungen zum Anbau, zu einer Flußschiffahrt, zu einem Landweg bis in Minas hinein. Große Summen wurden hergegeben, eine Ortschaft, Linhares, zu einiger Entwickelung gebracht und zuletzt noch eine Dampfschiffahrt zwischen dem Flusse und Rio-de-Janeiro hergestellt; viel Geld, viele Menschenleben wurden das Opfer, und die Handelsunternehmung löste sich wieder auf. In den neuesten Zeiten hat ein Dr. França Leite den Versuch zur Belebung jener Gegenden und der Vermittelung eines Verkehrs mit Minas wieder aufgenommen. Das Resultat seiner Bestrebungen muß abgewartet werden. Und es kann ein genügendes sein, wenn es nicht mit getäuschten Deutschen oder überhaupt nordischen Einwanderern geschieht, welche von den Seelenverkäufern ihrer eigenen Nation ohne alles Gewissen und nur um schnöden Geldgewinns willen so leicht nach Brasilien verhandelt werden.

Während das für den mittlern Theil der Provinz Minas geschah und geschieht, ist man gegenwärtig damit beschäftigt, durch Anlegung von Eisenbahnen von Bahia und Pernambuco aus bis weit über den Wasserfall des S.-Francisco hinaus, wo der kleine, aber für den Binnenverkehr wichtige Ort Joazeiro am rechten Ufer des Stroms liegt, die Länder-

districte im Innern mit dem Meere zu verbinden. Sind diese Bahnen einmal fertig, so werden sie allerdings viel leisten und den ganzen Verkehr auf dem langen Flusse nach den beiden genannten Städten leiten. Doch können noch viele Jahre darüber hingehen, auch wenn man ruhig fortbauen will, finanzieller und politischer Eventualitäten gar nicht zu gedenken.

Das Project des Staatsraths Gonzalves Martins ist noch nicht angenommen. Auf keinen Fall dürften die Kräfte nordischer Einwanderer schon aus gesundheitlichen Rücksichten dabei angewandt werden, wie ich das schon gegen den Staatsrath und in der allerentschiedensten Weise gegen meinen Freund auf der Genebra erklärt habe. Vielleicht haben Krankheitsereignisse auf letzterer Besitzung, die kürzlich vorgekommen sein sollen, den Obersten Pederneiras von der Richtigkeit meiner ärztlichen Ansichten vollkommen überzeugt und darauf hingewirkt, daß außer der Beschiffung des Flusses, wie ich solche schon oben angegeben habe, an keine Colonisation in Masse mittels nordischer Einwanderer gedacht werden darf. Was aber auch dabei im Wege liegt, eins ist gewiß, daß der Jequitinhonha nach dem S.-Francisco wol die am weitesten reichende Wasserader für die Provinz Minas in ihrem Zusammenhange nach Osten mit dem Meere ist, wenn freilich ihre freie und ungehinderte Schiffahrt an demselben Gebrechen leidet wie alle andern, an Saltos und Cachoeiras.

Ganz besonders muß hier nun des Unternehmens gedacht werden, welches der rüstige Mineiro Theophilo Benedicto Ottoni längs des Mucuriflusses begonnen hat.

Dieser Colonisationsversuch, Handelsunternehmen und Schiffahrt zu gleicher Zeit hat bei seinem ausgedehnten Maßstabe schon seit Jahren die Aufmerksamkeit von Brasilien und Europa, namentlich von Deutschland auf sich gezogen; es

sind so mannichfache deutsche Kräfte dabei in Bewegung gesetzt worden, daß ein specieller Besuch und eine genaue Betrachtung jener langgestreckten Colonisationslinie nicht ohne Interesse für meine deutschen Leser sein mag.

Bis dahin war die Provinz Minas-Geraes und selbst ihr nördlicher Theil, der nach dem dortigen Hauptorte Minas-Novas benannt wird, ganz auf den Landweg nach Rio-de-Janeiro angewiesen, und zwar nur vermittelst eines mühsamen und kostspieligen Maulthierverkehrs. Sehr hübsch bezeichnet der Oberst Pederneiras in seinem Werke diesen Verkehr im Vergleich zu dem mittels des Jequitinhonha schon offenen und in noch weiterm Maßstab zu eröffnenden Wasserwege in folgender Weise:

„Ein Lastthier von Rio-de-Janeiro bis Minas-Novas trägt 8 Aroben (250 Pfd.), kostet 60 Milreïs Fracht (ungefähr 45 Thlr.) und braucht wenigstens 60 Tage zu der Reise. Ein Canot fährt von Belmonte nach Calhão (fünf Tagereisen von Minas-Novas) in 21 Tagen, ladet 50—120 Aroben und kostet 120—130 Milreïs Fracht. Wir sehen hier, daß außer der halben Reisezeit die Ladung, die von Rio nach Minas 60 Milreïs kostet, von Belmonte nach Calhão 16 Milreïs oder die Hälfte, 8 Milreïs, Unkosten macht, selbst bei dem erbärmlichen Zustande, in welchem sich jene Schiffahrt noch befindet. Fügen wir dieser Zeit noch die fünf zur Reise von Calhão nach Minas-Novas nöthigen Tage hinzu und die Ausgabe von 4 Milreïs, welche jede Maulthierladung von einem dieser Punkte zum andern kostet, so kommen wir zu dem Resultat, daß die Zeit noch nicht die Hälfte und die Ausgabe nur 23—24 Milreïs (oder gar die Hälfte) statt 60 Milreïs ausmacht."

Dazu berechnet Pederneiras noch den Weg von Belmonte nach Bahia oder Rio-de-Janeiro, denn nur diese beiden großen Emporien sind im Stande, Minas zu versorgen mit

Einfuhrartikeln und seine Producte entgegenzunehmen, wirft aber auch dabei die richtige Frage auf: was können denn am Ende 8 Aroben auf einer Schiffahrt von 30 Stunden kosten?

Diese kleine Notiz mag genügen, um anzudeuten, wie alles zu einer directen Flußverbindung von Minas-Novas längs der Küstenflüsse einladet und dringend auffordert, und wie weit bis dahin alle Unternehmungen zu solcher directen Verbindung gerechtfertigt sind, die am Rio-Doce, jene am Mucuri, die projectirte am Jequitinhonha und selbst manche kleine Anfänge am Rio-Pardo, wenn auch nach gründlichen Untersuchungen des Obersten Pederneiras der Jequitinhonha den andern Flüssen vorzuziehen sein soll.

Eigenthümlich ist es hierbei allerdings, daß, während von den beiden Flüssen Mucuri und Jequitinhonha als Verbindungswegen mit Minas-Novas so viel die Rede ist, während beide untersucht sind und der erstere längst in Angriff genommen ist, beim zweiten aber nur noch einige Formalitäten zu beseitigen bleiben, um auch auf ihm ein thätiges Leben zu beginnen, man vom Rio-Pardo so wenig geredet hat und bisher noch gar nichts von seiten des Staats und der Oeffentlichkeit für ihn geschehen ist.

Ueber die Möglichkeit seiner weitausgedehnten Benutzung habe ich geredet. Doch ist der Zufluß von arbeitenden Menschen dorthin noch zu gering, als daß sich eine spontane Entwickelung des Flußgebiets herausstellen sollte. Zudem herrscht eine eigenthümliche, keineswegs erfreuliche und gedeihliche Parteiung zwischen den Anhängern des Jequitinhonha und Rio-Pardo. Die Rio-Pardo-Partei schwärmt für ihren Fluß; die am Belmonte will nur vom Belmonte hören. Wer unbefangen anschauen und urtheilen will, bekommt es mit beiden Parteien zu thun.

Und dennoch gehören beide Flüsse so eng und fest zusam-

men, wie eben die Natur sie aneinander gekettet hat. Eine Menge von Anbauern wird, wenn solche wirklich nach dem Jequitinhonha gezogen wird, doch einmal mit oder ohne Grund nach dem Rio-Pardo gehen, wo man sie schon zu fesseln verstehen wird, und viele werden beim Gedeihen des ersten Flusses dem zweiten ihre Kräfte zuwenden. So dicht nebeneinander, in so eigenthümlichem Parallelismus strömen beide dahin, daß, wenn sich wirklich Anbauer für beide finden, diese mit großer Leichtigkeit Waldpfade in gerader Linie und der Ausdehnung weniger Meilen von einem Strom zum andern bahnen werden. Der größere Fluß, und mir der angenehmere, der freiere, breitere, luftigere, wird immer der Jequitinhonha sein und bleiben. Den bessern, bei weitem bessern Hafen, die bessere Einfahrt vom Meere her hat unbedingt der Rio-Pardo, er ist recht eigentlich der Meereshafen für beide Flüsse, wie ja deren Zusammenhang schon vom Kanal von Poassu und dem Rio-da-Salsa angedeutet ist.

Erst am 22. Januar kam das Dampfboot von Bahia, gerade zehn Tage später, als der Kapitän es bei seiner letzten Reise angekündigt hatte. Freilich konnte die lange Verzögerung einigermaßen entschuldigt werden. Der lecke Parana, der uns kaum nach Canavieiras gebracht hatte, war bei seiner Rückreise nach Bahia in die allergrößte Bedrängniß gekommen. Sein Leck war so bedeutend geworden, daß er in wirklich sinkendem Zustande schon aus weiter Ferne Nothzeichen nach Bahia machen mußte, von wo aus man ihm denn ein Schleppdampfschiff zu Hülfe sandte. Jetzt mußte das Schiff zimmern und seine Kessel gründlich nachsehen lassen. Für den alten Kasten hatte die Agentur der Compagnie einen recht guten Dampfer, Sta.-Cruz, auf die Fahrt gesetzt, mit einem sardinischen Kapitän, welchen der Parana-Kapitän Santos, ein jener Küsten ungemein kundiger Seemann, begleitete.

Herzlich dankbar dem guten Dr. Magalhaens und seinem Associé Albuquerque, die mich mit ihrer treuen Gastfreundlichkeit für die zehn Tage vergeblichen Wartens im monotonen Canavieiras zu entschädigen gesucht hatten, ging ich um 7 Uhr des Morgens am 23. Januar den Rio-Pardo hinunter. Glücklich kam der Sta.-Cruz durch die Biegungen und Schwierigkeiten der Flußmündung hindurch, und bald befanden wir uns wieder auf offenem Meere, dessen grünblaue, unabsehbare Fläche kaum etwas mehr wogte als ein nordisches Kornfeld, in dessen grüne Aehren sich blaue Kornblumen farbenschillernd hineinmischen. In leichtbewegter Fahrt, die man recht gut in einem offenen Canot hätte abmachen können, liefen wir in der Entfernung einer starken deutschen Meile längs der Küste hin. Wir erkannten bald die flache Barre des Jequitinhonha und die Villa von Belmonte und sahen wenige Stunden darauf eine kleine rothe Insel, einen Felsen, von welchem aus sich ein bis unmittelbar unter die Seefläche kommendes und stellenweise selbst daraus hervorragendes Riff in das Meer hinauserstreckt und in einem Halbbogen nach Osten, Südosten und Süden hin verläuft, sodaß hier eine kaum eingefaßte und dennoch einen guten, sichern Ankerplatz bildende Bucht den Schiffen offen steht und vom Süden her leicht zugänglich ist, weswegen man dort auch eine rothe Boje mit einem Kreuz versehen ausgelegt hat.

Wirklich erkannten wir auch schon von fern in diesem eigenthümlichen Bassin einen Kriegsschooner und eine große Charrua oder Transportschiff, welche dort Bauholz für die Marine laden sollten und somit factisch den Beweis lieferten, daß dort an scheinbar ganz offener Küste größere Fahrzeuge ruhig und sicher vor Anker liegen könnten. Nur beim Südwind ist dieses eigenthümliche Binnenwasser an offener See etwas bewegt. Doch soll auch diese Bewegung kaum etwas

mehr sein als die in der Bucht von Bahia, wenn der See-wind hineinweht.

Wir liefen durch den südlichen, 17 Fuß tiefen Eingang in diese Bucht ein und bekamen bald den Besuch der jungen Marineoffiziere, welche sich auf ihren respectiven Schiffen auf der einsamen Stelle recht gründlich langweilten.

Am Strande, wo ein kleiner Fluß sich mündet, erstreckt sich eine Ortschaft hin, unbedeutend und unansehnlich, mit dem Ausdruck des Verkommens. Hinter derselben ragt eine Höhe empor mit einer Kirche und einigen Häusern, alles ziemlich bescheiden und ohne jegliches Ansehen. Doch ist diese Gegend echt classisch in der brasilianischen Geschichte, wie wir gleich weiter unten sehen werden.

Uns selbst war es nicht möglich, das Land zu betreten. Kaum hatte unser Sta.-Cruz einiges kleine Gepäck und Briefschaften für den Ort in ein zu uns kommendes Boot geworfen, als wir auch schon wieder in die offene See hinaus-rauschten und gegen Süden weiter liefen.

Nach zwei Stunden schon erreichten wir eine andere classische Stelle, welche von fern durch eine wenig erhabene, doch entschieden bezeichnete Plateaubildung zu erkennen ist. Südlich von diesem Plateau mündet ein kleiner Fluß in das Meer. Doch läuft von der rechten, südlichen Seite dieser Mündung ein Riff, künstlich wie eine Mauer aufgeführt, kaum 100 Klafter vom Ufer entfernt, nach Norden in einer Länge von etwa 600 Klaftern, daß zwischen diesem Riff und dem Ufer ein zwar beschränkter, aber so sicherer Hafen ge-bildet wird, wie man so unmittelbar am Meere nicht viele finden kann, das getreueste Abbild im kleinen vom Hafen von Pernambuco. Mit Recht nannten die ersten Ankömm-linge diesen kleinen, sichern Hafen „Porto Seguro" (sicherer Hafen).

Das Dampfboot ging außerhalb des Riffs in der Ent-

fernung einer halben deutschen Meile vor Anker, und ich benutzte das Boot, welches mit unserm Commissär die Post an das Land brachte, um einen kleinen Abstecher zum Ufer zu machen.

Ziemlich heftig brandete das Meer gegen das Riff. Sowie wir aber um das freie Nordende desselben herumgerudert waren, befanden wir uns auf vollkommen ruhigem Meeresarm, welcher in den Fluß selbst übergeht.

Hier liegt dann die Villa Porto Seguro, freilich nur ein kleiner Ort, aber doch schon viel ansehnlicher als Canavieiras. Die Häuser, von denen einige sogar hübsche Stockwerke bilden, sind durchweg aus einer eigenthümlichen Kiesel- und Muschelmolasse gebaut und mit Kalk verstrichen. Beide Baumaterialien werden vom Meere geliefert. Die Molasse bildet überall große, leicht zu bearbeitende Massen. Der Kalk dagegen wird aus Milleporenblöcken gebrannt und zwar in der einfachsten Weise und ohne eigentlichen Brennofen. Um einen Baumstamm werden in radienförmigen Ausläufen Schichten von Holz und Korallenblöcken gelegt, und dieser Holzstoß, wenn er etwa 5—6 Fuß hoch geworden ist, angezündet. Aus der Asche wird dann der Kalk, der von ganz besonderer Güte sein soll, herausgeholt.

Es sind aber nicht die einzelnen Häuser allein, die dem Ort ein nettes Ansehen geben. Ganz besonders hübsch macht sich auch der Schiffbau hinter der Stadt, wo der stille Fluß einen weiten Bogen macht.

Etwa zwölf kleine Seeschiffe mit Verdeck lagen hier auf dem Stapel, ganz nach Art der französischen Chasse-marées gebaut und ganz besonders zum Schnellsegeln eingerichtet. Porto Seguro besitzt über sechzig solcher Chasse-marées oder Garopeiras, welche nach der Garopa oder Makrele benannt werden. Vierzig von diesen Garopeiras beschäftigen sich mit dem Fischfang an den Abrolhos, jener kleinen, für die Schiff-

fahrt gefährlichen, für den Fischfang aber ergiebigen Inselgruppe etwa auf 17° 48' südl. Br., während die andern zwanzig sich als beliebte und sichere Segler mit dem Küstenhandel nach Bahia beschäftigen.

Aus diesem Schiffbau, aus dem Fischfang und dem angedeuteten Küstenhandel zieht Porto Seguro immer einigen Gewinn und hat eine größere Bedeutung als Belmonte und Canavieiras. Doch hat es seinen vollen Werth, seine ganze Bedeutung noch lange nicht erkannt. Diese Bedeutung liegt ganz besonders in seinem Flusse, der sich ziemlich tief in das Land hineinerstreckt und einem schönen Binnensee, der Lagoa von Gravata, zum Ausfluß in das Meer dient. Auf dem Wege dorthin liegt eine kleine Ortschaft, Villa-Verde, freilich ohne alle Bedeutung bei der grenzenlosen Faulheit der Bewohner, die den Landbau für eine Erniedrigung ansehen. Seit 300 Jahren und noch länger ist jener Küstenstrich bekannt, und noch immer hat sich keine rechte Thätigkeit, kein Ackerbau herausstellen wollen unter den Händen der Landeskinder!

Ich will diese Faulenzer nicht weiter tadeln, sondern statt meiner einen ihrer Landsleute, den so oft genannten Pederneiras, der das dortige Land und die dortigen Leute so gut kennt, seine Ansicht über sie aussprechen lassen. Er sagt in seinem Relatorium, S. 45:

„Viele male rieth ich einem Familienvater, seine Söhne zur Arbeit zu erziehen und sich ihrer zu bedienen als Hülfe zur Anlegung einer Pflanzung, die ihnen ein Mittel zu einer regelmäßigen Subsistenz werden möchte; und da erhielt ich wol folgende Rede als Antwort: Wo denken Sie hin, Herr! Ich bin so arm, daß ich keinen einzigen Sklaven besitze; meine Söhne dienen nicht dazu und wollen sich auch keiner Arbeit unterwerfen, die nur für Neger geeignet ist. Und dann sind sie nicht überflüssig; helfen sie mir nicht Nahrung

für die Familie zuschaffen? Sehen Sie, der geht jeden Tag zum Meer, der andere in den Wald, und ich, wenn ich kann, begleite sie!"

Und solchen Leuten, die als echte Lazzaroni des Westens eben nur im Canot herumfaulenzen und auf der Jagd sich durch die Büsche treiben mögen, ist nicht zu helfen und zu rathen. Denn das ist nun einmal die fixe Idee, daß sie durch Feldarbeit zur Kategorie der Neger hinabsinken. Solange die Kokospalme in üppigem Wuchern ihre kolossalen Nüsse freiwillig herabwirft und die verschiedenen Taschenkrebse zu Tausenden unter den Manglebüschen umherlaufen, ebenso lange wird das Volk jenes Küstenstrichs sein Leben verfaulenzen und nie eine ehrenhafte Existenz gewinnen.

Als eine Anekdote will ich hier nur anführen, daß, als unser Commissär eifrig bemüht war, um für uns einige Hühner im Orte zu kaufen, wir trotz vielen Umherlaufens und Suchens doch nur zwei Hühner auffinden konnten, die man uns für Geld abließ.

Mit dieser schmalen Kost mußten wir uns beeilen zum Schiff zurückzukehren, denn die Sonne war schon untergegangen, und es ward vollkommen dunkel. Heftig lief die ansteigende Flut in den Hafen und donnerte gewaltig über das Riff hin, sodaß unser kleines Boot, nachdem es sich mit Mühe durch den Hafen gegen die Strömung angearbeitet hatte, am Nordende des Riffs höchst unfreundlich von der offenen See empfangen ward. Weiter hinaus rollte die See weniger heftig, und wir erreichten glücklich unser Dampfboot, bei welchem das Anlegen ebenfalls etwas unangenehm war. Ich war wirklich froh, als ich festen Fuß auf der kleinen Schiffstreppe gefaßt hatte, und freute mich doppelt an dem wundervollen Abend. Eine frische Nordostbrise hatte den Himmel vollkommen rein gefegt, und in seltener Helle glänzte gerade über uns des Orion schönes Sternbild, an dessen

Seiten Jupiter und Sirius an Lichtmenge sich zu überbieten suchten. Hoch auf schimmerte die verwischte Pyramide des Zodiakallichts, und in blassem Weiß zogen die beiden Kap'schen Wolken ihren Kreis um den sternenleeren Südpol. Aber auf des Meeres bewegter Fläche und längs der Planken unsers Sta.-Cruz spritzten Millionen Feuerpunkte; ganze Wassermassen schienen im Zusammenschlagen glühende Fluten zu sein, bis sich um Mitternacht der Wind legte und das schöne Phänomen verschwand.

Um 4 Uhr schon klimperte unsere Ankerkette zum Tagewerk des 24. Januar unsere keine Welt wach. Der Mond stand hoch am Himmel, zwischen ihm und der ersten Morgendämmerung funkelte der Morgenstern, ein wundervoller Gruß des erwachenden Tags. Aber wie ein Meeresungethüm schnob der Dampfer hinein in die Morgenfeier und hüllte Mond und Venus ein in dicken Steinkohlenqualm.

Wir hielten unsern Cours nach Südost, weil südlich von Porto Seguro ein Riff, eine Untiefe die Fahrt dicht längs der Küste, wo aus dem Flachlande einige Höhen herausragen und Wahrzeichen für die Schiffahrt bilden, gefährlich macht. Wir finden hier wieder einen Itacolumi, einen „Stein und Kleinen", einen Berg und seinen Sohn, und dicht daneben und höchst kenntlich den Monte-Pasquale, den Osterberg. Wie das Gemäuer eines Thurms von ungeheuern Dimensionen ragt letzterer heraus aus der Umgegend, gewaltige Reste einer mythischen Cyklopenburg. Nicht unter 1000 Fuß möchte die Höhe dieses lothrecht nach allen Seiten abfallenden Blocks sein.

Mit diesem Riesenblocke beginnt die Geschichte von Brasilien, er ist das eigentliche Monument des Kaiserthums von Sta.-Cruz, wie uns der tüchtige, geistvolle brasilianische Geschichtsforscher Franz Adolf von Varnhagen in seinem Werke: „Historia do Brazil" (I, 13), das folgenderweise erzählt:

„Um den Handel mit Indien zu Gunsten Portugals sicher zu stellen mittels der Gründung einiger Factoreien, segelte aus der Mündung des Tejo am 9. März 1500 eine Flotte aus von 13 Fahrzeugen, einige ausgerüstet von Privatkaufleuten, alle aber gestellt unter das Obercommando von Pedr' Alvarez Cabral, einem Mann von angesehener Familie, doch nicht berühmt durch irgendwelche voraufgegangene Thaten.

„In den schriftlichen Instructionen, welche er empfing und von denen einige höchst wichtige Fragmente uns zu Händen gekommen sind, wurde ihm anempfohlen, daß er auf der Höhe von Guinea sich möglichst weit von Afrika fern halten möchte, um dessen zeitraubende und ungesunde Windstillen zu vermeiden. Gehorsam diesen Instructionen, welche nach Angaben des Gama verfaßt waren — «Esta é a maneira que parece a V^e^ da gama que deve teer p^a^ daluarez em sua yda prazemdo a nosso sõr» (d. h.: Dieses ist die Weise, welche dem Vasco da Gama scheint, daß Pedro d'Alvarez folgen muß auf seiner Reise, so es unserm Herrn gefällt), heißt in jener alten Urkunde der wörtliche Text in seiner echten Orthographie —, steuerte Cabral ab von Afrika, und von der Natur dabei unterstützt durch die oceanischen Strömungen erblickte er am 22. April, als er über 40 Tage Reise hatte, im Westen unbekanntes Land. Das, was sich zuerst deutlich den neugierigen Augen der Mannschaft auf dieser damals nur aus 12 Schiffen bestehenden Flotte, denn eins hatte sich einige Tage vorher verloren, darbot, war ein hoher Berg, welcher mit Rücksicht auf das eben am Bord gefeierte Osterfest (festa da paschoa) Paschoal genannt ward, ein Name, den dieser den Seeleuten sehr bekannte Berg, welche ihn als eins der besten Wahrzeichen zur Erkennung jenes Küstenstrichs betrachten, noch heute führt.

„Am Tage darauf näherte die Flotte sich der Küste. Der

Oberkapitän sandte ein Boot an das Land, welches an das Ufer ruderte und sich mit den sich dort befindenden Leuten in Verbindung zu setzen suchte. Vergeblich jedoch waren die Anstrengungen der Dolmetscher afrikanischer und asiatischer Sprachen, welche im Boote waren, um sich mit ihnen zu verständigen. So beschränkte sich denn die erste Begegnung mit jenen Menschen auf einige gegenseitige Geschenke und Austauschungen und unter den üblichen Vorsichtsmaßregeln.

„Indem nun Cabral meinte, daß er eine genauere Kenntniß gewinnen müßte von dem vor ihm liegenden Lande, auf welchem er vielleicht frisches Wasser und einige frische Provisionen für die Schiffe bekommen könnte, entschloß er sich, sie am folgenden Tage zu untersuchen, und fing damit an, eine Bucht zu suchen, wo die Flotte mit Sicherheit einlaufen könnte. Diese fand sich 10 Leguas weiter nach Norden und so trefflich geschützt, daß man ihr den Namen gab, den sie noch heute hat, Porto Seguro."

Nun folgt bei Varnhagen ein Stück jenes berühmten Briefs, den der Chronist jener Cabral'schen Expedition, Pero Vaz de Caminha, an seinen König schrieb. Wunderhübsch beschreibt Caminha die Aufnahme der ersten beiden Botocuden am Bord und das ganze Ansehen der Bewohner auf der neuentdeckten Küste. Am 26. April ward am Lande große Messe gehalten und am letzten Tage desselben Monats bei Gelegenheit einer zweiten Messe feierlich vom neuen Lande für die Krone von Portugal Besitz genommen, indem auf einer nahen Höhe ein großes Kreuz aufgepflanzt ward, und die eben entdeckte Küste „Ilha da Vera-Cruz" genannt, welchen Namen der portugiesische Monarch in „Ilha da Cruz" umänderte.

Dann schickte Cabral ein Schiff mit der glücklichen Entdeckungsgeschichte und mancherlei Landesproducten u. s. w.

nach Portugal ab und verfolgte am 2. Mai seine Reise nach Indien mit 11 Schiffen weiter.

So bemerkenswerth diese Darstellung ist, so läßt sie mich dennoch in einigem Zweifel, ob Cabral's Porto Seguro das heutige Porto Seguro ist, oder ob er in das eigenthümliche Bassin von Sta.-Cruz einlief, wo auch ein Porto Seguro, ein sicherer Hafen war. Bei beiden Orten ist eine Höhe, ein Plateau, wo ein Kreuz aufgepflanzt werden konnte. Mir scheint der Hafen von Porto Seguro doch gar zu versteckt zu liegen, als daß gleich die ersten Entdecker den heimlichen Winkel aufgefunden haben sollten. Dagegen ist, wenn die See nur einigermaßen bewegt ist, die schöne Binnenbucht von Sta.-Cruz an schäumenden Brandungen weit kenntlich und ist gerade vom Süden zugänglich, von woher Cabral, nachdem er den Monte-Pascoale (Pasquale oder Paschoal) erblickt hatte, mit seiner Flotte kam. Doch möchte dagegen die Berechnung der Breite sprechen, welche Cabral's Expedition von jenem Punkte entwarf. Sie berechnete die Breite von Porto Seguro zu 17° südl. Br. Es liegt aber ungefähr 16° 20′ südl. Br.; Sta.-Cruz dagegen ungefähr auf 16° 10′, sodaß die Berechnung der Cabral'schen Piloten eher für Porto Seguro als für Sta.-Cruz spricht. Ueber ein Jahr später ward nördlich von Porto Seguro die erste portugiesische Factorei unter dem Namen von Sta.-Cruz angelegt, darüber waltet kein Zweifel ob. Diese alte Factorei ist das heutige Oertchen Sta.-Cruz.

Südöstlich vom Monte-Paschoal und dem Itacolumi warf die See in der Ferne einer deutschen Meile von uns lebhafte Brandungen auf. Dort liegt die Bank von Guaratuba, eine Gefahr für die Schiffe, die innerhalb der Abrolhos, jener schon oben angedeuteten Inseln, den Weg längs des Festlandes einschlagen.

Nur eine genaue Kenntniß jener Gewässer rechtfertigt die

Fahrt zwischen den Abrolhos und dem Continent. Es zieht sich gerade in der Mitte zwischen beiden von Norden nach Süden ein Riff hin, etwa auf 17° 20′ südl. Br. anfangend, auf der Breite des Ortes Prados und bis südlich von Caravellas fortlaufend. Zu beiden Seiten dieses Riffs ist Fahrwasser; westlich vom Riff, also zwischen diesem und dem Festlande, hat man eine Tiefe von 3—12 Brassen; östlich von ihm, also zwischen diesem Riff und den Abrolhos, ist der Kanal 10—12 Brassen tief.

Unser Dampfer schlug erstern Paß ein. Wir näherten uns bei Prados sehr bedeutend der Küste, sodaß wir die Häuser, die neue Kirche und sogar einige Menschen am Strande deutlich erkennen konnten. Die fernen Untiefen im Osten hatten die Macht des Meeres vollkommen gebrochen; die grüngelbe Oberfläche der See glich einem Landsee; kaum etwas bewegte sich unser Dampfboot auf und nieder. Stiller kann der Ocean nirgends sein als dort.

Bald erblickten wir die Villa von Alcobaça und um 2 Uhr den Flaggenstock an der Barre von Caravellas (17° 40′ 31″ südl. Br.). Jedoch gab man uns kein Zeichen zum Einlaufen und wir mußten vor Anker gehen.

Nach einer vollen Stunde langweiligen Wartens rief uns endlich ein Signal heran. Wir kamen, den Zeichen folgend, die ein am Ufer stehender Mann mit einer Flagge machte, der Küste auf ungefähr 100 Klafter nahe und trafen dort einzelne Pfähle (balisas), welche das Fahrwasser bezeichnen. In einem schönen Flusse, dessen Barre 16—20 Fuß Wassertiefe hat, und welcher an Breite dem Belmonte nicht nachsteht, an Tiefe aber, welche sogar Dreimastschiffen das Einlaufen erlaubt, ihn weit übertrifft, gingen wir an den herrlichsten Kokospalmenbosquets eine Meile den ruhigen Fluß hinauf und warfen vor der Stadt Anker.

Am linken Ufer des Flusses, der dort einem hübschen

Landsee gleicht, liegt Caravellas, ein Ort, der gleich bei seinem ersten Anblick einen ganz andern Eindruck macht als sämmtliche bisher besprochene Küstenpunkte zusammengenommen. Hier ist eine wirkliche, wenn auch nur kleine Stadt, eine Häuserreihe am Ufer und drei lange, parallel mit dem Fluß laufende Straßen, in denen sich viele Stockwerke, ja selbst ansehnliche Gebäude befinden, wenn auch die meisten Häuser nur Erdgeschosse sind. Die Straßen sind breit, freilich mit Gras bewachsen, durch welches ein bescheidener Fußsteig hindurchführt für einige vorkommende Thiere. An den Häusern liegt eine Art von Trottoir, auf welchem einige Menschen sich hin- und herbewegen, ohne sich wesentlich zu incommodiren. Denn der Verkehr in den Straßen ist wirklich äußerst gering; alle Handelsbewegung ist an und auf dem Flusse.

Und diese ist allerdings erheblich genug für den Ort. Man würde kaum einsehen, wie ein so isolirter Küstenpunkt solche Handelsthätigkeit hat, wenn nicht zwei Colonieunternehmungen, wenn nicht namentlich und ganz besonders die Colonie von Leopoldina, und in neuesten Zeiten das Mucuri-Unternehmen auf die Stadt zurückwirkten.

Der Fluß von Caravellas geht trotz seiner schönen Breite und Tiefe nicht weit in das Land hinein. Vielmehr nimmt er aus den benachbarten Niederungen eine Menge kleiner Flüsse und Abzugsbäche auf, sodaß sein Wasser schmuzig ist, und da die Flut des Meeres noch über Caravellas hinausdringt, wegen des Salzgehalts nicht genossen werden kann.

Durch drei Wassertiefen oder Barren communicirt der Fluß mit dem Meere, von denen, wie ein Dr. Jozé Candido da Costa in einer kleinen Broschüre über Caravellas angibt, die nördliche 16 Fuß Tiefe, die südliche 11 Fuß und die östliche oder mittlere so viel Wasser hat, daß, wie ich schon sagte, Dreimastschiffe und verschiedene Kriegsdampfboote durch

dieselbe ein- und ausgegangen sind, freilich immer bei voller Flut.

Außer dieser Verbindung mit dem Meere hat der Fluß von Caravellas noch eine Communicationsstraße nach Süden. Gerade zwischen ihm und dem größern Mucurifluſſe kommt ein noch nicht hinlänglich untersuchter Fluß, der Peruipe, aus dem Innern des Landes. Bevor dieser das Meer erreicht, bricht ein Seitenarm von ihm, ganz wie jener Kanal von Poassu beim Belmonte, in das flache Jungleland ein nach Norden hin, wo ihm ein ähnlicher Arm des Caravellas entgegenkommt zu einer ruhigen, breiten Verbindung, welche von mäßig großen Dampfschiffen vollkommen leicht und sicher benutzt werden kann. Aus dem dichten Grün der Rhizophoren taucht an dieser eigenthümlichen Verbindung zuweilen eine kleine Anpflanzung auf, schon von fern kenntlich an ihren hohen, edeln Kokospalmen. Viele kleine Nebenverbindungen der Flüsse verlieren sich im Labyrinth der Sumpfwaldung; die ganze Gegend bildet ein Netz von kleinen Wasserstraßen. Mitten zwischen den beiden Hauptflüssen bilden die Communicationsarme einen wirklichen, breiten Landsee, dessen schmuziges Grau seltsam absticht gegen das frische Grün der Einfassung ringsumher, ein fischreiches Gewässer, aber auch Quelle vieler Miasmen und ein wirklicher Mäotischer Sumpf kleinern Maßstabes neben dem großen Ocean, der in gerader Ostlinie nicht über eine halbe deutsche Meile fern von ihm liegen mag.

Die Verbindung mit dem Peruipe ist höchst wichtig für Caravellas. Einige Meilen den Peruipe hinauf liegt nämlich die schon oben genannte Colonie Leopoldina, wenn sie den Namen einer Colonie verdient, ein reicher Ackerbaudistrict, in welchem in großer Menge Kaffee, bis zu 80000 Aroben im Jahr, producirt wird.

Wenn mich auch unvorhergesehene Zeitverluste an der Aus-

führung meines Vorsatzes, jenen Ackerbaudistrict selbst zu besuchen, verhinderten, so darf ich doch einige Notizen über die Leopoldina, wenn ich von Caravellas rede, in keiner Weise unterdrücken; denn Caravellas und Leopoldina gehören, wenn sie auch durch die Distanz einiger Meilen getrennt sind, nothwendig zueinander.

Ungefähr 40 Jahre mögen es her sein, daß sich die ersten Colonisten am Peruipe ansiedelten. Namentlich waren es fleißige Schweizer, die hier vor andern Nationalitäten die Bahn brachen. Ihnen folgten bald einige Franzosen und Deutsche, welche mit Hülfe einiger Sklaven nach und nach eine Reihe von Fazenden gründeten und zu großer Blüte brachten, bis selbst manche Brasilianer sich ihnen anschlossen. So entstand eine lange Kette von Kaffeepflanzungen auf beiden Seiten des Flusses unter dem Namen der Leopoldina, die ich deswegen keine Colonie nennen möchte, weil der ganze Anbau mit Sklavenhänden getrieben wird.

Die Zahl dieser durch Sklavenarbeit blühenden Landgüter, großer und kleiner, mag sich zwischen 40 und 50 belaufen. Ihre Namen sind meistens Heimatsklänge oder Familienerinnerungen ihrer Besitzer; wir finden unter diesen Namen eine Germania, Melusina, Helvetia, Wilhelmsee, Karlsruhe, Grütly u. s. w., und unter den Besitzern deutsche, französische und brasilianische Namen, die besonders noch die Eigenschaft haben, daß, wie man mir in das Ohr geflüstert hat, ihre Besitzer sich in einige Uneinigkeitsgruppen spalten, und man auf der Leopoldina ein Anhänger entweder von Flach oder Maulas sein müßte, wenn man nicht von beiden Parteien gezupft werden will.

Etwas unterhalb dieser Kaffeepflanzungen haben die Pflanzer da, wo der Peruipe aufhört für Dampfschiffe tief genug zu sein, eine Art von Handelsdepot angelegt; es heißt S.-Joze. So wichtig ist dieses Handelsdepot, daß es für zwei Dampf-

schiffslinien, die südliche Küstenlinie von Bahia über die von mir berührten Häfen, und die von Rio nach dem Mucuri, den letzten Endpunkt bildet und im nächsten Verkehr mit Caravellas steht. Doch ist es immerhin ein Mangel, daß alle Thätigkeit jener Pflanzer nur auf den Kaffeebau gerichtet ist. An den nothwendigen Nahrungsmitteln, an Reis, Maniocmehl, Bohnen ist oft Mangel, und nur zu oft müssen diese Artikel von außen eingeführt werden. Und nicht besser ist es mit dem frischen Fleisch. Carnesecca und Geflügel müssen das frische Fleisch ersetzen. Nur unter den allergrößten Mühen und Unkosten, und auf den weitesten Umwegen wird zuweilen Vieh von Minas hinabgetrieben.

Wenn so auf der einen Seite aus dem nahe liegenden Landbau am Peruipe der Stadt Caravellas großer Vortheil entsteht, liefert auch auf der andern Seite das Meer manches nützliche Product. An der Mündung des Caravellasflusses nördlicherseits hat sich eine Art von Vorstadt, von Hafenort gebildet, dessen Bewohner sich mit dem Walfischfang beschäftigen. Dieser Fang beginnt im Juni, wo ziemlich zahlreiche Walfische in die Nähe der Abrolhos kommen, also bis in die Nähe der Küste von Caravellas. Zwar sind diese Thiere nicht groß, aber sie liefern, da zu ihrem Fange keine große Schiffsausrüstungen nöthig sind, immer einen ganz guten Ertrag. Man hat mir die Zahl die Thiere, die in den sechs Monaten eines jährlichen Fanges erlegt werden, auf 80—100 Stück angegeben, deren Fett in vier Armaçãoes oder Schmelzereien an der Barre des Flusses ausgesiedet wird.

Auch an eßbaren Fischen ist die nahe Küste sehr reich; die Bänke um die Abrolhos sind berühmt wegen ihrer guten Fische, welche man in passender Jahreszeit sehr gut nach Art der nordischen Stockfische trocknen könnte.

So könnte der Ort Caravellas in vieler Beziehung einen

bedeutenden Aufschwung nehmen, wenn nicht zwei Hindernisse ihm im Wege ständen.

Das eine ist die Bedeutung von Bahia. Caravellas hat kein Zollamt, keine Alfandega; die Stadt darf keinen directen Handel mit dem Auslande treiben. Sie muß ihren Kaffee erst nach Rio oder nach Bahia schicken, wenn sie ihn nach Europa oder Nordamerika verschiffen will; sie muß alle ausländischen Fabrikate von Bahia oder Rio beziehen. Die Eifersucht des Handels von Bahia wird, solange Caravellas zur Provinz von Bahia gehört, nie dulden, daß auch Caravellas ein für das Ausland offener Hafen werde und sein eigenes Zollamt bekomme.

Dieser Druck ist unerträglich geworden, und man hat sich ihm zu entziehen gesucht dadurch, daß man den Vorschlag gemacht hat, eine neue Provinz zu bilden, von der dann Caravellas die Hauptstadt oder doch der Haupthafen werden soll. Man hat für diese neue Provinz den Namen Provincia da Sta.-Cruz vorgeschlagen. Sie würde den südlichen Theil der Provinz Bahia vielleicht bis zum Rio-das-Contas, einen Theil der Provinz von Espirito-Santo wahrscheinlich bis S.-Mattheos und einen Theil der Provinz Minas, namentlich ein bedeutendes Stück von Minas-Novas umfassen. Doch ist bei der Bildung dieser Provinz auf großen Widerstand von seiten Bahias zu rechnen und könnte, wenn mich nicht alles täuscht, eine sehr ernste, innere politische Verwickelung hervorrufen, die bis zu einer offenen Demonstration der Stadt Bahia anwachsen würde.

Ein anderes Hemmniß im Aufschwung von Caravellas liegt in seinen Gesundheitsverhältnissen. Mitten in einer Gegend liegend, deren Junglewaldungen kaum hier und dort eine Erhebung von einigen Fuß Höhe über dem Morast bilden, hat Caravellas und die Bewohner in der Nachbarschaft gar viel von Sumpffiebern, Milzaffectionen, Herzleiden, Chlorosen, Durchfall und Wassersucht zu leiden — Krankheitsereig-

nisse, die besonders deswegen hoch anzuschlagen sind, weil sie gar leicht bei europäischen Einwanderern vorkommen und zwar mit großer Heftigkeit, gerade bei den Leuten, von denen man doch immer und zunächst am meisten eine Regeneration des Landes hofft.

Neben diesen Gesundheitsinconvenienzen ist von seiten der Kunst gar nichts zum allgemeinen Besten gethan. Nicht einmal ein Arzt ist in Caravellas. Der obengenannte Dr. Jozé Candido da Costa hat das Feld der Medicin verlassen und geht materiellen Interessen nach. Ein Deutscher, dem man ein regelmäßiges ärztliches Studium und ein legitimes Doctordiplom ableugnet, prakticirt ohne großen Erfolg im Ort. Von seiten der Regierung geschieht nur zur Zeit bestimmter Epidemien etwas, gerade jener Zeit, wo die ärztliche Kunst zwar am rüstigsten kämpft, aber auch am meisten aus dem Felde geschlagen wird, weil sich die ganze Gegend, das ganze Land, die ganze Menschheit unter Einflüssen befindet, die mächtiger sind als wir.

Somit muß der Eifer, in welchem die guten Bewohner von Caravellas ihre Stadt herausstreichen, allerdings etwas kritisch beleuchtet werden. Caravellas hat und verdient den Ruf einer ungesunden Stadt, und man darf es kaum versuchen, eine größere Entwickelung mit ihr vorzunehmen.

Ich kann Caravellas nicht verlassen, ohne der Freundlichkeit einiger dortigen Persönlichkeiten dankend zu erwähnen. Beim Commandanten der Nationalgarde, dem Oberstlieutenant und Doctor der Rechte Archias, der sich schon durch seine kriegerische Stellung vom friedlichen Clienten des Marcus Tullius unterscheidet, fand ich mittels eines Introductionsschreibens vom Senator Cansançao de Sinimbu die zuvorkommendste Aufnahme und ein freundliches Nachtquartier, denn ein Hotel gab es im Jahre 1859 in Caravellas noch nicht. Außerdem hatte der alte Vicar der Stadt im Auftrage

des Herrn Theophilo Benedicto Ottoni, welcher vor mir in Caravellas gewesen war, für meine Weiterreise mittels einiger Empfehlungsbriefe gesorgt, ohne meine Ankunft selbst abwarten zu können; Amtsgeschäfte hatten ihn einige Tage vor mir nach demselben Mucuri gerufen, sodaß ich die Hoffnung hatte, ihn dort noch zu treffen. Die Namen einiger andern Männer, die mir mit unterrichtenden Gesprächen freundlich entgegenkamen, habe ich wieder vergessen. Doch gedenke ich ihrer und ihrer ganzen Stadt gern und freudig.

In der Morgenfrühe des 26. Januar lichtete der Sta.-Cruz seinen Anker. Noch eine halbe Meile fuhr er den landseeähnlichen Fluß aufwärts, und bog dann in jene Seitenverbindung ein, die uns südlich in den Peruipe, kurz vor seiner Mündung in das Meer, brachte, eine Binnenfahrt, wozu wir zwei Stunden gebrauchten. Im Osten sahen wir das offene Meer dicht neben uns, im Westen gleich darauf, als wir um eine Waldecke herumbogen, das Oertchen Villa-Viçoza.

Hier ging ich an das Land, während der Dampfer den Peruipe noch einige Meilen weit bis zum oben angegebenen Depot von S.-Jozé ging, um dort einigen Kaffee von der Leopoldina zu laden.

Von Villa-Viçoza ist absolut nichts zu sagen, als daß es ein unglückliches, kleines und trauriges Nest ist mit einer Kirche, welche den Einfall droht, und durch einige untergesetzte Balken daran verhindert wird.

Ich hatte einen Brief an den Collector oder Steuereinnehmer Pereira dos Remedios, die erste Persönlichkeit in der Villa, abzugeben. Der wackere, wohlerzogene Mann gewährte mir die freundlichste Aufnahme, und hatte sogar schon, da der mir voraufreisende Vicar mich angemeldet hatte, alle kleinen Vorbereitungen zu meiner Weiterreise getroffen. Nach einer Stunde freundlichen Gesprächs konnte ich den wackern

Mann nicht verhindern, sich zum Mitreiten bis zur Mündung des Mucuri zu entschließen.

Ein Taglöhner trug mein kleines Gepäck mit Gegenständen, die ich für die nächsten Tage nöthig haben möchte, voraus. Ich selbst wollte gleich um Mittag fortreiten, um die 5 Leguas ferne Villa S.-Jozé do Porto Alegre an der Mündung des Mucuri noch vor Sonnenuntergang zu erreichen. Da ich nun aber in Herrn Pereira einen so kundigen Führer und unterhaltenden Reisegesellschafter hatte, welcher schon so manches liebe mal im Dunkeln, ja mitten in der Nacht den Weg bis zur benachbarten Villa galopirt war auf dem glatten Meeresstrande, so verschoben wir, um der Tageshitze auf dem glühenden Ufersande zu entgehen, unsern gemeinschaftlichen Ritt auf den Abend.

Die Sonne war schon im Untersinken, als wir unsere Pferde bestiegen. Nach einem kurzen Ritt durch Wiesen und Gebüsch kamen wir an das offene Meer. Ein breiter, vollkommen todter Sandstreif faßte das ewig bewegte Element ein, zwei wunderbare Gegensätze, welche beim Herabsinken des Abends einen tiefernsten Eindruck machten, sodaß unser Gespräch bald gänzlich verstummte. Auf der ganzen Küstenstrecke von 5 sehr starken Leguas, die mein Begleiter mit Bestimmtheit auf 6 Leguas anschlug, trafen wir kein Haus, keine Menschenspur. Das Dunkel der Nacht ward kaum erhellt durch den reinen Sternenhimmel, durch einzelne Blitze am fernen Horizont, durch das Anschlagen der Wellen, welche, solange sie rollen, zwar einen dunkeln Wall bilden, beim Ueberschlagen dagegen in eine leuchtende Schaummasse sich auflösen und den Ufersand aufglänzen machen, bis er das feuchte Element eingesogen hat. Ganz fern im Westen sahen wir einen Brand im Walde rothe Lichter gen Himmel senden; einzelne Wolken warfen den Schein blutroth zurück. Schweigend ritten wir in ununterbrochenem Trabe auf dem

festen, halbfeuchten Seesand nebeneinander hin. Seltsam befangen war mein Gemüth, wenn auch vollkommen furchtlos! Und mit Recht furchtlos trotz der tiefen Einsamkeit. Denn wilde Indianer kommen nicht bis an diesen Uferrand. Unzen pflegen gern nachts am Meer umherzustreifen, und man erblickt wol morgens zahlreiche Spuren ihrer Tatzen auf dem Sande; doch fliehen sie schon aus der Ferne, wenn sie einen Reiter kommen sehen. Nur einmal scheuten sich unsere Pferde. Ein kleines Schiffswrack war vom Meer ausgeworfen worden und lag schwarz da auf dem ungastlichen Strande, eine Leiche unbeerdigt auf ödem Kirchhof.

So hatte dieser späte Ritt und das ganze langgedehnte Uferbild in seinem mystischen Dunkel einen tiefen Ernst an sich. Ein Nachtritt am Uferrande afrikanischer Küsten kann nicht einsamer, nicht öder sein.

Da war ich denn auch recht zufrieden, als wir um 10 Uhr vom Meer abbogen, und etwas landeinwärts durch Gebüsch und lockern Sand ritten. Wir erreichten die kleine Villa von S.-Joze do Porto Alegre und trabten durch dieselbe hindurch bis zum Strand des Mucurifluſſes, wo unmittelbar am Wasser ein von der Mucuri-Compagnie errichtetes Geschäftshaus die späten Ankömmlinge aufnahm. Hier traf ich den Inspector des Hauses, einen Herrn Baptista, und zu meiner Freude auch den alten, gemüthlichen Vicar aus Caravellas, welcher eine Menge von Taufen und Trauungen zu besorgen gehabt hatte. Das wohnliche, hübsche Quartier oben im Hause nach der Flußseite gelegen und ein gutes Bette thaten mir ungemein wohl, und ich schlief bis in den hellen Morgen hinein.

Ein einfaches vereinsamtes Küstenbild lag vor mir, als ich aus meinem Fenster schaute. Der Mucuri macht eine kleine Erweiterung vor seiner Mündung, die bei voller Flut 9 Fuß Wassertiefe hat, und gewinnt dadurch das Ansehen eines kleinen Landsees. Kurzer Wald drängt sich überall bis

an den Sand des Ufers, welcher an der Ausmündung selbst ganz bar und bloß daliegt, und letztere in zwei hervorspringenden Bänken bedeutend einengt, ein Umstand, der mich glauben macht, daß der Mucuri keineswegs eine bedeutende Wassermenge in das Meer führt. Die Mündung liegt unter 18° 6' 43" südl. Br.

Ich hatte kaum Zeit gehabt, das Panorama der Flußmündung zu übersehen, hinter welchem der Ocean in grauer Färbung sich hinstreckte, als der alte Vicar von Caravellas kam und mich bat, eine Reihe von Leuten zu sehen, welche unzufrieden mit den Verhältnissen in der Mucuri-Colonie kürzlich den Fluß wieder hinuntergekommen waren und nunmehr einen weitern Lebensweg durch die fremde Welt suchten. Ich ging mit dem wackern Geistlichen.

Das ganze Unternehmen am Mucuri, von dem ich schon so manche Andeutungen gemacht habe, hatte gleich von vornherein einen Doppelzweck. Die Hauptidee des unermüdlichen, aus mehr als einer unruhigen Bewegung und der letzten mit dem Treffen von Sta.-Lucia endenden Revolution hinreichend bekannten Mineiro Theophilo Benedicto Ottoni war wol die, einen kurzen Weg in die Provinz Minas hineinzubahnen mittels einer Flußschiffahrt, soweit der Fluß eine solche zuläßt, und dann mittels eines Landwegs vom Flusse aufwärts. Der zweite Plan war dann der, mittels Einwanderung die lange Weglinie zu colonisiren und den Urwald in eine angebaute Gegend umzuwandeln.

Ein Actienfonds zum Werth von einer Million Thalern kam zusammen. Ein Dampfschiff ward gekauft, um jeden Monat einmal von Rio nach dem Fluß zu fahren; es trug den Namen des Flusses Mucuri. Ein anderes kleines Flußdampfschiff befuhr den Strom bis zur ersten Cachoeira, in einer Distanz von 30 Leguas. Von dieser Cachoeira, Sta.-Clara genannt, ward dann ein Landweg in einer Ausdehnung

von 27 Leguas gemacht, und an seinem äußersten Ende eine Ortschaft, Philadelphia, gegründet.

Wie thätig und mit wie schönen Geldmitteln auch das Unternehmen angefangen wurde, so sah man doch ein, daß man vor allen Dingen zur Belebung des Ganzen Menschen, Einwanderer nöthig hatte. Und da diese nicht von selbst nach Brasilien strömen, so griff man zu jenem Mittel, welches ich für viel unmenschlicher und verworfener halte, als je der Negerhandel von Afrika gewesen ist: man bot Menschenprämien und beauftragte Engageurs zum Bereden der Leute in Deutschland, diesem lieben Handwerk, was man in Deutschland mit dem Namen Seelenverkauf sehr richtig bezeichnet. Denn bei all diesen Privatunternehmungen in Brasilien, die ihre Leute in Deutschland mittels Geld engagiren lassen, kommt zur materiellen Noth auch noch die Seelennoth hinzu, die Demoralisation und Depravirung der von hinterlistigen Contracten gefesselten Leute. Aus schlechten Einwanderern werden unter dem Druck des Privatunternehmers directe Verbrecher und Bösewichte; aus guten, sonst fleißigen, stillen Menschen werden mismuthige, faule, widerspenstige Köpfe, und bei beiden geht zuletzt noch in und mit der äußern Noth auch die innere Seele verloren. Und da stimme ich denn mit voller Ueberzeugung in das Wort Seelenverkauf ein, und nehme das Wort nie zurück, solange Brasilien und dessen Regierung zu Privatengagements, zu Kopfprämien und Anwerbeconcessionen die Hand bietet.

In solchem Seelenverkauf haben denn auch in Deutschland Deutsche, die sich durch ihr Judasgeschäft aus Bettlern zu wohlhabenden Leuten umgeschaffen haben, ihre Landsleute nach dem Mucuri geliefert, und dazu mitgeholfen, daß die dortige Unternehmung ins Leben getreten ist.

Von diesem Leben hatte man in Rio-de-Janeiro viel Gutes zu verbreiten gewußt, namentlich durch das bekannte Zei-

tungsblatt „Correio Mercantil", in welchem der Mucuri-Director Ottoni Nachrichten über den Zustand seiner Unternehmung zu geben pflegte. Aber auch viel bittere Klagen über die Lage der fremden Einwanderer gingen umher; als ich eben von der Novara ausgeschifft war, traf ich im Hospital von Rio Leute mit zerrütteter Gesundheit, die das Unternehmen, und namentlich die Engageurs für dasselbe in Europa verfluchten. Doch war die Zahl solcher nach Rio gelangender Leute nur sehr gering. Sie konnten von dort nach Rio nur mit dem Dampfschiff der Compagnie gelangen, und dieses nahm eben keine klagenden Leute mit sich. Den Einwanderern, die sich von Rio nach dem Mucuri wandten, gab man die Passage umsonst. Wollten sie aber fort von dort, so mußten sie eine doppelte Passage bezahlen, was arme Auswanderer nimmer im Stande sind.

Als Herr Robert Schlobach, der mit einem schönen Gehalt beim Mucuri-Unternehmen angestellte Ingenieur, im October 1858 von einer Reise aus Deutschland nach Rio zurückkehrte, konnte er mir das Mucuri-Unternehmen, zu welchem das Handelshaus seines Bruders in Leipzig Menschen engagirte, in welchem ein anderer Bruder in Compagnie mit dem Ingenieur einen Geschäftsladen eröffnet hatte und bei welchem dieser Ingenieur selbst höchst vortheilhaft placirt war, gar nicht genug rühmen und das Glück der Colonisten gar nicht lebhaft genug darstellen. Kurz vorher war ein Bericht meines edeln Freundes, des Barons von Tschudi, welcher an der Hand Ottoni's die Colonie besucht hatte, in der ausburger „Allgemeinen Zeitung", in welchem Bericht er sich sehr zufrieden mit den Zuständen am Mucuri äußerte, an die Oeffentlichkeit gelangt. So konnte ich denn, als ich im November 1858 von Rio nach den brasilianischen Nordprovinzen reiste, mit dem besten Vorurtheil für jene Colonieunternehmung nach Bahia gehen.

In Bahia dagegen hatte man die allerschlechteste Meinung für das Unternehmen. In den elendesten Verhältnissen waren deutsche Flüchtlinge in Bahia angekommen, die sich ihrer drückenden Verbindungen am Mucuri durch Entlaufen und Durchdringen uncultivirter Gegenden entzogen hatten. Da sie nicht auf dem kürzesten Wege den Mucuri hinunter entwischen konnten, waren sie meistens landeinwärts nach Calhão geflüchtet. Von dort mit Canots, in denen sie beim Laden und Rudern Dienste leisteten, den Jequitinhonha hinab zur Küste nach Belmonte, nach Canavieiras u. s. w. gelangt, waren sie von einzelnen kleinen Segelschiffchen für Dienstleistungen unterwegs mitgenommen worden, und so endlich nach Bahia gekommen. Ich selbst traf dort Leute, die mir ihre traurige Flucht erzählten. Sie waren zu fünfundzwanzig fortgewandert. Mehrere von ihnen hatten Arbeit unterwegs gefunden; vier waren an Krankheiten auf der mühevollen Wanderschaft gestorben; einer war verhungert; fünf hatten Bahia erreicht.

Und die bittern Klagen, die sie führten, wiederholten sich überall, in und um Bahia, in Canavieiras, längs des Rio-Pardo, in Belmonte, — wohin ich nur den Fuß setzte, traf ich Leute mit Klagen über das Mucuri-Unternehmen und Verwünschungen der Seelenverkäufer. Bedeutend concentrirten sich auch die Klagen gegen einen gewissen Otto Vogt, den deutschen Inspector in Sta.-Clara, der beim Director Ottoni in ganz besonderm Ansehen stehen sollte. Ganz nach Willkür mishandelte er, wie mir die Klagenden allgemein versicherten, die Auswanderer, ließ sie selbst in den Block spannen und hungern; ja, es ist mir mehrfach erzählt worden, daß, als bei einem Fluchtversuche durch Ueberschwimmen des Mucuri zwei Colonisten vor diesem modernen Geßler sich retten wollten, aber nicht hinreichend schwimmen konnten und mitten im Fluß um Hülfe schrien, Otto Vogt diese Hülfeleistung verbot und die Leute ertrinken ließ.

So traf ich denn am Morgen des 27. Januar an der Mündung des Mucuri etwa dreißig Personen, die sich auf legalem Wege mit dem Mucuri-Unternehmen abgefunden hatten.

Wie allgemein und einstimmig auch die Klagen und Verwünschungen dieser Leute waren, so war doch unter ihnen selbst ein Unterschied.

Die Mehrzahl von ihnen, Preußen und Elsasser, hatten in einem kleinen Raum am Geschäftshause der Compagnie ein Unterkommen gefunden. Viele von ihnen litten an tiefen Fußwunden, namentlich einige Frauen und Mädchen: noch viel mehr litten sie alle an der tiefsten Entmuthigung. Hinter sich die Colonie, die ihnen ihr ganzes Leben vergiftet hatte, vor sich das ungeheuere Meer, über welches ihnen die Rückkehr größtentheils unmöglich war, saßen sie da hülflos und mittellos, großentheils mit siechem Körper, alle mit tiefverwundeter Seele.

Eine Familie mit fünf Kindern hatte bei einigen Geldmitteln noch Aussichten fortzukommen. Zunächst wollten sie nach Caravellas, wohin der alte Vicar sie eingeladen hatte. Ein junges Ehepaar hatte Mittel und Wege, nach den Vereinigten Staaten zu kommen. Eine arme Witwe und ein anderes Mädchen hatten ausnahmsweise die Passage nach Rio mit dem Mucuridampfboot frei erhalten. Die Witwe, eine junge, ordentlich aussehende Frau, war in besonders traurigen Verhältnissen. Auf der Fahrt von Hamburg nach Rio war ihr Mann gestorben; sie klagte bitter über den Schiffskapitän und dessen rücksichtsloses Benehmen bei der Gelegenheit. Am Mucuri wohnte sie bei ihrem Bruder, der angefangen hatte Landbau zu treiben. Dort verlor sie ihr Kind und dann auch den Bruder. Nun war sie wieder allein und wollte nach Rio gehen, um dort ihre Gesundheit zu bessern und bei Landsleuten Hülfe zu suchen. Das ist der Lebenslauf einer Emigrantin, die erst vier Monate in Brasilien war. Und

doch wie glücklich war sie noch gegen andere Leidensgenossen, gegen die Elsasser! Wohl hatte der alte Vicar von Caravellas recht, wenn er beim Wegreiten mit dem tiefsten Unwillen die ganze Scene am Uferstrand von S.-José do Porto Alegre eine Carnificina, eine Schlachterei nannte.

Nun die Elsasser! Ein Ehepaar war dort, ein junger rüstiger Mann von 25 Jahren und eine leidend aussehende, hübsche junge Frau von 26 Jahren, die offenbar eine gute Erziehung hatte, dazu eine Schwester des Mannes und zwei kleine Kinder, zwei andere waren schon früher gestorben.

Diese armen Leute, die sich in Rio-de-Janeiro vollkommen gut, ja mit Aussicht auf künftigen Wohlstand hätten ernähren können, saßen am Ufer ohne einen Heller Geld, also auch ohne alles Passagegeld nach Rio! Die blasse, tiefgebeugte Frau weinte bitterlich und rief, nachdem sie mir ihre Leidensgeschichte erzählt hatte, unter Thränen aus: „Oh, si mon père savait tout cela, il allait mourir!" Ich versprach der Familie die Passage nach Rio; einmal, damit auf diese Weise fünf Menschen aus dem Elend kämen, besonders aber auch, damit sie in Rio die Hülfe des französischen Consuls, Herrn Taunay, für ihre Landsleute anrufen möchten für eine ganze Reihe von Leidensgefährten, die noch in verschiedenen Punkten der Colonie sich befanden und einen mit mehreren Unterschriften versehenen Brief an den Consul geschrieben hatten. Sie hatten dieses Bittschreiben den davonziehenden Landsleuten mitgegeben, weil man ihnen gesagt hatte, daß solch ein Nothschrei auf dem Postwege mit dem Mucuridampfboot vielleicht verhallen möchte. Und ohne die Reise der Familie nach Rio wäre er auch sicherlich verhallt. Zudem war gerade jene junge Frau zur Vertretung ihrer verrathenen Landsleute in Rio nothwendig. Während die andern Elsasser weder deutsch noch französisch verständlich redeten, sprach diese Frau so klar, so verständlich, daß sie allein ihre Landsleute vertreten und dem

edeln, menschenfreundlichen Taunay die ganze Sachlage auseinandersetzen konnte.

Jetzt aber kam die eigentlich tragische Gruppe von Auswanderern. Einige Schritte vom Geschäftshause fern war unmittelbar am Wasser ein großes Dach errichtet, unter dessen offenem Raum die Holzboote der Compagnie liegen, damit sie nicht von der Sonne zerrissen werden. Neben diesen Booten lagen zwei elsasser Familien in sehr traurigem Zustande.

Sie waren von den niederträchtigen Agenten der Sociedade central de colonisaçao in Rio, dieser Gesellschaft ohne Hirn und Herz, von Beaucourt und Consorten, und deren saubern Subagenten in Strasburg, die den Leuten in das Haus gekommen waren, zur Auswanderung nach Brasilien aufgefordert worden, ganz in derselben Weise, wie ich jene betrogenen Leute in der Colonie Donna-Francisca (Provinz Sta.-Catharina) gefunden hatte. Sie wollten sich den Halbpartbedingungen, die man ihnen auf einer Fazende am Mucuri zugemuthet hatte, nicht unterwerfen und waren nun wieder zurückgegangen bis zum Seestrand, um zu sehen, ob ihnen, da Menschen gar kein Erbarmen mehr zu haben schienen, nicht dort irgendeine unverhoffte Hülfe sich zeigen möchte. Der Inspector des Geschäftshauses hatte, wie er mir selbst sagte, den gemessensten Befehl, ihnen Obdach und jegliche Hülfe zu versagen. So lagen sie drei Nächte am Strande unter freiem Himmel, Männer und Frauen — eine hochschwanger — und kleine Kinder, ohne den geringsten Schutz gegen den so gefährlichen Nachtthau.

Nun wurden sie fast alle krank. Jetzt konnte der Inspector doch nicht umhin, den gemessensten Befehl des Theophilo Benedicto Ottoni wenigstens in etwas zu umgehen. Er vergönnte ihnen, unter das Bootsdach zu kriechen, wo ich sie denn in folgender Gestalt liegen fand.

Der eine Familienvater, Napoleon Petit Jeune, so nannte

man mir seinen Namen, hatte das tiefe Elend, worin er sich und seine Familie schmachten sah, nicht länger ertragen können. Gelb, kalt, pulslos und halb bewußtlos lag er am Boden mit den Ausgangssymptomen vom Typhoidalfieber, ohne ordentliches Lager, ohne Pflege, stinkend und das Beinkleid besudelt vom colliquativen Durchfall. Neben ihm am Boden lag seine Frau, seit 48 Stunden und ohne alle Hülfe von einem lebenden Kinde entbunden, mit starkem Katarrh und tiefer Athemnoth, und dazu im vollsten Bewußtsein ihres Elends, denn ihr fehlte wirklich alles.

Weiterhin stand der zweite Familienvater, der Elsasser Joseph Flieller, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm. Zu seinen Füßen lag auf dürftigem Lager fast seine ganze Familie krank, vor der er wie ein Kind weinte, denn alle hatten keinen Bissen mehr zu essen.

Seine Frau litt an leicht typhösen Erscheinungen. Die Tochter dagegen, ein Mädchen von 15 Jahren, lag mit gelber Gesichtsfarbe, blauen Lippen und vollkommen soporös da, sodaß man sie schon einmal todt geglaubt hatte. Ein kleiner Junge, Peter, von 13 Jahren, konnte zwar noch aufstehen, doch war auch er sichtlich angegriffen und der arme, blasse Junge weinte bitterlich. Dann war da noch als letzter Kranker der kleine Benjamin Flieller, vier Jahre alt, der an leichtem Fieber mit Gelenkschmerzen litt.

Das war das Bild des Menschenelends, womit ich eingeführt ward in das Mucuri-Unternehmen. Ich konnte nicht umhin, es in seiner trüben, grausigen Färbung wiederzugeben, denn es ist wahr und vor allen Dingen muß die Wahrheit gesagt werden.

Im Geschäftshause der Compagnie war Platz genug, um diese elenden Kranken aufzunehmen. Denn vor allen Dingen mußte ihnen ein ordentliches Lokal angewiesen werden. Doch schützte der Inspector den bestimmten Befehl vor, daß man

den Leuten Obdach und Hülfe verweigern sollte. Ich sagte ihm jetzt, daß ich aber Platz für die Kranken haben wollte, und wurde etwas derb, indem ich drohte, ich würde zum Subdelegaten des Orts gehen. Denn ich ahnte nicht, daß der Subdelegat von S.-Jozé zugleich — Ottoni's Inspector und Commis wäre. Unter der Bedingung, daß ich ihn bei seinem Herrn — ich meine damit nicht den Kaiser, dessen Gerechtigkeitsverwalter er war, sondern Ottoni, dem er als Commis diente — wegen der Uebertretung des Befehls entschuldigen möchte, räumte er den elenden Elsassern das Salzmagazin des Geschäftshauses ein, was ein gutes, gedieltes, hohes und luftiges Lokal war. Damals wußte ich noch nicht, daß die Compagnie im Orte S.-Jozé selbst ein gutes, hinreichendes Empfangshaus für Colonisten besaß, welches gerade ganz leer stand.

Mit Hülfe derjenigen Arzneien, die ich bei mir hatte und die ich im Hause vorfand, leistete ich den elenden Menschen die nöthige pharmaceutische Hülfe und sorgte für ihre sonstige Nothdurft, sodaß dem Elend in allen Beziehungen wenigstens für den Augenblick abgeholfen war.

Nachdem so Ruhe und mannichfacher Trost unter eine Menschengruppe gekommen war, die noch vor wenigen Stunden es nicht für möglich gehalten hätte, daß Gott ihnen so schnelle Hülfe senden könnte, erzählten mir die einzelnen nach der Reihe ihre Schicksale und Irrfahrten. Ich bekam Papiere zu sehen, Auswanderungstractätlein und Namen von „concessionirten Agenten", sodaß mir wirklich dort am öden Mucuriufer eine neue Schule aufging. Wie schön, wie edel, menschlich, wie hoffnungsreich, gewinnversprechend, reichthumverheißend klingt das alles! Und wenn man nun diese Privatspeculationen kennt, bei denen die Colonisten nur Mittel und nicht Zweck sind, was muß man von der Moralität solcher Agenten denken? Christus ward doch nur einmal um

30 Silberlinge verkauft und an das Kreuz geschlagen. Die Auswanderungsagenten thun das in der Person armer Auswanderer Tausende von malen, an allen Enden und Ecken thun sie das, die ewigen Juden unsers Jahrhunderts!

Und solange die brasilianische Regierung es duldet und sogar gutheißt, daß Privatunternehmungen mittels Colonisten angefangen und Auswanderer von Engageurs beschwatzt werden, wird sie immer die alte Geschichte erleben: Unglück und Elend der Eingewanderten und als nächster Rückschlag heftige Angriffe und Vernichtungen nicht solcher Privatunternehmungen, sondern des ganzen Kaiserreichs, nicht solcher Engageurs und Unternehmer, sondern der ganzen Landesregierung mit allen ihren Principien. Ganz bestimmt war die unheimliche Strandgeschichte, die ich am Mucuri erlebte, allein dem Coloniedirector Ottoni beizumessen in ihrer vollen Schuld. Denn urtheilslos einen Fluß, dessen Ungesundigkeit für nordische Auswanderer von vornherein abzusehen war, dennoch mit Colonisten aus Frankreich und Deutschland besetzen zu wollen, zum Engagiren und Beschwatzen von Auswanderern sich so blindlings Leuten anzuvertrauen, von denen er bestimmt nicht die Documente ihrer vollen Ehrenhaftigkeit in Händen haben konnte, und nun noch sich der Auswanderungsgesellschaft in Rio, die auf das allergewissenloseste Leute engagiren ließ, zu bedienen, um die leeren Waldungen am Mucuri mit Menschen zu füllen, und zu dem allen fern von der Colonie zu leben, die er nur zuweilen besuchte, den Berichten seiner sogenannten treuen Diener zu glauben, ohne die Klagen der von diesen treuen Dienern bedrückten Einwanderer zu hören, und endlich nicht einmal die Sprache derer zu verstehen, deren Wohl und Wehe er auf sein Gewissen nahm, und ihnen zuletzt noch das zum Leben Nothwendige und contractgemäß Stipulirte in so mancher Beziehung vorzuenthalten, wie sie alle, alle klagten, die ich traf, — das alles mache ich dem sonst so angesehenen

Manne allerdings zum bittern Vorwurf. Jede Klage hätte er verstehen müssen, jeden Klagenden anhören, ohne daß dieser der Rache derer, gegen welche er zu klagen hatte, verfallen wäre, — in seinem Unternehmen hätte er leben, mit ihm leben, mit ihm hungern, mit ihm sterben müssen, oder mit ihm gedeihen und stark werden und wenigstens menschlich mit ihm fühlen!

Aber nach einer Richtung hin hatte schon die Nemesis angefangen ihr Racheamt zu üben. Als ich vor meiner Ankunft zum Mucuri von den oben schon angedeuteten Flüchtlingen über jenen Otto Vogt so allgemeine, bittere Klagen hörte und niemand über ihn sich beklagen durfte, über diesen treuesten Diener des Directors, nahm ich mir es fest vor, mit eben dem Director, sobald ich ihn treffen würde, ein offenes Zwiegespräch zu halten und mit ihm gemeinschaftlich die allgemein über Bedrückungen klagenden Colonisten zu fragen, in welcher Weise sie vom Inspector gedrückt würden. Und als ich nun an der Mündung des Mucuri stand und mir von den Leuten über ihre Lage Bericht machen ließ, erfuhr ich zu meinem Erstaunen und zu meiner nicht geringen Satisfaction, daß kurz vor meinem Kommen jener Bedrücker seiner eigenen Landsleute bereits vom Director Ottoni abgesetzt worden sei. Wie unsaglich vielen Klagen, wie vielem Elende wäre von vornherein vorgebeugt worden, wenn diese Absetzung schon viel früher erfolgt und jener Vogt vielleicht gar nicht zum Inspector von Sta.-Clara eingesetzt worden wäre. In wie ganz andern Farben wäre mir vielleicht das Mucuri-Unternehmen entgegengetreten!

Das kleine Flußdampfschiff Peruipe, welches mich von der Mündung des Flusses bis Sta.-Clara bringen sollte, war in einer ziemlichen Entfernung von der Barre beschäftigt. Der Inspector Baptista schickte ein Canot ab, um es zu suchen und herabzuholen, meinte aber, es könnten einige Tage

darüber hingehen, ehe der Peruipe dasein würde. Mir war das vollkommen recht und ich konnte mich ungehindert mit den Kranken beschäftigen.

Als ich am folgenden Morgen zu ihnen kam, hatte ich einen harten Anblick. Die neuentbundene arme Frau schien zwar etwas besser, weinte aber auf das bitterlichste. Rechts von ihr lag ihr neugeborenes Kind rosenfarbig und frisch, links von ihr ihr Mann gelb und eingefallen; mitten in der Nacht war er gestorben, ein Napoleon aus der untern Volksschicht, der auch fern über Meer langsam verblutete und vergebens hinausgeschaut hatte auf den Ocean, ob ihm keine Hülfe, keine Erlösung kommen möchte.

Der Inspector wollte für eine Beerdigung auf dem Begräbnißplatz des nahen Ortes S.-Jozé do Porto Alegre sorgen, wie er sich denn als einen zwar befangenen, aber doch höchst gutmüthigen Menschen zeigte, der nur entsetzliche Furcht hatte, etwas ohne Befehl oder gar gegen den Befehl seines Herrn zu thun. Die andern Elsasser dagegen schienen den Todten lieber ganz für sich begraben zu wollen, und es war am besten, sie ganz ruhig gewähren zu lassen. So gruben sie ihn denn einige Klafter fern vom Ufer im Gebüsch sein Grab und bestatteten ihn dort gegen Sonnenuntergang.

Und da konnte denn die neuentbundene Frau des Verstorbenen auch mit ihrem Elende nicht weiter. Wenige Schritte von ihrem Lager der Schmerzen und Krankheit lag ihr Mann im Sande eingescharrt. Neben ihr lag ein kleines, schreiendes Kind, welches vergebens an der welkenden Brust der Mutter seine Nahrung suchte, und dicht dabei lag noch das andere Kind, ein kleiner, abgezehrter Knabe mit geschwollenen Füßen. Zwar hatte ich auch für diese an Nahrung und Ueberfahrt das Nöthige angeordnet, aber auch hier war meine Sorge eben nur ein Menschenwerk, — zwei Tage nach ihrem Manne starb die unglückliche Mutter. Die beiden Kin-

der blieben unter der Obhut der jungen Elsasserin mit Namen Munsch aus Mühlhausen und gingen mit ihr nach Rio.

Das älteste Kind des Flieller, Karoline, 15 Jahre alt, kam auch nicht wieder aus ihrem comatösen Zustande zu sich. Sie starb noch vor der Frau des Napoleon und ward auf dem Kirchhof von S.-Jozé begraben.

Allerdings erheischte nun der Rest dieser Emigrantengruppe meine größte Aufmerksamkeit und Fürsorge. Vor allem hielt ich es für meine Pflicht, mich wegen der Elsasser in brieflichen Rapport mit meinem würdigen Freund, dem Consul Taunay in Rio-de-Janeiro, zu setzen, damit vermittelst des nächsten von Rio kommenden Mucuridampfboots alle nöthige Vorsorge getroffen werden möchte, um diese unglücklichen Deutschfranzosen völlig aus ihrer inhaftirten Lage längs des Mucuri zu befreien. Mit großem Ernste richtete ich dann auch einige Zeilen an Herrn Manoel Felizardo de Souza e Mello, der von neuem Kriegsminister geworden war. Von beiden Briefen durfte ich den allerbesten Erfolg hoffen. Was ich in drei Tagen an Ort und Stelle that, war hinreichend, um aus der zum Theil verzagten, zum Theil völlig verzweifelnden Menschengruppe eine getröstete, hoffende und selbst freudige zu machen.

Nur klein und unscheinbar ist das eben gegebene Bild des menschlichen Elends. Möchten sich aber dennoch alle, die am Auswanderungskitzel leiden, dasselbe recht ausmalen und in der bescheidenen Heimat mit ihren kleinen beschränkten Verhältnissen Gott abends und morgens und morgens und abends danken für das tägliche Brot und daran denken, daß man jenseit des Meeres mitten unter dem schönen Tropenhimmel und an der Mündung eines Flusses, von dem die Auswanderungsagenten Paradieseshymnen singen, wirklich in Gefahr zu verhungern und in Elend umzukommen gerathen kann.

Von allen Flußmündungen, die ich besucht habe, ist der

Mucuri an seinem untersten Ende unbedingt am einsamsten. Die Villa, per Euphonismum Porto Alegre genannt, ist das Erbärmlichste, was man nur sehen kann. Glücklicherweise bleibt der Ort, der nicht einmal eine ordentliche Kirche hat, so in kurzem Gebüsch und Sand liegen, daß man ihn eigentlich von keiner Seite her zu sehen bekommt.

Einen weithin ausgedehnten Meereshorizont hat man vor sich, wenn man über die Sandbänke der Barre hinaussieht. Aber keinen Mast erblickt man, kein Segel taucht auf, kein Schiff zieht in der Ferne vorüber; recht ein Salaz y Gomes muß die Küste für manchen Einwanderer sein. Nur einmal alle vier Wochen kommt einiges Leben in die öde Scene, wenn das Mucuridampfboot von Rio anlangt und die Waaren der Compagnie oder neue Einwanderer bringt, die sich dann mit den davonziehenden begegnen, und so allerdings an jenes Bild eines californischen Schiffes erinnern mögen, wie ich es einmal in den „Fliegenden Blättern" gesehen habe.

Auch der Fluß selbst ist stumm und still. Wirkliche Mühe kostet es, ein Canot zu entdecken, in welchem ein Fischer seinen Fang nach Hause bringt. Ob beeinflußt von der traurigen Emigrantengruppe und manchen ernsten Betrachtungen darüber, die ich mit entschiedener Offenheit an namhafte Personen schrieb, oder nur beeinflußt und abhängig von dem einförmigen Naturbilde: es kam mir vor, als hätte ich nie etwas so Erbärmliches, etwas so Erbarmenswerthes gesehen wie diese Mucurimündung.

Da kam denn endlich am 31. Januar der kleine Dampfer Peruipe den Fluß heruntergeeilt. Gerade war hohe Flut bei kräftiger Nordostbrise; das Meer warf seine kurzen Wellen Schlag auf Schlag hinein in den Fluß und frisch durchschnitt der kleine Dampfer das rollende Element, sodaß sein Vorbug oft ganz im Schaum versteckt war.

Ich traf nun die letzten Verabredungen mit dem Inspector

Baptista wegen der unglücklichen Emigranten. Die Anordnung ließ sich so machen, daß alle, die nach Rio-de-Janeiro wollten, mit dem Dampfboot, das in wenigen Tagen von dort kommen mußte, fortreisen konnten. Es war hohe Zeit. Das Sumpffieberelement schien sich in die meisten eingeschlichen zu haben. Noch am 31. Januar kam ein freilich sehr gelinder Fieberanfall vor. Die andern Patienten befanden sich so gut, daß ich getrosten Muthes von ihnen gehen konnte, um so mehr, da sie alle in wenig Tagen nach Rio abreisen sollten.

Und dennoch war ich voll vom bittersten Unmuth, den ich auch am folgenden Morgen (1. Februar) noch nicht unterdrückt hatte. Ich hatte alles für sie gethan, was augenblicklich nothwendig war und gethan werden konnte. Das aber rechtfertigte noch immer nicht die elende Verwaltung des Mucuri-Unternehmens, welche ganz wissentlich und geflissentlich und aus fast unnatürlicher Rachsucht all das Elend hervorgerufen hatte. Dafür hatte ich aber auch auf der andern Seite das lebendige Vorgefühl, daß die Erscheinung der Gemishandelten und meine sie begleitenden Briefe einen tiefen Eindruck machen würden, und über ihr eigenes Schicksal hinaus auch auf das ihrer am Mucuri noch weiter hinauf sich befindenden Genossen einwirken würden. Am liebsten hätte ich die so hart Bedrängten selbst nach Rio begleitet und dort bevorwortet. Aber zu viel hatten sie mir von den Leiden, Entbehrungen und Krankheiten der Colonisten am Fluß und von dort aufwärts erzählt, als daß ich hätte den Gedanken aufgeben können, es müßte auch dort manchem verrathenen und verkauften Auswanderer Hülfe geleistet werden. So blieb es denn bei meiner Flußschiffahrt.

Um 5 Uhr schon begann das kleine Flußdampfschiff Peruipe seine Fahrt und durcheilte in der besten Rüstigkeit den grauen Fluß und den weißen, dicken Nebel, der zwischen den

Ufern des Stromes hing. Sowie nun der völlig anbrechende Morgen die auf der Gegend liegenden Dünste zertheilte, entwickelte sich vor meinen Augen das stille Pflanzenleben, welches mich nach all den peinigenden Eindrücken bei meinem Betreten des Mucurigebiets doppelt erquickte und beruhigte.

Anfangs ging dieses Pflanzenleben nicht aus der Rhizophorenbildung heraus. Wie oft und bis zum Ueberdruß ich auch schon an solchem Junglestrand hingefahren und an ihm umhergelaufen war, nie hatte ich denselben mit so stattlichen Formen bedeckt gefunden wie am untersten Ende des Mucuri. Bis zur Höhe von 40 — 50 Fuß bildeten die Rhizopboren ihre einzelnen Stämme. Nicht nur aus den untern Regionen dieser Stämme gehen die in weiten Bogen den Morast suchenden Wurzeln aus, sodaß der ganze Baum von diesen hoch aus dem Boden herausragenden Wurzeln wie auf sperrigen Stelzen getragen wird, sondern es beginnt diese seltsame Wurzelbildung auch auf den wirklichen Aesten. Während die auf einer Höhe von 18 — 25 Fuß aus dem Stamm in rechten Winkeln entspringenden Aeste auf den meisten ihrer Verzweigungen mit schönem, lebhaft grünem Laub bekleidet sind, senden sie fast ebenso viele blattlose und scheinbar ganz abgestorbene Zweige gerade herab zum Erdboden. Ehe diese Zweige den Erdboden erreichen, theilen sie sich oft nach Art einer Blumenumbelle in fünf bis acht dünnere Senker, die in den Erdboden eindringen und ein neues Wurzelgerüst vom sonderbarsten Ansehen bilden. Fast möchte man diese seltsamen Anhänge für Parasitenformen halten und nach ihren, vom ursprünglichen Baum verschiedenen Blättern nnd Blüten suchen, bis man sich überzeugt, daß wirklich der ganze vegetabilische Wirrwarr ein einziger Baum ist, der mit sich selbst Parasitismus treibt. Dazu kommt noch ein wunderlicher Umstand. Man braucht nicht eben lange im Morast zu suchen, um den einen oder andern Rhizophorenstamm zu finden, dessen

ursprüngliches Stammende abgestorben ist. Das stört aber die von ihm ausgehenden Aeste keineswegs. Horizontal auf ihren vielen zur Erde herabgesenkten und dort festgewachsenen Wurzeln stehend, fast wie ein Mittelding zwischen Pflanze und Thier, eine Ovidische Metamorphose, setzen solche Aeste ihr Dasein fort als selbständige, nur etwas schief liegende Bäume.

Und wie nun einmal dieser Baum ein sonderbares Paradoxon ist, so ist er es auch in seiner Fortpflanzung durch die Blüten. Die Blume von wundervollem Magnoliengeruch, jedoch eben nicht ansehnlich, hat in ihrem Bau entschiedene Aehnlichkeit mit der nordischen Oenothera und den bekannten Fuchsien. Höchst sonderbar aber wächst, wenn die Blume verblüht ist, das Keimwurzelchen aus der am Baum hängen bleibenden Samenkapseln hervor zur Länge von 1 — 2 Fuß, leicht kolbig angeschwollen am freien Ende, bis das zunehmende Gewicht dieses Auswuchses den Keim aus der Kapsel herauszerrt und ihn im Herunterfallen in den weichen Lehmboden eindringen läßt. An allen größern Rhizophorenbüschen und Bäumen kann man diese langen Schwänze aus den verblühten Kelchen herabhängen sehen, und darf den Ausdruck nicht abweisen, daß hier einmal eine Pflanzenfamilie lebendige Junge zur Welt bringe. Wenigstens erschienen mir diese sich selbst einpflanzenden Keime allerdings so.

Es leidet mir übrigens nicht den geringsten Zweifel, daß die untern, aus dem geraden Stamme hervorkommenden Luftwurzeln der Rhizophoren, wenn sie in kräftigem Bogen die Erde erreicht haben, den ganzen Baum nicht nur halten, sondern mit der Zeit selbst aus dem Boden herausheben und emporhalten, sodaß er nur mit seinen Wurzeln, nicht mehr mit seinem ganzen Stamm im Morast haftet. Je dicker der Rhizophorenstamm war, desto höher war er von seinen Wurzeln emporgehoben worden. Ich sah eine Menge von kräftigen Bäumen, deren hochbeinige Stellung kaum anders zu erklären war.

Bei so manchen Pandanuseremplaren, die schon vom fernen Osten eingeführt, zahlreich in den brasilianischen Gärten repräsentirt sind, habe ich ein ähnliches Phänomen beobachtet. Solange dieser schöne, in zierlicher Spirale seiner Blätterkrone wachsende Baum jung ist, ragt keine einzige seiner einfachen Wurzeln aus der Erde heraus. Wird aber der Baum höher, so heben seine Wurzeln ihn aus dem Boden hervor, und der Pandanus scheint spazieren gehen zu wollen wie jener berühmte Wald von Dunstnan.

Kaum anders kann ich mir auch die seltsame Formation einer Menge von Kletterbäumen erklären. Anfangs einen einfachen, halb abgeplatteten Stamm bildend, der sich fest an den selbständigen Waldnachbar andrückt, hebt sich der Parasit nach und nach so nach oben, daß er bald nicht nur oben sich in Aeste theilt, sondern auch nach unten Verzweigungen zu bilden scheint, die alle dicht am Nachbarstamm des stützenden Baumes anliegen, und mir eben nicht wie Zweige erscheinen, die der Parasit nach unten gesendet hat, sondern wie Wurzeln, die den Parasiten nach oben hinaufgeschoben haben. Man muß viele Stammparasiten in den Tropen gesehen haben, um meine vielleicht etwas gezwungen erscheinende Erklärung einer Stammzertheilung nach unten zu billigen. Die ganze Bildung einzelner Feigenbaumarten und parasitirender Guttiferen läßt sich kaum anders deuten.

Je weiter unser kleiner Peruipe den Fluß hinauflief, desto mehr entwickelte sich der Wald nach seinen einzelnen Formen. Bald hingen weiße Passifloren in langen Ketten bis in das Wasser hinunter; bald bedeckten die Guachumabüsche mit gelben und rothen Blüten das Ufer. Dann traten einzelne Palmenwedel zierlich heraus aus dichtem Gebüsch; die Jussarapalme kam nach und nach in immer bedeutenderer Menge zum Vorschein und bildete mit den so oft schon erwähnten Urwaldsformen, Inga, Mimosen, Lorbern, Feigen, Calophyllen,

Sapucaias u. s. w. einen für Menschen undurchdringlichen Forst, durch welchen sich der Mucuri als ein wirklicher Waldstrom hindurchwälzte. Vor diesen Baumformen aber drängte sich ganz besonders die Bignonienpracht in den Vordergrund. In dichten Gewinden überall hinüberhängend, bildeten die zu dichten Trauben zusammengedrängten Blüten üppige Bouquets; überall hin warfen sie ihre gelben, weißen, rothen und blauen Farben, gewiß eine der schönsten Pflanzengruppen längs der brasilianischen Flüsse. Wirklich, wenn Brasilien nicht das Reich der Melastomen wäre, ich möchte es das Land der Bignonien taufen. Kleine, weißblühende Melastomen machten ebenfalls eine hübsche Wirkung am Flusse, auch jene duftigen, schon beim Jequitinhonha aufgezeichneten Stapaliaceen und auf hohem, luftigem Wohnsitz eine scharlachroth und gelb gefärbte Lorantbaceenblüte, ebenfalls zu dichten Gruppen zusammengedrängt. Ganz unkenntlich blieben mir dagegen jene prachtvollen gelben Blütenpyramiden auf hohen, dichtbelaubten Bäumen, die mich nach ihrem Habitus u. s. w. an Vochysien erinnerten, ohne daß ich sie dafür ausgeben darf; sämmtliche Bäume blieben mir zu fern von meinem Wasserwege.

Dazu schrien einzelne Ararapaare — Papagaien zeigen sich immer in Paaren — über den Bäumen umher, und im Gebüsch kreischten und pfiffen Japus, Japeiras und Anus (Arten von Cassicus, Icterus und Crotophaga) um die Wette. Scheu flog auch hier an einsamen Stellen der Plotus Anhinga umher, weit vor sich ausstreckend den hellgrauen, schlanken Hals und den mit langem Schnabel versehenen Kopf. Auch den dunkeln Ibis, den ich im Unterlande von Sta.-Catharina oft getroffen hatte, fand ich mehreremal, und noch häufiger den silbergrauen und den kleinen weißen Reiher, alle ungemein schlanke Vogelformen, die auch am Mucuri zierlich am dunkeln Wald dahinschweben.

Von Anbau trafen wir fast nichts. Hier und dort zeigte sich am untern Mucuri eine kleine Anpflanzung von der allerkümmerlichsten Form, vor der beim Herannahen des Dampfers einige Figuren, meistens Indianer, sich zeigten. Da saßen denn wol drei bis sechs kleine nackte Botocudenkinder von zahmer Kategorie ganz gemüthlich nebeneinander, eins dem andern so ähnlich wie sich selbst, häßliches kleines Volk und doch ganz originell mit der kleinen braunen Fratze. Einmal stand neben solchen Kindern eine Frau, kurz und fett und von lächerlicher Häßlichkeit; wirklich schien sie über sich selbst zu lachen, als wir vorbeifuhren.

In dieser untern Mucurigegend gedenkt man mit Schrecken einer schlimmen Menschenschlachterei, die vor acht bis zehn Jahren vorkam. Ein gewisser Vidal hatte sich hier angesiedelt und sich in gutes Vernehmen mit den anwohnenden Botocuden gesetzt, sodaß ihr Kazike, dem das Treiben der Ankömmlinge ganz gut gefiel, ihm seinen Sohn, um ihn zu cultiviren, anvertraute. Ein Feind dieses Vidal berichtete dem Kaziken, daß man seinen Sohn, der mit einigen Leuten nach S.-Joze gefahren war, verkaufen wollte. Weinend kam der Kazike zum Vidal und verlangte seinen Sohn, der allerdings nicht erschien, weil er abwesend war. Jetzt machten die Botocuden eine Kriegslist. Sie kamen bei einem starken Regen, als alle Bewohner des Rancho zusammensaßen und ihre Flinten in eine Ecke gesetzt hatten, in das Haus. Doch hatte Vidal selbst noch sein Gewehr zwischen den Knien stehen, sodaß die Indianer immer noch Furcht hatten. Am Dach regnete es durch und der verschlagene Kazike stieg auf einen Block, um den Leck zu verstopfen, sodaß er sich stellte, als ob er damit nicht fertig werden könnte. Er rief deshalb den Vidal zu Hülfe. Arglos setzte dieser seine Flinte nun auch fort. Da fielen die Botocuden über die Waffen her und liefen damit in den Wald, der Kazike mit ihnen. Vidal nahm das nur

für einen Diebstahl, wie denn die Indianer ausgelernte Diebe sind. Doch war es mehr als ein Raub. Die Botocuden kamen bewaffnet wieder und erschossen alle Bewohner, neun oder elf an der Zahl, mit Pfeilen. Nur ein junger Mensch, Ricardo, entkam schwer verwundet, indem er an einem Holzblock den Strom hinuntertrieb. Ein kleines Kind soll bei der Gelegenheit von ihnen aufgefressen worden sein. Ueber solche muthmaßliche Menschenfresserei werden wir weiter unten hören.

Nur einmal trafen wir am untern Mucuri einen bedeutendern Anbau an höher gelegener Stelle. Bella-Vista heißt die Gegend. Von dort fuhren wir wieder Meilen weit, ohne eine Menschenspur zu finden. An einer andern Stelle lag Brennholz am Flußrande, welches von unserm Dampfboot zur Heizung des Kessels eingenommen ward. Dort sprang ich einen Augenblick an das Land und fand gleich eine schöne Oxalis, die ganze Pflanze auf langem Stiel stehend, mit sehr großen Kleeblättern und reichlichen Blüten. Große, kräftige Smilarranken kletterten an den Bäumen umher mit dicken, scharfen Stacheln und sehr schönen, genervten Blättern, dazu prächtig blühende Heliconien. Doch konnte ich ohne Waldmesser kaum einen Schritt gehen. Das Pflanzengewirr nimmt jeden Andringenden gefangen und läßt ihn nur mit zerfetzten Kleidern wieder los.

Später hoben und formirten sich die Waldufer mehr und mehr. An einer Stelle war die Spur einer Lichtung, eines begonnenen Anbaues. Infolge der Ermordung jener Vidal'schen Familie hatte man dort einmal eine Militärcolonie anlegen wollen. Als es aber an das Arbeiten ging, erklärte der Chef: „Meine Herren! Ich bin kein Aufseher und Sie sind keine Sklaven! Daher thue ein jeder das, was er mag; ich werde es ebenso machen." Und so fiel die eben angefangene Anlage wieder zusammen, und nach einigen Jahren

wird man die Stelle der Militärcolonie am untern Mucuri nicht mehr finden können.

Wie eine Insel im Ocean ragte plötzlich aus dem Waldmeere auf dem rechten Flußufer eine angebaute Höhe mit einem hübschen Hause hervor. Das ist die Fazende von Pendurados, eine große, vernachlässigte Kaffeepflanzung eines ehemaligen Amerikaners Cliffe. Wem sie eigentlich jetzt gehörte, konnte man mir mit Bestimmtheit nicht sagen. Ottoni hatte sie auf den Namen eines Rathes Castilho angekauft und mit Auswanderern auf Halbpartbedingungen besetzen wollen. Einige Leute in der unglücklichen Menschengruppe, die ich an der Mündung des Mucuri zurückgelassen hatte, waren dort gewesen und hatten mich gebeten, ich möchte doch dort einige noch zurückgehaltene Landsleute in ihrem Elend und ihrer Krankheit ansehen. Ich ließ unsern Peruipe einen Augenblick anhalten und stieg die Höhe hinauf.

Ich fand elf Elsasser in erbärmlichem Zustande, meistens mit total zerrütteter Gesundheit, bleichsüchtig, mit geschwollenen Beinen und vielfach verfolgt von Wechselfiebern, dazu fern von aller ärztlichen Hülfe und einem gewissen Tode verfallen, wenn ihnen nicht Hülfe käme. Vollkommen bestätigten sie mir das tiefe Elend, was mir die andern Unglücklichen unten am Fluß erzählt hatten. Sie standen unter der Leitung eines Dolmetschers aus Schwaben, der aber, als ich ihn dringend dazu aufforderte, sie nach Rio zu schicken, darauf nicht eingehen wollte. Auch ihn band der Befehl seines Herrn. Ich konnte den Leuten nur Trost zusprechen, verhieß ihnen aber auch Erlösung mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften.

Gegen Sonnenuntergang trafen wir wieder eine Roça, einen Anhau am Walde. Paredes heißt die Gegend, „Wände", weil hier wie Wände des Flusses Ufer sich emporheben. Ein angefangenes Haus steht mitten zwischen den umgehauenen

Stämmen, eine Todtenstille liegt auf der Gegend. Die Mucuri-Direction hatte hier eine Abtheilung Schweizer, die wir bald antreffen werden, hergesetzt. Als aber mehrere von ihnen sehr rasch starben, flüchteten sich die andern, und die Stelle verwächst wieder. Denn der Fluch der Sumpffieberkrankheit oder des Waldfiebers — das Fieber kommt im Walde vor, wo auch kein Sumpf ist, wie eben bei Paredes — liegt auf dem ganzen Flusse und schlägt alle diejenigen, die es wagen, sich dort niederzulassen. Und so steht auch ein gutes Haus der Compagnie bei Paredes, ein Depot für einzelne Waaren leer; es kann niemand dort auf längere Zeit aushalten.

In fast unheimlicher Pracht glühte der Hochwald im Abendsonnenstrahle, gerade als ob er mit seinen unendlichen Reizen noch mehr Menschen bezaubern und in das Garn der Krankheit locken wollte. Immer tiefer sank der Abend herab, immer höher schien der Wald hinauszuragen, immer düsterer ward die Fläche des Flusses. Zwischen zwei Waldbergen, Dois irmãoes genannt, den „beiden Brüdern", blieben wir mitten im Fluß vor Anker liegen und wurden alsbald von einer furchtbaren Menge von Mosquitos heimgesucht, eine unausstehliche Plage, die man mit Resignation tragen muß. Aber herrlich sah das Stück Sternenhimmel aus, was über dem Walde zu uns herniederblickte. Ein unruhiges und wehmüthiges Nachtlied rauschte uns der Strom dazu. Wir hatten den Tag über im ganzen 20 Leguas oder 15 geographische Meilen gemacht.

Ganz in der Frühe des 2. Februar rannte unser Peruipe weiter. Aber schon bot der Fluß unserer Fahrt einige Schwierigkeiten. Mehr und mehr Felsen sprangen am Ufer hervor, mehr und mehr nahmen die Untiefen zu; wir rannten einmal so fest auf den Sand, daß wir uns eine starke halbe Stunde plagen mußten, um unser flaches Fahrzeug wieder

flott zu machen, was uns denn auch ohne nachtheilige Folgen außer dem Zeitverlust gelang.

Je enger und rauschender aber der Fluß ward, desto schöner schien der Wald aufgebaut zu sein. Wahrlich, es lag dem deutschen Reisenden das schöne Lied Mendelssohn's: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut am Himmel droben", so nahe, wie kaum sonst irgendwo. Und doch lag des nordischen Waldes einheitliche Majestät so weit ab vom Mucuridickicht mit seinen verwirrten Formen und tausend bunten Farben.

Da brauste vor uns eine Stromschnelle ein wildes Felsenlied, in welches unser Dampfschiff mit grausigem Signalruf einstimmte. Wir kamen zu einer großen Lichtung mit einigen hübschen Gebäuden, vor denen viele Menschen, herbeigelockt von der außerordentlichen Ankunft des Peruipe, zusammengruppirt standen. Einige Flintenschüsse knallten als Bewillkommnung. Ich stieg an das Land und befand mich in Sta.-Clara, dem Handelscomptoir der Mucuri-Compagnie und mithin am Eingang zu der eigentlichen Colonisation im Flußgebiet des obern Mucuri, welche Colonisation sich 27 Leguas weit in die Provinz Minas hineinerstreckt und in einem besondern Kapitel betrachtet zu werden verdient.

Viertes Kapitel.

Die Colonisation von Sta.-Clara am Mucuri bis Philadelphia am Rio-de-Todos-os-Santos. — Aufenthalt in Philadelphia. — Rückkehr nach Sta.-Clara. — Die Noth der Auswanderer und mein Bleiben bei ihnen. — Wälder und Botocuden. — Zurüstungen zur Rückkehr nach der Mündung des Mucuri. — Unverhoffte Ankunft des Kriegsdampfboots Tieté mit dem Bevollmächtigten Lachmund und viele Hülfe in großer Noth. — Rückkehr nach Rio-de-Janeiro auf dem genannten Kriegsschiff.

Der Mucuri bis zu seiner Stromschnelle von Sta.-Clara bildet die natürliche Grenze zwischen den Provinzen von Bahia und von Espirito-Santo. Gleich unmittelbar hinter dieser Cachoeira, welche am Tage der Heiligen Clara von dem wackern sicilianischen Kapuzinermönch Frei Caetano entdeckt ward — den wackern Geistlichen werden wir später in öder Gegend noch kennen lernen —, gehört das ganze Flußgebiet des Mucuri der Provinz Minas an, sodaß bei Sta.-Clara drei Provinzen zusammenstoßen und die Mucuri-Colonisation von dem genannten Punkte an dem nördlichern Theile von Minas, dem District Minas-Novas angehört.

In ziemlich lebhafter Erwartung trat ich an das Land. Zu viel hatte ich von den Zuständen in jenen Colonien be-

reits gehört und so mancherlei selbst gesehen, als daß ich mir nicht eine möglichst unbefangene Selbstanschauung der Zustände am Flusse selbst und in seinem westlichern Gebiete hätte wünschen sollen, welche unbefangene Selbstanschauung, wie ich glaube, mir auch gelungen ist, wie wenig ich auch aus den Augen der Herren Ottoni, deren Liebenswürdigkeit und freundliche Geleitung gegen Durchreisende bekannt ist, oder den beobachtenden Blicken einzelner Angestellter herausgekommen bin.

Freundlich ward ich von mehreren deutschen Angestellten und besonders von einem jüngern Bruder des Directors, dem Dr. med. Ernesto Ottoni, begrüßt, welcher letztere gerade von Philadelphia gekommen war, um einige Tage in Sta.-Clara zuzubringen. Ob sein Kommen mit meinem eigenen Kommen zusammenhing, kann ich nicht bestimmt sagen. Der Director selbst hatte mich in Sta.-Clara lange erwartet. Der Bruder aber, als ich am folgenden Tage schon längs der Coloniesectionen reiten zu wollen erklärte, gab augenblicklich seinen Plan, einige Tage in Sta.-Clara zu bleiben, auf und entschloß sich, obwol er eben erst vom Reitthier gestiegen war, mit mir zu reiten, ohne daß es mir gelang, seine Zuvorkommenheit ablehnen zu können.

Die wenigen Gebäude, die Sta.-Clara bilden, machen sich ganz hübsch. Auch herrschte einiges Leben auf dem geräumigen Hofplatz. Es sollten am folgenden Tage mehrere Wagen mit Gütern nach Philadelphia befördert werden. Man war damit beschäftigt, sie zu beladen. Menschen und Zugthiere, theils Maulesel, theils Ochsen, gingen und standen umher; ein gewisses Handelstreiben war unverkennbar, zumal für den, der wie ich 30 Leguas zwischen dem schweigenden Walde des einsamen Flusses gefahren war.

Um so seltsamer contrastirte in diesem kleinen Handelstreiben der Ausdruck auf den Gesichtern der Menschen. Ab-

gespannt und indifferent gingen sie hin und her, und gleich beim ersten Anblick dieser Menschen fielen mir einige Gesichter auf, die das vollste Gepräge von Bleichsucht, beginnender Herzkrankheit und Milzgeschwulst an sich trugen.

Wir gingen zum Frühstück, wo außer dem Inspector Herrn August Horn und seinem abgesetzten Vorgänger Otto Vogt noch einige Angestellte und verschiedene Reisende sich befanden, die aus der Colonie nach Rio zurückwollten. Die Conversation war ziemlich still und tonlos, bis nach dem Frühstück sich das Schweigen in ein allgemeines Klagen in jeder Hinsicht auflöste und mir, dem Hinzukommenden, die Lage der Colonie als eine recht traurige dargestellt ward.

Zunächst indeß ward meine ärztliche Thätigkeit in Anspruch genommen. Der Director Theophilo Benedicto Ottoni hatte, als die Ungesundigkeit von Sta.-Clara sich immermehr herausstellte, einen ehemaligen Commis aus Rio ganz autokratisch zum Arzt creirt und ihn unter dem Namen Senhor Doutor Augusto dem Handelscomptoir zugefügt, einen Menschen von auffallender Stupidität, der mir gleich von vornherein wegen seiner Dummheit lächerlich, wegen seiner ganz offen zu Tage liegenden Mitleidslosigkeit verhaßt ward.

Dieser Doctor führte mich, weil er sich mit keinem Auswanderer verständigen konnte, zu einigen Kranken, die an bedeutenden Beinwunden litten. Es war ein Loch, ein Stall, wo sie lagen; doch waren sie Auswanderer, was eben hinreichend erschien, um ihnen als Kranken alle schickliche Einquartierung zu versagen.

Und nun fand ich nach und nach eine Reihe von Auswanderern, die sich alle in einer erbärmlichen Lage befanden. Besonders dauerte mich eine Familie aus Stettin, ein Blechschmied mit Frau und Kindern, die von deutschen Seelenverkäufern durch Zuschriften, Blätter und „Lockzettel", wie

die unglücklichen Betrogenen das dort am Mucuri nannten, zum Auswandern verführt waren und nun in das Land der Verheißung gekommen, nichts anfangen konnten, im bittersten Heimweh sich abquälten, und in einem Verschlag eines Seitengebäudes mit einigen Farbigen einquartiert lagen, ohne wieder abziehen zu dürfen, weil sie der Direction etwas schuldeten.

Und dennoch waren es wieder einige Elsasser, die am meisten mein Mitleid erregten. Von gemeinen strasburger Agenten verführt, hatten sie sich nach Brasilien aufgemacht und dort erst den Betrug gemerkt, den jene Seelenverkäufer mit ihnen vollführt hatten. Drei Männer waren ernsthaft krank und bedurften einer geregelten ärztlichen Pflege; zwei von ihnen waren verheirathet; die beiden armen Frauen und eine Schar Kinder weinten bitterlich, denn sie sahen den Tod der Versorger und das eigene Elend vor sich, wenn sie in der Colonie blieben.

Und doch schienen sie bleiben zu müssen. Zwar konnte das Mucuridampfboot von Rio jeden Tag erwartet werden, sodaß der kleine Peruipe, mit dem ich vor wenigen Stunden gekommen war, schon am folgenden Morgen mit seinen Passagieren und Briefen flußabwärts expedirt werden sollte; zwar bot das alles eine wundervolle Gelegenheit, die Elenden ihren Kümmernissen zu entreißen und nach Rio zu Menschen und Barmherzigkeit zu schicken; zwar gab ich die Erklärung, daß mindestens die Elsasser anhaltender und guter Pflege und ärztlicher Hülfe bedürften und in keinem Fall länger in Sta.-Clara bleiben dürften; aber dennoch erwiderte mir der Inspector Horn, er hätte die allerstrengste Ordre von seinem Herrn, keinen Menschen, krank oder gesund, der der Compagnie etwas schuldete, fortzulassen.

Es kam zu einer etwas lebhaften Debatte, bei welcher ich mir eine Copie jenes Befehls erbat, aber nicht bekommen

konnte, wohl aber das erlangte, daß diese armen und kranken Elsasser, elf Köpfe stark, Abzug und Ueberfahrt nach Rio-de-Janeiro erhielten.

Nun kamen immermehr Auswanderer zum Vorschein, immermehr Klagen, immermehr Jammer und immermehr Bitten, auf meinem Wege nach Philadelphia da und dort vorzusprechen, um Kranke zu besuchen und Elende zu trösten, sodaß meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade gespannt ward. Als den nächsten Ort des Elends bezeichnete man mir ein Empfangshaus an einem gleich hinter Sta.-Clara liegenden Punkte Bella-Vista, und ein anderes Haus am sogenannten Rio-do-Macaco, und in S.-Mattheos, sowie die viel ferner gelegene holländische Colonie.

Vorläufig behielt ich all die Klagen, die mir die Menschen, sowie sie mich nur einen Augenblick abfassen konnten, vortrugen, ganz für mich. Allerdings glaubte ich Ursache zu haben, gegen die deutschen Beamten und den Dr. Ottoni nicht so offen zu sein, wie ich das sonst wol gewohnt bin. Offenbar war ein großer Riß zwischen dem Director und seinen Colonisten, mit denen die Beamten und der Bruder des Directors nicht freundlich stehen konnten.

Mit Anhörung vieler durchweg trauriger Geschichten, in die sich auch nicht ein einziges mal etwas Erfreuliches oder Tröstendes einmischen wollte, verging der Tag. Am nächsten Morgen ganz früh wurde zuerst der Peruipe expedirt mit seinen zahlreichen Passagieren, von denen auch nicht einer sich ungern von Sta.-Clara zu trennen schien. Ich selbst freute mich herzlich, daß die elf Elsasser sich unter den Davonziehenden befanden. Aus verzweifelnden Menschen waren durch wenige Worte hoffende, glückliche gemacht worden.

Dann wurden einige Wagen nach Philadelphia fortgeschickt, bis zu welchem Orte (21 deutsche Meilen) sie 10—14

Tage gebrauchen, ein Resultat, was beweist, daß das Fahren nach Philadelphia eher möglich als leicht ist.

Und nun brachen auch wir auf, der Dr. Ernesto Ottoni und ich. In stattlicher Begleitung, sieben bis acht Personen stark, ritten wir fort, viel zu viel Menschen für mich, um mich nicht in ruhigem Besuchen der am Wege wohnenden Kranken und in Gesprächen mit den bedrängten Colonisten gestört zu sehen und mich unter einer peinigenden Beaufsichtigung zu befinden, die mir am meisten und am unangenehmsten beim Dr. Ottoni auffiel. Ich wäre ihm zu allen andern Zeiten und bei jeder andern Gelegenheit dankbar gewesen für seine Begleitung; bei vorliegender Gelegenheit konnte ich ihm nicht dafür Dank wissen.

Gleich über die Cachoeira des Flusses hinaus, also schon auf dem Gebiete der Provinz Minas sah ich ein auf einer kleinen Anhöhe liegendes Haus, etwa 300 Fuß vom Wege entfernt. Ich vermuthete, dieses Gebäude möchte wol die vielberedete Bella-Vista sein. Doch erschien es mir eben nicht, als ob meine Begleiter mich dorthin führen wollten. So fragte ich denn nach seinem Namen und befand mich nach einer Minute in demselben Gebäude, von dessen Elend man mir schon so vieles zugeflüstert hatte.

Aber so elend hatte ich mir die Sache doch nicht gedacht. Ich weiß ganz genau, daß es unschicklich ist, wenn ein ruhig erzählender Reisender plötzlich in leidenschaftliche Exclamationen ausbricht. Wenn aber die menschliche Gemeinheit sich so ganz maßlos, so ganz schamlos zeigt, wenn sie so alles Recht, alle Billigkeit, alle Humanität mit Füßen tritt, da ist dem Zorn gar leicht Raum gegeben, und Leute von besserer Erziehung noch als ich hätten doch mit mir ausgerufen: „Pfui, wie gemein, wie niederträchtig!"

Im erbärmlichen Hause befanden sich etwa 60 Menschen, von denen über die Hälfte krank war. Größtentheils von Seelen-

verkäufern in Deutschland beschwatzt, waren sie im September des vergangenen Jahres 1858 nach dem Mucuri gebracht worden. Contractmäßig sollten viele von ihnen gleich nach Philadelphia gebracht werden, was aber unterlassen war. Andere hatten in einiger Entfernung von Bella-Vista ihr Stück Urwald bekommen und hatten auch das sauere Umhauen der gewaltigen Stämme begonnen; sie waren aber an Leib und Seele matt und krank geworden und sahen so einer schaurigen Zukunft entgegen, wenn sie auch contractmäßig ein volles Jahr von der Direction erhalten werden sollten.

Die Kranken lagen auf dem Boden umher auf ihren armseligen Betten und Lumpen. Viele von ihnen litten an fauligen Beinwunden, einige an granulöser Augenentzündung, die meisten aber waren mehr oder minder ergriffen von typhösen Erscheinungen mit charakteristischem Leiden der Blinddarmsgegend und dazu jener ganzen Gruppe von Symptomen, wie sie recht eigentlich an den Ufern von verpesteten Tropenflüssen vorkommen.

Und diesen unglücklichen, in Europa und Amerika betrogenen Auswanderern fehlte ein Arzt, und viel schlimmer als das — ihnen fehlte ein Mensch, der Mitleid mit ihnen hätte und ihre Rechte verträte.

Auf das allerbitterste klagten sie über die Nahrungsmittel, die man ihnen lieferte, wie rauh auch meine Begleiter anfangs sie anfuhren und ihnen zu beweisen suchten, daß sie alle lögen. Es lag aber in diesem Lügenunisono eine so grausige Wahrheit, ich mußte ihr glauben. Eine kranke Mutter weinte um ihr vor zwei Tagen begrabenes Kind, welches ohne ärztliche Behandlung und zweckmäßige Nahrung hatte sterben müssen. Und schon lag ein zweites, dem sichern Tode verfallenes Kind neben ihr. Eine Witwe mit stinkender Fußwunde und beginnendem Zehrfieber jammerte in derselben Weise um ihren ganz kürzlich verstorbenen Mann,

während ein skeletartiges Kind vergebens an den ausgetrockneten Brüsten der Mutter sog und wimmernd zurücksank. Kinder hatten keine Mutter mehr, alte Väter waren ohne helfende Söhne, Witwen ohne Männer! Tod und Todesangst waren die Losung im Hause des Jammers und Entsetzens.

Ich habe viel größer ausgedehnte Krankheitsscenerien gesehen als auf der Bella-Vista am Mucuri. Manchen wüsten Raum habe ich zum Hospital improvisiren müssen und manche ernste, schwere Stunde in solchem Raum verlebt. Ich brauche nur an einzelne Scenerien im Gelben Fieber zu denken. Aber mit welchem Eifer, mit welcher Aufopferung, ja mit welcher Begeisterung halfen da Menschen mit! Die Macht des einbrechenden Uebels war zu gewaltig, aber Menschen *wollten* helfen und *halfen* in einer Weise, wie man sie selbst in Europa vielleicht gar nicht kennt.

Und nun traf ich eine Gleichgültigkeit, eine Kälte, ja eine so grobe Rauheit — fast hätte ich gesagt Roheit — diesen Elenden gegenüber, daß sie mich wirklich tief, tief empörte. Schweigen wir davon!

Wir combinirten für die am Boden liegenden Kranken eine ärztliche Behandlung, und statt der groben Colonistenkost sollte den Leuten etwas Reis und Weizenmehl gegeben werden. Das war alles, was zu erhandeln war. Und so ritten wir weiter; ich wollte und mußte das ganze Elend sehen bis zu seinen fernsten Enden.

Und das Elend ritt mit uns! Wir verließen die Nähe des Mucuri; der Weg zog sich langsam aufwärts durch den Wald. Zu beiden Seiten der Straße hatten einzelne Colonisten ihre Waldstrecken, die man ihnen unter dem großtönenden Namen von Fazenden (Landgütern) überwiesen hatte, theils schon angehauen, theils schon ganz gefällt und selbst schon abgebrannt, ja manche hatten schon einigen Mais und

Bohnen gepflanzt. Den meisten aber war im ungesunden Klima und allen andern harten Lebensbedingungen der Muth und die Kraft erlahmt. Zwischen dem halbumgehauenen Waldchaos, zwischen den halbverkohlten Stämmen, aus der halbfertigen Waldhütte kamen mir fast durchweg Klagen, ja das allerbitterste Jammergeschrei entgegen. An den Folgen von Wechselfiebern, an Durchfall, beginnender Wassersucht, fauligen Beingeschwüren und infolge der harten Entbehrungen an typhösen Erscheinungen, einem wirklichen Hungertyphus litten die meisten. Alle aber klagten über das unzulängliche Essen, was die Compagnie den Leuten lieferte, wie sehr meine Begleiter auch suchen mochten, durch hartes Entgegenreden mir das Gegentheil zu beweisen.

Die Compagnie gibt gemäß dem Vertrage und dem geschriebenen Buchstaben nach jedem Kopf für das erste Jahr des Aufenthalts am Mucuri ein bestimmtes Quantum Nahrungsmittel, woran ein Erwachsener, der den Wald umhauen soll, meines Erachtens nach absolut nicht genug hat, selbst wenn man ihm seine Ration nicht verkürzt, obgleich über solches Verkürzen, solches theilweise Vorenthalten einzelner Artikel allgemeine Klage war.

Diese Nahrungsmittel bestanden für einen halben Monat in

1/4	Pfund	Kaffee,
1/4	=	Zucker,
4	=	Fleisch,
1/2	Quart	Maniocmehl,
1/4	=	schwarzer Bohnen,
5	Pfund	Weizenschiffszwieback und
1	=	Speck.

Ueber das schändliche Verkürzen und Vorenthalten dieser Lebensmittel konnte ich erst später, bei meiner Zurückkunft von Philadelphia, eine volle Ansicht bekommen, theils aus Klagen und Bittschriften der Colonisten, theils aus den Bü-

chern des Magazins von Sta.-Clara, theils im Ertappen auf frischer That, denn so frech waren diese Entziehungen, daß sie nachher einmal unter meinen Augen geschahen. Die Reconvalescenten im Hospital von Rio bekommen größere Rationen, als die volle Ration eines Waldhauers am Mucuri war, selbst wenn er sie voll bekommen hätte.

Mehr concentrirt als in den einzelnen Waldhütten traf ich Hunger und Krankheitsbedrängniß in zwei Empfangshäusern, zu denen wir kamen. Ja, der Skandal dort war so himmelschreiend, daß ich wirklich im Begriff war, augenblicklich wieder umzukehren, um möglichst schnell zu meiner ersten Correspondenz von der Mündung des Flusses aus noch eine zweite aus jenen Jammerhöhlen her abzufassen und von Rio her Hülfe und Gerechtigkeit zu erschreien, denn noch nie hatte ich bisher etwas so Unwürdiges, so Gemeines, so Niederträchtiges erlebt. Aber ich fürchtete, und gewiß mit Recht, daß man, wenn ich wieder umkehrte, mir eine Menge Klagen und traurige Scenerien vorenthalten würde und so mein Urtheil gefangen nehmen möchte.

Besonders hülflos kamen mir in jenen Häusern wieder einige Elsasser vor, Leute, die von den saubern Helfershelfern der Sociedade central in Rio zum Auswandern verführt und dann von Rio nach dem Mucuri geliefert worden waren. Ungeschickter im Arbeiten als deutsche Einwanderer konnten sie sich weder deutsch noch französisch gut ausdrücken und waren so im eigentlichsten Sinne des Wortes verrathen und verkauft. Niemand kam diesen Elenden in den einsamen Waldungen am Mucuri zu Hülfe, denn zu niemand gelangte ein Schrei der Noth und Qual.

Nur den einen oder andern Anbauer fanden wir, der wenigstens noch Muth hatte. Das waren meistentheils Leute, in deren Hütten Krankheit und Tod noch nicht hineingeschla-

gen hatten, die entweder gar keine oder schon erwachsene Kinder hatten. Die Hütten mit kleinen Kindern waren immer am unglückseligsten daran.

Eine freundliche Oase in dieser Wüste menschlicher Täuschungen war das in sehr geschmackvoller und eleganter Weise angelegte und beinahe vollendete Haus des Herrn Horn, in welchem wir von dessen bescheidener Frau, einer jungen Dame von der besten Erziehung, empfangen und bewirthet wurden. Ich wage aber nicht zu entscheiden, ob eine Frau von edler Gesinnung, deren Gemüth innig verwebt ist mit der Heimatsgesittung, sich im hübschen Hause mitten im romantischen Urwald glücklich fühlen kann, wenn Klagen und trübe Bilder täglich zu ihr gelangen, wie sehr man sie auch damit zu verschonen sucht.

In S.-Mattheos, einem Colonistendepot abseits vom Hauptwege, wo unter miserabeln Verhältnissen wieder mehrere Familien, zum Theil mit zahlreichen Mitgliedern, zusammengepfercht waren, kamen auch die Klagen über gemeine Behandlung und Krankheitsbedrängniß wieder stürmischer zum Vorschein.

Aber ich konnte wirklich nichts mehr hören und sehen. Auch konnte ich für den Augenblick nur Trost und einigen ärztlichen Rath ertheilen und vor allem Hülfe versprechen gegen all die schreienden Ungerechtigkeiten, über die man klagte.

Hiermit war denn auch die Coloniesection von Sta.-Clara beendet. Meine Begleiter kehrten wieder um, und ich ritt mit dem Dr. Ernesto Ottoni allein weiter, hinter uns ein Neger mit einem Packthier. Wir hatten uns eben nicht viel zu sagen; ich hatte meine Meinung über das, was ich bisjetzt gesehen und gehört hatte, offen genug gesagt. Zudem war mein College ein langsamer, geistesbefangener Mensch,

der im Jahre 1841 in Rio promovirt hatte und sich dann lange in S.-Paulo Prakticirens halber aufhielt, bis das Mucuri-Unternehmen des ältern Bruders auch ihn in Bewegung setzte. Er erhielt den Auftrag vom Bruder, 600 Maulthiere auf dem großen Viehmarkt von Sorocaba zu kaufen. Mit dieser Heerde durchzog er die Provinzen S.-Paulo und Minas, bis er, nachdem er unterwegs einen guten Handel mit vielen seiner Maulesel gemacht hatte, nach einer Reise von acht Monaten in Philadelphia ankam und seitdem dort blieb.

Bis in das Abenddunkel ritt ich mit meinem Hippokrates, ohne mich eben an ihm zu ergötzen. Fast ununterbrochen war der Wald. Der Boden erschien mir meistens schlecht und grobsandig, sodaß es mir erschien, als ob die Gegend, wenn man ihr einmal die Walddecke vollends nimmt, leicht in eine unerquickliche Wüste umgewandelt werden könnte. Doch kann ich das nicht mit Bestimmtheit voraussagen.

Wir blieben 7 Leguas fern von Sta.-Clara am Ribeirão-das-Pedras, wo auf einem schieren Granitlager ein Bach hinfließt und ein Depot der Mucuri-Gesellschaft sich befindet. Ein verheiratheter Mailänder, Gasinelli, wohnt dort. Im etwas wüsten Magazin, wo man eben nur vor Regen gesichert ist, fanden wir ein gastliches Unterkommen, und der Italiener bewirthete uns, so gut er konnte. Ueberfluß ist in der Gegend nicht, wie wir denn fortan mehr und mehr Mangel an Nahrungsmitteln trafen, eine Bemerkung, von der man in Deutschland gar keine Ahnung und Vorstellung hat, wenn man von einer Colonie im gesegneten Brasilien hört und die göttlichen Lobpreisungen liest, welche die Seelenverkäufer darüber veröffentlichen.

Am 4. Februar morgens früh ritten wir fort durch den Ribeirão-das-Pedras, welcher über ganz flach gelagertem Granit hinläuft oder vielmehr nicht läuft, denn er enthält

kaum einige Zoll Wasser an der Furt und erscheint ziemlich reglos. Von ihm ritten wir aufwärts über einen groben, unfruchtbaren Boden, der den Granit kaum einige Zoll zu bedecken schien, und waren wieder im Walde, in welchem der schmale, kaum für einen Wagen hinreichend breite, gelbe Weg oft lange, schnurgerade Strecken bot, bald aber sich in Biegungen fortbewegte, je nachdem die Waldfläche mehr oder minder in Waldhügel und Waldschluchten überging. Die Richtung der ganzen Weglinie war fortwährend nach Westen.

Von Menschentreiben war gar nichts zu merken. Hier und dort trafen wir eine kleine Tropa von Maulthieren, welche Waaren nach Philadelphia trugen. Auffallend groß war dagegen die Zahl der Maulthierskelete, die wir antrafen. Weide und Trinkwasser mangelt zu sehr, als daß die Straße so leicht zu durchziehen wäre, wie das den Anschein hat. Es sagte mir jemand, daß die Leute von Minas, für die die Straße doch eigentlich ein Erlösungsmittel aus ihrer Binnenlandshaft sein sollte, in den letzten Zeiten diesen neuen Weg weniger aufgesucht hätten, weil in wenigen Monaten an 300 Maulthiere auf demselben umgekommen wären.

Wie richtig diese Zählung ist, kann ich nicht sagen. Doch ist es mir aufgefallen, daß die Direction, die unter vielem Aufsehen und Kostenaufwand Wagen und Zugthiere zum Waarentransport angeschafft hatte, dieselben wieder abschaffte und das ganze Transportgeschäft an Private verkaufte und überließ.

Vier Leguas (3 deutsche Meilen) ritten wir, ohne irgendeinen Ansiedelungspunkt zu treffen oder einen Steg vom Wege abwärts zu finden, an dessen Ausgangspunkt man irgendeinen Anbau hätte vermuthen können. Um Mittag indeß kamen wir zur kleinen Pflanzung eines jungen Portugiesen, in welcher sich schon ein hübscher Abhang mit Mais bepflanzt fand. Hier rasteten wir ein wenig, denn es war

sehr heiß, und die Sonne stand uns lothrecht über dem Scheitel.

Von dort an hatten wir noch eine Stunde bis zum „Lager der Chinesen" zu reiten.

Um eine neue Aera in der Entwickelung von Brasilien hervorzurufen, hatte der Minister des Innern im Jahre 1855 einen Import von Chinesen angekündigt und bald darauf wirklich einige Hunderte dieser zopftragenden Zukunftsmenschen aus dem Himmlischen Reiche in das Reich von Sta.-Cruz eingeführt. Doch wußte eigentlich niemand etwas mit ihnen anzufangen, und die armen Teufel befanden sich bald in einer höchst preßhaften Lage. So traf ich viele von ihnen in ziemlich erbärmlichem Zustande im Hospital der Misericordia von Rio, als ich im September 1857 meine ärztlichen Functionen wieder aufnahm in der dortigen Fremdenstation, in welche man die kranken Chinesen, als Ausländer, aufnahm.

Theophilo Benedicto Ottoni, dem es darauf ankam, eine möglichst große Anzahl von Köpfen nach dem Mucuri zu führen, übernahm eine Menge dieser Chinesen und verwandte sie zum Straßenbau. Doch ging es ihnen herzlich schlecht, und sie machten einmal einen Aufruhr, weil man ihnen zu arge Mishandlungen angedeihen ließ.

„Was machen jetzt die Chinesen?" fragte der Dr. Ernesto den jungen Portugiesen. Treuherzig meinte dieser, wenn sie nur tüchtige Prügel bekämen, arbeiteten sie schon ganz gut; eine hübsche conditio sine qua non im Entwickelungsgang des Mucuri-Unternehmens.

Wir ritten fort und trafen denn auch nach einer starken Stunde einen langen Zug von Chinesen, die von einem Aufseher, mit einem Stocke versehen, angeführt wurden, um nach gehaltener Mittagsrast die begonnenen Wegearbeiten weiter fortzusetzen.

Eine Chinesenhorde mitten im Urwalde von Brasilien! Das ist allerdings ein Phänomen, was mir sonderbar genug erschien. Europäer, Neger, und nun gar Chinesen, Einwanderer aus drei verschiedenen fremden Welttheilen, und noch immer keine urzuständliche Botocuden! Es mochten etwa 50—60 Chinesen sein, meistens junge, kräftige Männer unter 30 Jahren und von gutem Aussehen. Alle trugen nur das kurze chinesische Beinkleid, und mehrere auch dieses kaum, sodaß die muskulösen Körper sich höchst vortheilhaft zeigten und einen unbedingt kräftigen Menschenschlag verriethen. Auffallend dunkel war die Farbe der meisten, so dunkel, daß man sie für sehr dunkle Mulatten hätte halten mögen oder gar für dunkelbraunfarbige Neger, natürlich mit Ausnahme der Kopfbildung. Den langen Zopf hatten sie alle um den Kopf gewickelt ganz nach Frauenart, wie denn durchweg aller Gesichter den entschiedensten Frauenausdruck an sich trugen, — eine Nation, die in der Jugendentwickelung stecken geblieben und in ihr mumificirt ist.

Ihr Feitor kehrte mit uns um, um uns zu ihrem Lager zu begleiten. Es lag unten an einem Abhang, dessen Bäume erst kürzlich gefällt waren, zum Theil noch hell brannten und eine unausstehliche Hitze verbreiteten.

Kaum konnte man etwas Erbärmlicheres sehen als dieses Chinesenlager. Eine Anzahl dürftiger, halbverwitterter Zelte stand in zwei Gruppen nebeneinander, gleich zugänglich für Sonnenglut und Regenschauer, gleich gerecht und schlecht für Gesunde und Kranke, ein ekelhafter, widerlicher Anblick, der die unverkennbarste Inhumanität anzeigte und im Gesicht des uns begleitenden Feitors eben keine Widerlegung fand. Interessant waren mir indeß immer einige Arbeiten, die hier und dort umherstanden, Körbe aus gespaltenem Bambusrohr geflochten, Spitzhüte mit breitem Rande, seltsame Holzpantoffeln u. s. w. — Sachen, wie sie in der feinsten Vollendung

auch in Europa längst bekannt geworden sind, die aber dennoch in gröbster Form im Zelt eines Chinesen immer noch bemerkenswerth genug erscheinen. Originell genug war es auch, daß einer dieser Chinesen mich kannte; ich hatte ihn im Hospital von Rio ärztlich behandelt. Es schien mir, als ob er sich dort wohler gefühlt hatte als im Walde vom Mucuri, wo die ganze Lage dieser Menschen mir im höchsten Grade traurig zu sein und vollkommen mit dem übereinzustimmen schien, was ich schon früher davon gehört hatte in Bahia und andern Orten.

Nach einem weitern Ritt durch Waldungen und Einsamkeiten gelangten wir wieder zu einer Klärung im Dickicht und einem begonnenen Ansiedelungspunkt in derselben. Diese Stelle hieß die Boa-Vista.

Hier traf ich eine Gruppe von Schweizern. Das waren hart geprüfte Leute. Sie waren aus der Parceriehaft des Senators Vergueiro in S.-Paulo herausgewickelt und vom schweizer Consul David übereilt an den Mucuri verpflanzt worden. Hier wohnten sie zuerst an den Paredes, welche wir schon kennen gelernt haben, mußten aber für die Taktlosigkeit, daß man sie der Mucuri-Colonisation überwies ohne Berücksichtigung der Gesundheitsverhältnisse, bitter büßen. Von 31 Köpfen, die gekommen waren, hatte man bereits 15 beerdigt, eine harte Fügung für Menschen, die schon die humane Halbpartsschule von S.-Paulo durchgemacht hatten. Ich fragte sie, wie es ihnen ginge. Sie meinten, das Essen, was ihnen die Mucuri-Gesellschaft gäbe, wäre zweimal schlechter als beim Vergueiro; doch hofften sie mit der Zeit sich durchzuschlagen und ihre neue Pflanzung als ein freies Besitzthum zu haben und einst ihren Kindern zu hinterlassen, wenn Gott ihnen fortan die Gesundheit ließe. Wahrlich, diese Eidgenossen waren unerschütterliche Naturen, wie die Berge ihrer Heimat.

Wieder bis in die Spätdämmerung hinein ritten wir. Der Weg senkte sich etwas, wir hielten am Ribeirão-da-Areia, am „Sandbach", wo ein junger Franzose sich mit einem noch jüngern Bruder angesiedelt hatte, um den Waarentransport der Compagnie für einen Theil des Wegs zu übernehmen. Sein kleines Etablissement war noch etwas rudimentär, desto freundlicher und offener aber die Aufnahme des jungen, bescheidenen Mannes, in dem ich gar bald den Sohn einer wackern, fleißigen, französischen Familie erkannte aus der Umgegend von Rio, in deren Hause ich als Arzt vor vielen Jahren öfter gewesen war.

Das Wiedersehen des jungen Verdier machte mir die lebhafteste Freude. Solche kleine Erkennungsscenen in tiefen Waldeinsamkeiten sind um so bedeutungsvoller, je mehr sie an den Grenzen der letzten Menschheit vor sich gehen, gerade dort, wo Botocudenhorden noch im vollsten Naturzustand im Walde umherstreifen und zu einzelnen Zeiten ans Tageslicht kommen, wie das am Ribeirão-da-Areia bei Verdier der Fall ist, der mir eine Menge Geschichten von seinen Nachbarn erzählte, sodaß wir uns verabredeten, wir wollten bei meiner Rückkehr von Philadelphia eine im nahen Walde hausende Botocudenhorde aufsuchen.

Und so nahe solchen Horden hatte mein junger Franzose kein Schloß vor seiner Thür, denn er hatte keine Thür. Vom offenen Wege tritt man in sein kleines Waldhaus, welches kaum geschlossene Wände hat und mit einem provisorischen Dach von Baumrinde vortrefflich bedeckt ist. So war auch sein Tisch ein großes, viereckiges Stück Baumrinde, auf zwei Unterhölzern gerade gezogen, ein vortrefflicher Tisch, der in jedem ethnographischen Cabinet ein Paradestück sein würde. Die festen Bänke zu beiden Seiten des festen Tisches waren aus gespaltenen jungen Palmen zusammengefügt. Auf solcher Bank sitzt der Gast beim Abendessen; und wenn er schla-

fen will, so legt er sich darauf hin. Das ist eine wahre Lust um solch originelles Waldleben, was beim jungen, muthigen Verdier noch origineller dadurch ward, daß er uns zur Feier des Tages aus seinem europäischen Vorrath eine Flasche Burgunder und Emmenthaler Käse vorsetzte.

Wir legten uns nieder zur Ruhe. Durch die offene Thür des Rancho gingen die wachsamen Hunde aus und ein; Fledermäuse kamen und flatterten wider fort; langsam wandelten verschiedene Maulthiere auf und ab. Der ganze Wald ringsumher schallte wider im mannichfaltigsten Thierconcert, dessen Einzelstimmen dem reisenden Europäer fremd sind und ebendeswegen eine wundersame Poesie haben.

Solch eine Nacht im offenen Rancho des kühnen Europäers am Ribeirão-da-Areia hat mehr Reiz als die epikurische Ruhestunde im ersten Hotel von Paris oder Wien, — glaube es mir, lieber Leser.

Unser junger Verdier begleitete uns am nächsten Morgen eine Strecke in den Wald hinein, und noch einmal verabredeten wir unsern Besuch zu den benachbarten Botocuden am Rio-Urucu, wie der Fluß heißt, der in jener Gegend die kleinern Bäche aufnimmt und dem Mucuri zuführt. Dann wünschten wir uns ein glückliches Wiedersehen und schieden voneinander.

Der Waldboden ward gebirgiger, die Erhebungen des Terrains bedeutender. Wir trafen große Granitmassen ganz kahl ansteigend bis zur Höhe von 800—1000 Fuß, sodaß der Weg an ihnen manche Schwierigkeit findet und einmal auf eine lange Strecke vollkommen rückläufig wird, über eine mäßige Waldhöhe hinüberführt und dann wieder in einigen etwas complicirten Biegungen hinuntersteigt. Vielleicht könnte sich hier später die Weglinie gerader und correcter legen lassen.

Wir kamen über einige Holzbrücken des schon genannten

Urucu' und befanden uns bald an einer Reihe von kleinen Waldhäuschen, um welche herum sich einige schwache Versuche von Anbau sichtlich machten. Dieser kleine Colonisationsknoten im langen Strange des Mucuri-Anbaues ist der der Holländer an der sogenannten Colonia militar do Urucu.

Die Holländer an der Militärcolonie vom Urucu! Ueberall, wo bis dahin vom Mucuri die Rede gewesen war, hatte man mir immer von dem Elend der Holländer in der Militärcolonie geredet. Unten an der Mündung des Mucuri hatte mir jene Emigrantengruppe gesagt: „Sie sollten nur erst die Holländer sehen!" In Sta.-Clara hatten mich einzelne Auswanderer gebeten, doch ja nicht bei den Holländern vorbeizugehen, ohne ihr Elend gesehen zu haben; ja selbst der Dr. Ernesto Ottoni, der mit großer Seelenruhe alles, was uns unterwegs vorkam, an sich abgleiten ließ und sich ganz bestimmt mit mehr Humanität gegen seine Maulthiere auf dem Wege von Sorocaba nach Philadelphia betragen hatte als gegen die elenden Auswanderer am Mucuri, hatte mich daran erinnert, daß ich bei den Holländern traurige Sachen sehen und hören würde! Aber konnten sie denn am Ende trauriger sein als das, was ich schon in und bei Sta.-Clara gehört und gesehen hatte?

Doch sollten diese Holländeransiedelungen nichts mit Ottoni's Unternehmen zu thun haben, sondern eine Regierungscolonie bilden, den Anfang einer ganz nahe gelegenen Militärcolonie. Ich selbst konnte über den Parasitismus dieser Colonie inmitten der Mucuri-Colonisationen kein klares Bild gewinnen. Allerdings hatten sie einen besondern Militärcommandanten, aber unbedingt hatte auch Ottoni einen Einfluß, eine Stellung zur Colonie, ja er nahm sich sogar des Elendes daselbst an, als vom allgemeinen Elend am ganzen Mucuri nicht mehr geschwiegen werden konnte. Später werden wir das Dahingehörende noch zur Einsicht bekommen.

In allen Hütten, auf allen Gesichtern, aus jedermanns Munde konnte man es sehen und vernehmen, daß man ein niederträchtiges Spiel mit verlockten Einwanderern am Uruen gespielt hatte. Wie in einem einstimmigen Hülferuf schrien mir alle zu, daß man sie verhungern ließe. Dann hatte ihnen ihre Verwaltung Geld als Subsidie gegeben, wo denn der Commandant der Colonie, ein Kapitän Barros, dessen Betragen von allen als ein vollkommen brutales geschildert ward, die Leute zwang, aus seinen Vorräthen zu unsinnigen Preisen die Nahrung zu kaufen, — dann bekamen sie statt Geldsubsidien Nahrungsmittel geliefert, woran sie sich nicht satt essen konnten. Eine kleine Liste der Quantitäten, die man ihnen zutheilte, konnte ich aufnotiren; es kamen unbegreifliche Schlechtigkeiten darin vor. So wurde ihnen auch vom Commandanten einiges nothwendige Hausgeschirr, Kessel u. s. w. zu ganz schändlichen Preisen verkauft.

Im eigentlichsten Sinne des Worts dem langsamen Hungertode preisgegeben, verkauften die, welche noch einige Gegenstände und ordentliche Sachen hatten, ihr bischen Habseligkeiten, um dafür Eßwaaren zu erhandeln. Wer das nicht thun konnte, schickte seine Kinder längs der Landstraße, um sich dort mit den Ochsen und Eseln der Compagnie das Kraut streitig zu machen und sich an Portulak und einer Art von Chenopodium oder Amaranthus satt zu essen; ich habe selbst beide Kräuter in den Händen der Leute gesehen. Noch in der letzten Woche des Januar, also wenige Tage vor meinem Besuch waren drei ausgehungerte Menschen am Wege gestorben.

In der kurzen Zeit von sieben Monaten waren von 112 Menschen bereits 36 gestorben. Und wenn man nun dieser ungeheuern Sterblichkeit unter gesunden Menschen nachforscht, so kommt man zu grausigen Resultaten. Eine Mutter, Cornelia Kaale, saß allein und in sich gekehrt mit drei Kindern

in ihrem Rancho. Bei meinem Eintritt in ihr Häuschen, wenn wir das Ding so nennen wollen, ward von mir und meinem Begleiter keine Notiz genommen, sodaß ich zum Dr. Ernesto sagte: „Diese Frau scheint ja geistesverwirrt zu sein." Doch faßte sie bald Zutrauen und erzählte mir mit wüthendem Schmerze, wie ihr von sieben Kindern vier aus Mangel an hinreichender Nahrung gestorben wären, Kinder von vier, sechs, sieben und zehn Jahren, und wie das noch einer andern Frau auch so gegangen wäre und in kleinerm Maßstabe in den meisten Familien so ginge, und wie der wüthende Commandant, wenn sie hülfeflehend vor sein Haus gekommen wären, die Mütter mit Drohungen und den allergemeinsten Scheltworten fortgejagt hätte.

Ueberall lagen Kranke, namentlich mit atonischen, tiefen Beinwunden; seit vier bis fünf Monaten lagen sie danieder, ganze Familien lagen danieder, und noch hatte kein Arzt, noch nie ein Arzt, noch nie eine tröstende Seele sie aufgesucht.

Das war freilich zu viel, viel zu viel für mich, und zunächst bekam Dr. Ernesto, denn am Mucuri steckte alles unter einer Decke, den vollen Ausdruck meines bittersten Zornes zu hören. Wer hätte auch ruhig und besonnen bleiben können angesichts solcher Niederträchtigkeiten?

Vor allem versprach ich den Leuten, die sonderbar genug seit einigen Tagen, seitdem Ottoni des Wegs gekommen und mir vorausgezogen war, einige Besserung ihrer Lage verspürten, alles, was nur in meinen Kräften stände. Der Dr. Ernesto übernahm es, einen Tag in der Militärcolonie zu verweilen, um den an Beinwunden leidenden Kranken einige Salben zu verabreichen, die allerdings in der Militärcolonie waren, aber ebenfalls vom Commandanten für enorme Forderung verhandelt wurden. Wirklich, dieser Kapitän Barros schien alles gethan zu haben, um sich die Flüche aller Elenden aufzuladen.

Wir ritten einen Seitenweg über eine Waldhöhe. Eine bedeutend große Klärung öffnete sich, und ohne daß ich das eigentlich wollte, befand ich mich in dem brasilianisch-portugiesischen Theile der sogenannten Militärcolonie. Vor einem netten Hause stiegen wir ab und traten ein in die Wohnung. Ich war beim Kapitän Barros im Hause.

Ich mußte den Kapitän, der mitten in der Wohnung auf einem Lehnstuhle saß, von oben bis unten durchmustern, einen elenden, unglücklichen Menschen. Sein gelbgraues, ödematöses Gesicht schien beinahe dem Grabe anzugehören; er litt an starker Dyspnoe und konnte sich fast nie mehr zu Bette legen, sondern verbrachte die Nächte meistens sitzend in seinem Lehnstuhle. Seine Beine waren ihm bis weit über die Knie hinauf dick geschwollen, sodaß er sie nur mit Mühe biegen konnte. Das Gepräge einer nur mit Mühe verhaltenen Heftigkeit lag diesem Halbcadaver, dem eine freundliche, tröstende Frau die letzten Liebesdienste zu erweisen bemüht war, wie ein Kainszeichen aufgedrückt. War es die Folge seiner qualvollen Krankheit, daß er so erbarmungslos gegen die Holländer war, oder war er für seine Grausamkeit gegen diese Unglücklichen so von Gott heimgesucht und geschlagen, ich weiß es nicht. Das aber schien mir wirklich empörend, daß solch ein Mann zum Commandanten eingesetzt war unter Menschen, die der höchsten Sorge, Nachsicht und Menschlichkeit bedurften.

Ich blieb möglichst kurze Zeit bei dem unheimlichen Menschen, dem als Stellvertreter ein Lieutenant beigesellt war, der mir ein stiller, ordentlicher Mann zu sein schien.

Die kleinen Häuser dieser eigentlichen Militärcolonie mögen sich immer auf 80—100 belaufen; es sind aber keine Häuser nach europäischen Ideen. Sie umgeben von drei Seiten einen großen, viereckigen Platz, auf dessen vierter Seite eine Kirche erbaut werden sollte. Es hat sich aber die weite

Niederung, in welcher dieses Kirchspiel liegt, so ungesund gezeigt, daß man daran denkt, die ganze Militärcolonie von dort fortzuverlegen. Die Militärmacht dieses verfehlten Zwing-Uri besteht, wenn ich nicht irre, aus 40 Mann.

Der Dr. Ernesto begleitete mich zum Ort hinaus und zeigte mir einige portugiesische Anbauer, die mit ihrem Landbau zufrieden schienen, so namentlich eine Familie aus Madeira. Doch klagten sie über die Ungesundigkeit der Gegend, und alle sahen erdfahl aus; sie meinten, sie wären doch lieber in Madeira trotz aller Noth daselbst.

Hier schied ich vom Dr. Ernesto und ritt mit dem Neger allein weiter. An gewaltigen Granitmassen kam ich vorbei, ganz kahlen Wölbungen von etwa 1200 Fuß Höhe, die in geschlossenem Zusammenhange ein kleines, vollkommen nacktes Granitgebirge bilden. Höchstens einige Bromelien steigen hier und dort an einer minder schroffen Wand empor. Das Ganze macht einen gewaltigen Eindruck. Die Felsmassen heißen Morro do ribeirão de ouro, der „Berg am Goldbach".

Am Nachmittag kam ich bei einigen deutschen Ansiedelungen vorüber. Allgemein klagten die Colonisten über die schlechte Kost, die ihnen die Compagnie verabreichte, und über die übersetzten Rechnungen, die sie dafür bekämen, obgleich einige von ihnen mit ihrem Feldbau schon in Ordnung zu kommen hofften und den Muth nicht sinken ließen.

So ward es Abend. Ich gelangte zu einem Häuschen in einer Gegend, die das „Quartel" heißt, weil dort früher einmal ein kleines Detachement Soldaten gelegen hatte. Ich bat um ein Nachtquartier und ward auch ohne weiteres aufgenommen.

Selten bin ich so angenehm überrascht worden wie an jenem Abend, wenn sich auch mehr als eine schmerzliche Empfindung in diese Ueberraschung einmischte.

Ich befand mich bei der Schweizerfamilie Böschenstein-Elmiger, einem Ehepaare von der wackersten Gesinnung und Gesittung, welches sich hier angebaut hatte und rüstig mit allen Schwierigkeiten des Colonistenlebens kämpfte, wie wenig auch das Ehepaar, zumal die so wackere Frau, für solch ein Leben geschaffen war. Doch kommt es mir nicht zu, weitere Details über diese Familie der Oeffentlichkeit preiszugeben. Trotz meiner Ermüdung von der Reise gingen wir erst um Mitternacht auseinander, und am folgenden Morgen ritt ich mit der schmerzlichen Empfindung weiter, daß im Quartel eine Familie, falls sie für immer dort bleiben sollte, ihre ganze Bestimmung verfehlte.

Ueber Berg und Thal führte mich mein Weg immer weiter nach Westen. Neue Granitstöcke ragten nackt aus dem dichten Wald heraus; die tiefste Einsamkeit umgab mich. Eine drückende, fast unerträgliche Hitze lastete über dem Walde. Ich sehnte mich nach einem Ruhepunkte; kaum je hatte ich solche Hitze in Brasilien empfunden.

An zwei Anpflanzungen kam ich vorüber, die den bisher von mir gesehenen weit voraus entwickelt zu sein schienen. Sie gehörten Brasilianern und wurden mit Hülfe von Negersklaven bearbeitet. Und dagegen kann, zumal wenn noch ein himmelschreiendes Protectionssystem hinzukommt, keine deutsche Arbeit concurriren.

Dann erreichte ich die Fazende von Itamonhec, wohin mich der Dr. Ernesto Ottoni gewiesen hatte, falls ich Philadelphia nicht erreichen sollte.

Die neue Pflanzung von Itamonhec macht sich wirklich prächtig. Bedeutend groß ist die Lichtung des Waldes, bedeutend ausgedehnt schon die Viehweide und von bedeutenden Dimensionen schon die Anpflanzungen von Zuckerrohr und Mais. Hübsche Gebäude liegen um den Hofplatz. Weiterhin ward eine Wassermühle errichtet, alles sprach von Wohl-

habenheit und Nettigkeit; man begreift nicht, wie mit einem male in einer Colonie, in der die von Europa überpflanzten Colonisten mit so ungeheuern Schwierigkeiten zu kämpfen haben und in diesem harten Kampfe großentheils untergehen, eine so glänzende Anlage sich finden kann.

Sehr leicht aber begreift man das, wenn man weiß, daß der Dr. Esteves, der Besitzer der Pflanzung, ein sehr naher Verwandter vom Director Ottoni ist.

Der Doctor war nicht zu Hause. Mit der größten Freundlichkeit ward ich von seiner jungen, wohlerzogenen Frau aufgenommen, welche mir, obwol so nahe verwandt mit dem Director, mit der naivsten Offenheit von all den Leidens- und Hungerscenen erzählte, in welchen die meisten deutschen Colonisten sich bewegten und auch zu ihr gingen, um Nahrungsmittel zu bekommen. Wenn man so eine junge, unbefangene Frau, eine nahe Verwandte des Directors, mit der offensten Betrübniß von den scheußlichen Nothständen aus der Colonie reden hört, da kann und muß selbst der ruhigste Zuhörer nur den allertiefsten Unwillen fühlen und die vollste Verachtung hegen für eine Verwaltung, die gar kein Auge, gar kein Gehör für Noth und Elend von Menschen zu haben scheint.

Gegen Abend kam auch der Doctor nach Hause, der mich aus seinen Studienzeiten vom Hospital von Rio-de-Janeiro her kannte. Vollkommen bestätigte er das, was seine Frau mir dargestellt hatte, obwol es mir erschien, als ob ihm das Gespräch nicht eben lieb wäre. Und wie sollte es auch? War nicht die Fazende von Itamonhec in ihrem Glanze neben der Noth der Auswanderer mehr als verdächtig?

Am folgenden Morgen (7. Februar) wollte ich früh fortreiten. Indeß wollte die ganze Familie ebenfalls nach Philadelphia reisen, und ich ward zum gemeinschaftlichen Ritte eingeladen, obwol ich voraussah, daß die Geschichte etwas

lange dauern würde, um so mehr, da man mir anzeigte, wir würden auf der Fazende von Monte-Christo abseits vom Wege nach Philadelphia frühstücken.

Ich wäre höchst unartig gewesen, wenn ich dieser Einladung nicht hätte folgen wollen, obgleich sie mir lästig war, denn sie machte mich Zeit verlieren. Mit großer Geduld sah ich den Zurüstungen zum Abmarsch zu; sie dauerten sehr lange. Koffer wurden auf ein Lastthier gehängt und wieder herabgenommen, weil noch einiges hineinzulegen war. Dann mußten sie völlig umgepackt werden, weil der eine im Verhältniß zum andern zu schwer war. Dann wurden die Reitthiere in Ordnung gemacht, alles mit einer göttlichen Langsamkeit und Faulheit, von der man im nordischen Europa schwerlich eine Idee hat.

Endlich rückte der Vortrab aus, sieben aufgeputzte Sklavinnen zu Fuß nebst zwei Kindern, eine höchst genial aus europäischen, afrikanischen und indianischen Elementen zusammengesetzte Gruppe. Solche geputzte, weibliche Escravatura oder Sklaverei hat bei Familienausflügen noch eine andere Bedeutung. Sie soll den Wohlstand der Familie anzeigen. Gerade so wie die auf einer Carrette durch Rio-Grande reisende Familie gern viel Ochsen und Pferde vor sich hergehen läßt, um eine gewisse Wohlhabenheit zu zeigen, dient ein Sklaventrupp, namentlich von weiblichen Individuen, und zwar diese oft in schwarzen Atlaskleidern mit einer Goldkette um den Hals, in den Gegenden, wo Sklavenarbeit besonders gedeiht, als Aushängeschild von Reichthum. Später folgten wir dann, sechs Herren und Damen, zu Pferde nach. Der mich begleitende Neger und ein schwarzer Jockey des Dr. Esteves machten den Schluß.

So zogen wir eine Strecke längs der Hauptstraße. Dann bog unser Zug in einen Weg links ein, und nach einem kurzen Ritt durch den Wald kamen wir zu einer noch beginnen-

den, aber dennoch schon wunderhübschen Fazende, zum Monte-Christo.

Auch diese mitten in so vielen Bedrängnissen europäischer Colonisten glänzend sich entwickelnde Anpflanzung würde man gar nicht begreifen und verstehen, wenn man nicht wüßte, daß der Herr von Monte-Christo mit einer Schwester des Directors Ottoni verheirathet ist. Diese Schwester lag gerade krank zu Bett, und ich bekam sie nicht zu sehen. Dagegen waren einige andere junge Mädchen mit uns zum Frühstück in hübschen, feinen Anzügen, während vor der Hausthür ein alter Schweizer mit seiner Tochter stand. Der alte Ribs oder Ries sollte einer der glücklichsten Colonisten bei Philadelphia sein. Seine Tochter, ein kräftiges Mädchen, sah neben den jungen Mädchen von Monte-Christo aus wie die ärmste Betteldirne, und schämte sich sichtlich ihres erbärmlichen Anzugs.

Als nach dem Frühstück die göttliche Pause des Nichtsthuns eintrat, welche auf dem Lande in Brasilien oft durch ganze Stunden hindurchgeht, und ich nicht den mindesten Beruf fühlte, daran theilzunehmen, so nahm ich Abschied vom Monte-Christo. Durch einen andern Seitenweg führte mich ein Neger aus dem Walde heraus und ich befand mich wieder auf der Straße nach Philadelphia.

Die einzelnen kleinern Ansiedelungen europäischer Colonisten, die auch um Philadelphia herum den Anbauern unter dem Euphemismus von Fazendas oder Landgütern aufgebunden werden, wurden häufiger. Ich ritt an verschiedene Wohnungen heran und fragte nach der Lage der Leute. Mehrere waren einigermaßen zufrieden. Die meisten aber klagten auf das bitterste, am meisten über die Nahrung, die ihnen von der Compagnie geliefert ward. In einem noch halb offenen Hause traf ich eine Frau, Werner mit Namen, neben einem neunjährigen Knaben, der stark an Wassersucht

litt und sich im allerelendesten Gesundheitszustande befand. „So habe ich nun schon vier Kinder verloren", weinte die arme Frau mir vor, „weil ich ihnen nichts Ordentliches habe zu essen geben können; es frißt mir das Herz ab, wenn ich daran denke." Einige Personen, die ich unmittelbar darauf antraf, bestätigten mir vollkommen das Gesagte, daß jene Kinder aus Mangel an zweckmäßiger Nahrung gestorben wären. Es war eine Geschichte wie auf der holländischen Militärcolonie.

Endlich sah ich Philadelphia vor mir liegen. Zwei Holzbrücken führten mich über zwei dicht nebeneinander hinlaufende Arme des Rio-de-Todos-os-Santos, welcher sich in den Mucuri ergießt. So befand ich mich denn im Orte selbst, wo ich vor dem Directionshause abstieg und vom Director Ottoni auf die allerzuvorkommenste Weise empfangen ward.

Philadelphia liegt auf einer weiten Klärung mitten zwischen den Waldungen des obern Mucuri oder des Rio-de-Todos-os-Santos, wie etwa eine europäische Factorei in China liegen mag. Ein großer viereckiger Platz bildet den Kern des Orts. Hier steht als Vorderfaçade ein fast kirchenähnliches Gebäude mit zwei großen, offenen Dächern zu beiden Seiten, die Handelsmagazine der Compagnie. Zu beiden Seiten des Platzes liegen die Häuser des Orts, welche Seiten wieder von einigen aus unzusammenhängenden Häuserreihen gebildeten Straßen durchschnitten werden.

Wenn ich die Zahl der Häuser von Philadelphia angeben soll, so befinde ich mich in großer Verlegenheit. Der Director selbst bestimmte die Größe des Orts nach — den Dachziegeln. Und wirklich gibt es viele Dachziegel im Ort. Ich möchte Philadelphias Größe nach seinen Dächern bestimmen. Ottoni führt ihre Zahl bis zu 140 hinauf; ich tarirte sie viel geringer. Das sonderbarste Phänomen aber

ist, daß eine bedeutende Zahl dieser Dächer noch gar kein Haus unter sich hat, sondern nur auf einigen Holzständern ruht. Ich tarirte die Zahl der häuserlosen Dächer auf die Hälfte sämmtlicher Dächer; der Director schlug sie auf 40—50 an, sodaß Philadelphia etwa 80—100 Häuser und bewohnte Baracken hatte, als ich dort war. Bei der nordamerikanischen Ueberstürzung, womit Philadelphia auf einen Puff angelegt und in seinen ungeheuern Vortheilen ausgeschrien ward, zogen sich viele Landeskinder, namentlich Mineiros, die gern umherziehen, hierher, nahmen sich Plätze und bebauten sie nach der Ortsvorschrift wenigstens mit einem Dach, um dann die Entwickelung des neuen Californien, welches seit dem September 1857 still stand, abzuwarten. So wohnten denn in Philadelphia unendlich viel mehr Brasilianer als Deutsche, welche letztere im Handel und Wandel gegen die aller Verhältnisse und der Landessprache kundigen Mineiros doch nur sehr wenig anfangen konnten und sich in einer sehr secundären Lage befanden, wenn sie nicht, um vermittelst ihrer Federn als Lockvögel für weitere deutsche Emigration zu dienen, von Ottoni begünstigt wurden. Und solcher Lockvögel gab es allerdings manche in Philadelphia. So gehören denn auch alle guten Häuser, vielleicht mit Ausnahme des Hauses eines Zimmermanns, Brasilianern. Ein hübsches Haus wird auch vom Ingenieur Robert Schlobach bewohnt, der dort mit seinem Bruder einen offenen Laden angelegt hat und als gutbezahlter Angestellter im Interesse von Ottoni nach Kräften wirkt. Dafür ist er denn auch Ritter vom Rosenorden geworden.

Auf einem kleinen Bergvorsprunge seitlich am Ende des Orts steht ein kleines, einfaches Gebäude, das eine protestantische Kirche vorstellen soll. Die katholische Kirche war damals nur noch ein auf Balken stehendes Dach und hatte ebenfalls ziemlich kümmerliche Dimensionen.

Von Predigern aber, von Lehrern und einem Colonicarzt fand ich nichts vor. Auf meiner Reise von Sta.-Clara nach Philadelphia fand ich einen deutsch redenden Engländer, der in Botafogo bei Rio-de-Janeiro als Lehrer fungirt hatte, am Wege sitzen in sehr jämmerlichen Gesundheitszuständen, auf die sein Leben in Rio bedeutenden Einfluß gehabt zu haben schien. Dieser durch und durch zerrüttete Mensch sollte in der jungen Colonie als Lehrer dienen.

Von unberechenbarem Schaden war der Mangel an Geistlichen. Bis zum Tage meines Fortgehens aus der Colonie war kein Geistlicher dort stationirt. Junge Ehepaare lebten indeß im Concubinat, Kinder wuchsen ohne Taufe auf, die erwachsene Jugend bekam Gottes Wort nicht zu hören. Und zuletzt fanden alle aus, daß es ohne Prediger auch gehen müsse und wirklich ginge.

Nun sollte ich über eine Menge von Verhältnissen Nachricht geben, die in und um Philadelphia vorherrschen. Ich kann das aber nur bedingt, nur mit großer Vorsicht thun. Bei meinem Kommen empfing mich, wie ich schon sagte, Ottoni mit der vollsten Liebenswürdigkeit, welcher gegenüber ich freilich sehr bald die Rolle des Just vor dem Wirth in Lessing's „Minna von Barnhelm" zu spielen genöthigt war. Er ließ mich nicht aus den Augen bis zur Stunde meiner Rückkehr nach Sta.-Clara, wo er mich noch ein Endchen Wegs aus Philadelphia hinausbegleitete. Zwar lud er noch am Tage meiner Ankunft seinen Ingenieur Schlobach ein, mich überall durch die umliegenden Colonien der Ausländer zu begleiten. Als ich aber am folgenden Morgen mit Schlobach zur Besichtigung dieser Colonien fortreiten wollte, ritt er selbst mit, sodaß ich in den eigentlichen Fazenden um Philadelphia nur bei meinem Kommen und Gehen mit einzelnen Leuten sprechen konnte, ohne belauscht zu werden. Und dennoch habe ich genug Seufzer gehört.

Im Directionshause — alle Gebäude in Philadelphia sind durchweg nur Erdgeschosse, und nur bei vier oder fünf Häusern bemerkte ich Glasfenster — wohnt ein Bruder des Directors, Augusto Ottoni, ein kleiner, leichenblasser, sehr schwächlicher Mann von 41 Jahren, der mir mindestens um zehn Jahre älter vorkam, und was seine kümmerliche Erscheinung betraf, mich an den Commandanten der Militärcolonie erinnerte. Dieser Bruder accumulirte in sich alle höhern Chargen in Philadelphia. Er war Vicedirector, Rechnungsführer, Director dos Indios und zuletzt sogar noch Subdelegat oder Richter, sodaß eine Rechtserlangung, die nicht nach dem Sinne der Direction war, für einen Colonisten absolut unmöglich ward.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß wir, Ottoni und ich, in den ersten Stunden meines Aufenthalts in Philadelphia von der Colonie, oder vielmehr von den Colonisten, kein Wort redeten, sondern uns nur mit Höflichkeiten begegneten. Das wußte ich sehr genau, daß ich niemand im ganzen Ort ein angenehmer Gast sein konnte, aber wol das Gegentheil.

Als wir aber von dem Zustande so vieler Colonisten, die mich mit Klagen und Jammerruf überschüttet hatten, anfingen zu reden, kamen wir in etwas unangenehme Gespräche, die dem Director vielleicht um so unangenehmer waren, als er in Philadelphia sich bisher vollkommen wie ein Alleinherrscher benommen und nie eine Widerrede zu hören bekommen hatte, wohl aber manche freundliche Lobrede von Leuten, denen er in seiner vollen Liebenswürdigkeit die Colonie durch seine Brille zeigte.

Er demonstrirte mir, daß alle Leute mir mit Unrecht etwas vorgeklagt hätten, und daß sie alle lögen. Nur die Noth der Holländer gestand er zu, das wären aber nicht seine Colonisten; doch sollte ihrer Noth abgeholfen wer-

den u. s. w., wie er denn am Tage darauf sagte, er hätte zwei Ochsen und andere Nahrungsmittel hinuntergeschickt.

Alle Leute lögen! Und noch in Philadelphia brauchte ich kaum den Kopf morgens vor dem Ausreiten oder abends nach dem Nachhausekommen und spätem Mittagsessen aus dem Fenster zu stecken, so kam ein Supplikant nach dem andern angeschlichen, um mir Klagen und Bitten vorzutragen, die ich als unbefangener Dolmetscher dem Director vorlegen möchte. Blasse, kranke Menschen kamen auch; Fußwunden, beginnende Herzfehler, Bleichsucht, Fußödem, das alles wollte Hülfe und Rath. Ich wies sie, um gegen niemand zu verstoßen, an den Dr. Ernesto Ottoni, der gleich nach mir angekommen war; aber zu dem wollten sie nicht, er bekümmerte sich nicht um sie, auch nähme er zu viel Geld. Und wenn ich nun von Klagen, namentlich über die gelieferten Nahrungsmittel, etwas sagte, so war immer des Directors Refrain, die Leute lögen. Und wenn mir Ottoni das sagte oder einer seiner Brüder, so konnte ich doch nicht sagen, daß die Colonisten nicht lögen; denn, um mich eines recht bekannten Wortes des Antonius aus dem „Julius Cäsar" des größten englischen Dichters zu bedienen:

Brutus is an honourable man!
So are they all! — All honourable man!

Er und Schlobach ritten, um mir zu zeigen, daß alle Klagen Lügen wären, mit mir am andern Morgen nach meiner Ankunft fort, und zeigten mir eine Reihe von Colonisten, die sich, wenigstens in der Gegenwart meiner beiden Begleiter, zufrieden äußerten. Namentlich schien mir ein alter französischer Schweizer, namens Zimmer, wirklich zufrieden. Aber solch ein Colonist kommt mit sechs Personen, von denen vier die gröbsten Waldarbeiten thun können, während die zwei jüngsten Kinder groß genug sind, um den Hausstand zu besorgen. Wie kann man nur solche Familie mit einer andern

vergleichen und gleichstellen wollen, wo sechs bis sieben Kinder unter zehn Jahren sind, wie deren so manche vorkommen, wo die Frau in der Waldhütte ohne alle Hülfe in die Wochen kommt, und nun in ein langes Siechthum verfällt? Wie kann man die nach einer Form zuschneiden wollen, und namentlich mit ganz gleicher, grober und noch dazu unzulänglicher Kost tractiren wollen? Wirklich, man bekommt da Reden und Phrasen zu hören, die nicht gehauen noch gestochen sind. Soldaten tragen eine Farbe, einen Rock, haben einerlei Behandlung bei einerlei schwerer Arbeit, denn sie sind vom selben rüstigen Alter. Und dennoch gibt man ihnen, wenn sie krank werden, einen Arzt, ein Hospital und anderes Essen! Mit Colonistenfamilien ist es himmelweit anders. Ich brauche für einen vernünftigen Leser kein Wort darüber zu sagen. Leider sind ja mit tüchtigen Holzhauern und Feldarbeitern dünne Schneidermeister mit kleinen Stadtkindern nach dem Mucuri gelockt worden. Eine gute Direction hätte auch mit diesen etwas anzufangen gewußt, und hätte sie wenigstens nach Rio zurückgeschickt, wo man ganz bestimmt mit jedem Handwerker etwas anfangen kann. Von allen Gleiches zu verlangen, ist wirklich eine empörende Ungerechtigkeit! Wäre z. B. der Director Ottoni ein Colonist, er würde sich vielleicht durchhauen durch Urwald und Schwierigkeiten, sein Bruder Augusto auf keinen Fall. Und doch sind beide Brüder, und doch ist der letztere zehn Jahre jünger als der ältere.

So kamen wir auch zur Familie Werner, wo die vier Kinder gestorben waren. In einem Faß lag ein kleiner Vorrath von Bohnen und Maniocmehl, der vielleicht nicht ohne Absicht dorthin gelegt war; denn der Director zeigte mir denselben mit Ostentation: „Nun sehen Sie selbst, Herr Doctor! Können in einem Hause Kinder verhungern, wo so viel Vorrath da ist?" Ich hatte keine Antwort auf diese Frage.

An einem Flüßchen S.-Jacintho trafen wir den ältesten

und am weitesten ausgedehnten Anbau, und hier äußerten sich auch die Anbauer zufrieden. Ob sie ohne die Gegenwart des Directors und Schlobach's gar nichts zu klagen gehabt hätten, kann ich nicht sagen. Aber wirklich schienen mir die Colonien am S.-Jacintho die besten im ganzen Colonisationsunternehmen zu sein, natürlich mit Ausnahme alles dessen, was den Ottoni'schen Verwandten und Befreundeten gehört. Mit den Gütern dieser Herren kann sich nichts auch nur im entferntesten vergleichen.

Am meisten gefiel mir die Colonie jenes alten Ries oder Rihs aus der Schweiz, zu dem der Baron von Tschudi vor einem Jahre auch geführt worden war. Wirklich romantisch machte sich auch das kleine Mühlwerk eines andern Schweizers, Huber, eines Mannes von seltener Rüstigkeit, der keine Kinder hatte und von der Direction mit Geldvorschuß zum Bau seiner Mühle versehen worden war. Er selbst war nicht zu Hause, sondern 9 Leguas fern, am Quartel, um daselbst Dachschindel zu schneiden, womit er sein bestes Geld verdiente. Als ich ihn daselbst bei meiner Rückreise antraf, äußerte er allerdings seine Zufriedenheit, fügte aber hinzu, er wollte seinen „Kram" noch einige Jahre hindurch zu größerer Blüte bringen, um ihn dann — zu verkaufen und mit seiner Frau nach der Schweiz zurückzukehren; „denn d' Schwietz ischt't doch niet", sagten mir beide, Ries und Huber, trotz all ihrer mir von Ottoni angepriesenen Glückseligkeit.

Und ob sie einmal ihre Colonien verkaufen dürfen, oder überhaupt dieselben als ihr Eigenthum betrachten? Das ist eine sehr ernste Frage. Meines Wissens hatte bei meinem Besuche in Philadelphia noch niemand am S.-Jacintho seine vollgültige, schriftliche Besitzerklärung in Händen. Wenn man ihnen ihren Besitz streitig machen wollte, konnten sie mit nichts ihr Recht beweisen. Ihr Boden mit aller Arbeit darauf gehörte immer noch der Mucuri-Compagnie. Und es sollte mich

nicht im geringsten wundern, wenn einmal der eine oder andere, der etwa der Direction misliebig wäre, von seinem Boden, seiner Fazende vertrieben würde!

Man glaube ja nicht, daß ich mein Mistrauen hier zu weit treibe. Woran sollte ich am Ende denn noch glauben, wenn ich Folgendes erlebte am 10. Februar, nachdem wir unsern Tag wieder mit den allerwidrigsten Discussionen angefangen hatten:

Es kam ein junger Schneidermeister mit seiner jungen hübschen Frau, um mittels meiner Verdolmetschung beim Director eine Rechtsentscheidung zu holen, — beide, Mann und Frau, so anständige und bescheidene Leute, wie man sie sich nur wünschen konnte. Der Fall, den mir der Mann mit Bleifeder aufgeschrieben hatte, war folgender:

In den gedruckten Ortsstatuten heißt der erste Punkt: Jeder Stadtbauplatz enthält 10 Klafter Breite und 50 Klafter Tiefe, solange die Lokalität das zuläßt. Solch ein Grundstück bezahlt jährlich 4 Milreïs (3 Thlr. preuß. Crt.) Steuer.

Dem Schneider hatte man 10 Klafter in der Tiefe seines von ihm angetretenen Grundstücks zum Bau eines Weges abgeschnitten, und dann noch die volle Hälfte der ganzen Breite vorenthalten, sodaß er nur 5 Klafter Breite auf 40 Klafter Tiefe, also im ganzen 200 Quadratklafter statt 500 Quadratklafter bekam. Da er so nicht einmal die Hälfte seines statutenmäßigen Stadtplatzes, „solange die Lokalität das zuläßt", innehatte, so wollte er, weil er bereits auf seinem Stück sich angebaut hatte, den Director bitten, daß auch die Grundsteuer auf die Hälfte herabgesetzt würde. Aber Ottoni schlug ihm das ab, und der arme Handwerker wurde ein für allemal zur Bezahlung eines vollen Stadtplatzes verurtheilt.

Da fragte ich den Schneider, warum er denn keine ganze Breite bekommen hätte, und ob die Lokalität es nicht zuließe? „Ganz gewiß läßt die Lokalität es zu", sagte der Mann.

Das zeigte ich dem Director an. „Ich weiß es", sagte er ohne die geringste Verlegenheit, „ich gebe auch keine vollen Plätze, wenn ich nicht will; ich hebe gern Plätze auf, wenn einmal eine pessoa de importancia (Person von Gewicht) kommt."

„So sind Sie also mit der Lokalität identisch?" fragte ich. — „Nun ja", meinte er, ohne auch nur eine Secunde zu stocken. Da zeigte ich ihm in wörtlicher Uebersetzung auf dem Papier, worauf der Schneider mir den ganzen Fall aufgeschrieben hatte, die letzte Zeile, die rohe Aussage von Klose, dem Nachbar des Schneiders, über den Werth und die Gültigkeit der gedruckten Ortsstatuten. Er konnte mir das nicht übel nehmen, denn wenn der Gesetzgeber seine eigenen Statuten in den Koth tritt, so kann er sich nicht wundern, wenn er dort auch von andern hingeworfene Exemplare vorfindet.

Irgendwelche Erinnerung an Recht wäre unvorsichtig gewesen, denn des Directors Bruder war Subdelegat; eine bloße Unwillensäußerung von seiten des Schneiders hätte ihm sein ganzes Dasein im Orte verbittern können. So sah es mit Recht und Billigkeit aus in Philadelphia.

Unmittelbar redete ich von den niederträchtigen Verlockungen, welche die für den einzelnen Kopf bezahlten Agenten in Deutschland anwendeten, um Leute zum Auswandern zu beschwatzen. Er that mit mir ganz einverstanden und zeigte mir sogar eine im „Correio Mercantil" von Rio stehende Correspondenz aus Philadelphia gegen diese Verlockungen, obwol er selbst sich Engageurs in Deutschland hielt. „Das hätten Sie in eine deutsche Zeitung setzen lassen sollen", hielt ich ihm mit Bitterkeit vor.

Und dennoch beging er fast in demselben Augenblick eine merkwürdige Unvorsichtigkeit. Er holte mir drei offene Briefe von deutschen Colonisten, aus denen ich sehen sollte, wie glücklich die Menschen wären. „Ich habe drei Colonisten auf-

gefordert, sie möchten einmal ganz offen an ihre Verwandte in Deutschland schreiben und mir die Briefe geben; lesen Sie sie einmal." Mit diesen Worten legte er mir diese Briefe vor.

Es gibt keine niedrigere Kunstgriffe, als die Aufforderung von Coloniedirectoren, Parcerieherren u. s. w. an einzelne ihrer Colonisten, Briefe nach Deutschland zu schreiben und sie offen durch die Hand des Directors u. s. w. gehen zu lassen. Wenn ein so aufgeforderter Colonist nicht schreibt, so rächt man sich an ihm. Schreibt er und klagt im Briefe, so geht es ihm ebenso schlecht. Folglich bleibt ihm nichts übrig, als von einem Paradies zu schreiben, worin er sich befindet. So waren auch jene Briefe voll von Lobeserhebungen; schließlich luden die Schreiber einzelne Verwandte ein, nach dem Mucuri zu kommen. Doch will ich das alles noch hingehen lassen. Denn solche Verwandte finden bei ihrer Ankunft schon einige befreundete Seelen, bei denen sie Anhalt und ein erstes Unterkommen finden, mag es diesen nun gut oder schlecht gehen. Aber das Verführungswerk geht viel weiter. Solche Briefe werden gedruckt, wie denn jene Briefe, die Ottoni mir vorlegte, schon zwei Tage nach seiner Rückkunft in Rio im dortigen „Correio Mercantil" gedruckt in portugiesischer Sprache erschienen. Und bei Lesung solcher Briefe in deutschen Zeitungen werden außer den Verwandten auch noch andere zum Auswandern versucht. Auch sie wollen glücklich und reich werden im transatlantischen Eldorado. Sie kommen an und finden eben die traurige Wirklichkeit, keinen Anhang, keine Hülfe, keine Rückkehr. Entweder müssen sie im Elend umkommen, oder sich den traurigen Bedingungen fügen, die ihnen der Colonienerus auferlegt. Und was sollen wir nun zu denen sagen, die in brasilianischen Zeitungen ihren Unwillen über solche Verlockungen ausdrücken, um mittels elender Briefe selbst Hand dazu zu bieten?

Ich hatte Gelegenheit, mir schnell die Namen dieser Brief-

schreiber aufzunotiren. Es waren: Pfeiffer an Schumann, Dammasch an Johann Reschke in Mühlow bei Crossen, und ein Brief an Gottlob Wenske in Mürzwiese bei Crossen. Pfeiffer hatte übrigens, und wie es mir schien aus Ironie, noch mehr gethan, als sein Herr ihm aufgetragen. Er endete seinen Brief mit einem kleinen Gedicht, dessen letzte Verse so lauten:

Hier ist zu täglichem Genuß
Das Brot und Fleisch im Ueberfluß!

Ich habe nie eine originellere Lüge gelesen.

Was mich am meisten in dem einen dieser Briefe empörte, war eine Anspielung auf die verhungernden Holländer. Es ginge, hieß es ungefähr dort, den Leuten schon gut, wenn sie nicht faul wären wie die Holländer. In Deutschland verstand man die Briefphrase gar nicht, wenn man nicht die Geschichte der Holländer in der Militärcolonie genau kannte. Wie kam der Briefschreiber gerade auf die Holländer zu reden? Wie so kurz und unklar? Was konnte die Andeutung die Verwandten in Deutschland interessiren? Wie ich die Stelle im Briefe las, durchflog mich der Gedanke, man hätte dem Briefschreiber die Bemerkung über die Holländer untergeschoben, um sich darauf berufen zu können, wenn einmal die schwarze Sünde der Militärcolonie vor der europäischen Presse offen dargelegt werden sollte. Kurz, diese Anmerkung sah aus wie ein schlechtes Gewissen; denn unbedingt hing die Militärcolonie mit dem Ottoni'schen Mucuri-Unternehmen zusammen.

Wie ich eben diese Briefe gelesen hatte, trat eine junge, gut aussehende Frau mit einem kleinen, hübschen Kinde an das Fenster, um mit mir zu sprechen. Sie klagte ihre bittere Noth und wollte gern fort, durfte aber nicht, weil sie noch Subsidien schuldete. Mitten im Klagen gingen ihr die Augen über in Thränen; sie schämte sich und drehte sich herum. Da zog ich Ottoni schnell an das Fenster, rief die Frau und fragte den Director, ob er solche Thränen auch für

deutsche Zeitungen redigiren ließe. „Ach was", sagte er, „es gibt Leute, die sehr leicht weinen!" Das war alles! Wirklich nichts, nicht das unschuldigste Kind auf dem Arme seiner jungen, weinenden Mutter schien diesem Menschen Mitleid einzuflößen. Es kam mir vor, als ob er nie das Wort Menschlichkeit gehört hätte.

Höchst gespannt und aufgeregt ritten wir dann zum S.-Jacintho, zum dritten mal, daß sie mich dort hinführten, um dortige Colonisten zu besuchen. Im Walde unterwegs trafen wir einen jungen, elend aussehenden Schweizer. Ottoni forderte mich auf, mich mit ihm zu unterhalten, um von ihm über die Lage der Colonisten zu hören.

Vorsichtig fragte ich aber erst den Director, ob dieser Schweizer ein ordentlicher, ehrlicher Mann und nicht etwa auch ein Lügner wäre. Als er den Menschen für einen wackern Arbeiter erklärte, redete ich ihn an. Sein erstes Wort war eine bittere Klage, daß man ihm einen ganzen Monat Nahrungsmittel vorenthalten hätte. Natürlich ward er auf dem Flecke Lügen gestraft vom Director, was er sehr übel nahm.

Da hatte ich aber auch das Läppische dieses Despotismus satt. Ich hielt dem Herrn Ottoni eine kleine Anrede über die abgeschmackte Manier, daß er mir ordentliche Leute zum Nachfragen vorstellte und sie augenblicklich zu Lügnern und Betrügern machte, wenn sie ehrlich und offen redeten und klagten. Zwar ritten wir zum nächsten Colonisten, dessen Feldabhang schon gut aussah; zwar rief Ottoni ihn heran, damit ich mit ihm reden sollte, aber ich verweigerte jede weitere Frage in seiner Gegenwart. Und da er mich nicht allein ließ, hielt ich meinen ganzen weitern Besuch und alles Reden mit Colonisten nur für eine Komödie, eine Maskerade, bei welcher keine Wahrheit zu Tage kommen durfte. Darum gaben wir das fernere Durchreiten von Auswandereransiedelungen auf und kehrten um.

Wir ließen Philadelphia links liegen und verfolgten die Straße nach Minas-Novas. Bald bogen wir von dieser ab und gelangten zu einer mächtigen, schönen Klärung, in deren Mitte, recht mitten zwischen steilen Abhängen, ein wunderhübsches Besitzthum lag.

Ein stürzender Waldbach trieb eine höchst zweckmäßig und solid eingerichtete Sägemühle. Hinter dieser setzte eine Turbine einen Maismühlengang in Bewegung. An den Abhängen ringsher weideten Kühe, oder junge Anpflanzung wuchs aus der Asche des niedergebrannten Urwaldes empor, aus welchem man die größern Stämme gerettet hatte, um sie zu Bretern zu schneiden. In der Nähe des Hauses trieben Hühner, Gänse und Enten ihr Wesen.

Fast ein Wunder erschien mir solch ein Gehöft neben den kleinen Colonien der übrigen Auswanderer, und doch unmittelbar darauf wieder gar kein Wunder, denn hier wohnte ein intimer Jugendfreund Ottoni's, ein gewisser Ferreira, ein einfacher Mann ohne alle Erziehung, der früher ein Maulesel-treiber gewesen war und, wie mir Schlobach erzählte, einmal beim Transportiren von Auswanderern eine große Brutalität gegen eine schwangere Frau begangen hatte.

Hier hielten wir uns etwas auf; es war wirklich ein Stück Harzgegend, worin wir uns befanden. Mit ruhigern Gemüthern, als wir gekommen waren, ritten wir dann wieder nach Hause.

Hier ersuchte ich Ottoni um Thiere für den nächsten Tag, damit ich abreisen könnte. Er meinte, ich hätte noch nichts von Philadelphia gesehen. Ich erinnerte ihn daran, daß unter seiner Begleitung mir alles gut, vollkommen und untadelhaft vorkäme und alle Klagen Lügen wären; da könnte ich mir vollkommen alles denken, was ich noch nicht gesehen hätte. Und so blieb es denn bei meiner Abreise auf den folgenden Tag; ich wollte nicht weiter ausspionirt werden.

Am Abend war ich, um mich zu verabschieden, einen Augenblick zum Ingenieur Schlobach hinübergegangen. Als ich zurückkam, fand ich im Directionshause eine bedeutende Consternation. Der Feitor der Chinesen war mit einem Haufen seiner Untergebenen, die einen Verwundeten trugen, angekommen. Unter den Chinesen hatte wieder ein Aufruhr stattgefunden.

Nach des Feitors Erzählung war er plötzlich von den Chinesen überfallen worden mit Knitteln und Waldmessern; einer legte eine geladene Flinte auf ihn an, aber in demselben Augenblick erhielt der Feitor einen Hieb über den Rücken und kam aus der Schußlinie, sodaß der Schuß einem Chinesen in den Bauch fuhr. Des Feitors Bruder, der mit bei der Rauferei betheiligt war, entsprang in den Wald. Die Schußwunde schien einigen Schreck und etwas Ruhe in den Aufruhr zu bringen; etwa 20 Chinesen trugen den Verwundeten nach Philadelphia unter des Feitors Anführung.

Ich bekam den Verwundeten nicht zu sehen; man suchte dem Vorfall möglichst wenig Bedeutung zu geben. Gerade als ich nach Hause kam, hatten sich die Chinesen vor dem Directionshause versammelt, um eine Klage einzuleiten: sie wurden aber mit einem Donnerwort von Ottoni fortgejagt. Letzterer äußerte gegen mich den Verdacht, daß nicht sowol ein Chinese auf den Feitor wie vielmehr der Feitor auf einen Chinesen geschossen hätte, was auch ganz vollkommen meine Ansicht war, nachdem der Feitor die ganze Geschichte erzählt hatte.

Nichtsdestoweniger entwickelte sich dieser Criminalfall ganz in despotischer Weise. Ich erfuhr einige Tage darauf, daß der Director, nachdem er mich am folgenden Morgen zum Orte hinausbegleitet hatte, sämmtliche Chinesen durchprügeln ließ und wieder an die Arbeit schickte. Demnach hatten die Chinesen dort ebenso wenig Recht und Gerechtigkeit wie europäische Auswanderer.

Wenigstens die Ueberzeugung hatte die Schußgeschichte bei mir hervorgerufen, daß ein Chinese oder sonst ein Ausländer in den Waldungen von Minas-Novas, zumal wenn er mit einem fremden Negersklaven reist, ganz unverhofft einen Schuß bekommen könnte. Und da mich schon jener alte Anwohner am Rio-Pardo gescholten hatte, daß ich mit leeren Pistolen reiste, so lud ich dieselben Pistolen von großem Kaliber und packte meine Sachen für die Abreise des nächsten Morgens. Ehe ich aber zu Bett ging, kam es mir doch wie ein Mistrauen gegen Gottes Vorsehung vor, wenn ich mich im Walde selbst vertheidigen wollte. Ich nahm meine Kugeln also wieder heraus und packte alles wieder beiseite.

Am 11. Februar ward mein kleiner Reisezug geordnet. Derselbe Schwarze, der mich nach Sta.-Clara hinaufgebracht hatte, sollte mich auch wieder hinunterbegleiten. Selbst beritten trieb er einen Packesel mit meinen wenigen Sachen und einigem Proviant vor sich her, weil man fürchtete, ich möchte nicht überall etwas zu essen finden. Nach gemeinsamer Berathung sollte ich meine Nachtquartiere gerade wieder so nehmen wie beim Hinaufreisen: Itamonhec, Quartel, Ribeirão-da-Areia und Ribeirão-das-Pedras.

Ehe ich aber fortkommen konnte, kamen noch diverse Supplikanten. Immer war es diese und jene leise Klage. Tief bewegte mich ein junges schweizer Ehepaar mit einem Kinde, der Mann 23 Jahre alt, die Frau 20 Jahre, das Kind 6 Monate, alle drei so ordentlich, sauber und hübsch aussehend, daß mir ihr Anblick wirklich nahe ging. Sie baten den Director in tiefer Demuth, ob er sie nicht nach Rio lassen wollte; in ihrer Gegend, dem obern Ende des S.-Jacintho, wäre es so ungesund. Fast komisch war diese Klage! Am ganzen S.-Jacintho sollte alles so herrlich sein.

Mit den beiden jungen Leuten, denen man es ansah, daß sie für keine Urwaldsarbeit gemacht waren, war kein Vortheil

mehr zu gewinnen. Um das zu erkennen, bedurfte es eines einzigen Blickes. So erhielten sie denn die Erlaubniß abziehen zu dürfen. Doch handelte es sich jetzt um die doppelte Passage; denn auch dieses junge Paar war umsonst von Rio nach dem Mucuri gekommen, und hätte nun, wie ich das ja schon andeutete, auch jene Passage noch bezahlen müssen. Dazu hatten sie 80 Milreïs nöthig (60 Thlr. preuß. Crt.), besaßen sie aber nicht. Ottoni wollte ihnen die Passage etwas billiger lassen, aber die armen Leute hatten nur den Mais zu bieten, der noch auf dem Halme in ihrem kleinen Maisfelde stand. „Ich kann jetzt keinen Mais gebrauchen", herrschte der Director sie an. Die Frau fing bitterlich an zu weinen.

Ich hatte Geld genug bei mir, um ihnen die Passage zu bezahlen. Und doch that ich es nicht. Ganz bestimmt sollten die Leute schon nach Rio gelangen, dafür sollte schon gesorgt werden. Aber ich wollte sehen, wie weit die Herzensverstockung dieses Pharao gehen würde, dem das Fortlassen und Zurückkehren dieser Familie nach Rio keinen Heller Unkosten verursachte. Falls er sie nicht ließ, blieben die Menschen höchstens noch einige Wochen in Philadelphia, worin ich gewiß keine Gefahr sah. Daß ich sie nicht verlassen würde, wußten sie; ich hatte es ihnen gesagt, daß sie schon nach Rio später fortkommen sollten.

Und wirklich ließ Ottoni diese Menschen damals nicht nach Rio, er ließ sie in Philadelphia bleiben.

Bis zur letzten Brücke vor Philadelphia ritt er noch mit mir. Dort schien etwas durch seine Seele zu fahren, was bei Leuten, die ein Gewissen haben, ein Gewissensbiß genannt wird. Er stieg vom Thier, verlangte ein Stück Papier nebst Bleifeder aus meiner Brieftasche, und schrieb einen Widerruf seines Befehls, keine Kranke mehr nach Rio fortzulassen, für den Inspector von Sta.-Clara auf. Vielmehr gab er den Befehl, Horn möchte die Kranken, für die ich das nothwen-

dig finden würde, umsonst nach Rio mit dem Dampfboot schicken.

Fast hätte ich mit Bitterkeit das Blatt zurückgeben und fragen mögen: Wozu das jetzt, wo eben der Mucuridampfer nach Rio abgegangen ist und erst in vier Wochen wiederkehrt? Doch konnte die Erlaubniß für viele Kranke noch gute Folgen haben, und ich nahm sie mit mir.

Wir schieden voneinander.

Der wundervolle Tag ward Ursache, daß ich aus meinen projectirten zwei ersten Tagereisen eine einzige machte und gleich bis Böschenstein-Elmiger am Quartel ritt. Verschiedene Reiseergebnisse erzähle ich weiter unten; ich muß erst die Geschichte der Colonisten am Mucuri verfolgen.

Am vierten Tage meines Rittes, am 14. Februar, kam ich bei guter Zeit nach Sta.-Clara. Unterwegs war ich von zwei Reisenden, einem Herrn Xavier Neves und einem jungen Deutschen, Herrn Wittich, eingeholt worden, welche beide aus Rio in Handelsangelegenheiten nach Philadelphia gekommen waren, und sich daselbst, wo alles Geschäft vollkommen stagnirte, nur einen Tag aufgehalten hatten.

Wir hatten alle drei verabredet, uns nur einen Tag in Sta.-Clara aufzuhalten, um dann zusammen den Fluß hinabzugehen bis zu seiner Mündung. Von dort wollten jene beiden, die sich in Porto Alegre schon Pferde bestellt hatten, längs der Küste südlich reiten bis S.-Mattheos, dem nächsten Seehafen der Provinz Espirito-Santo, wo sie das nach Rio-de-Janeiro fahrende Dampfschiff anzutreffen hofften. Ich selbst wollte von der Mündung des Mucuri wieder nördlich nach Villa-Viçoza, und dort in einem Canot den Peruipe hinauffahren nach der Colonie von Leopoldina, wo ich mich dann bis zur Ankunft jenes Dampfboots von Bahia, womit ich nach Villa-Viçoza gekommen war, aufhalten wollte. In ununterbrochener Fahrt sollte mich dann jenes Dampfboot nach

Bahia zur Fortsetzung meiner Reise nach Pernambuco und dem Amazonenstrom zurückbringen.

Aber wir sollten alle drei andern Bedingungen gehorchen. In Sta.-Clara war kein Flußdampfer, kein Schleppboot, kein Canot, im eigentlichsten Wort kein schwimmendes Bret. Zwar hoffte man immer, es möchte zufällig das eine oder andere Canot den Fluß heraufkommen. Wenn ich aber an die Vereinsamung des Mucuri von seiner Mündung bis nach Sta.-Clara dachte, so wußte ich bestimmt, daß nicht leicht auf ein Canot zu rechnen war.

Und so war es wirklich. Gerade nach acht Tagen, am 22. Februar, kam ein kleines Canot, und meine beiden Mitreisenden konnten fortgehen. Ich hatte längst einen ganz andern Entschluß gefaßt; das Schicksal hatte mir einen viel ernstern Beruf als den eines Reisenden auferlegt.

Gleich am folgenden Morgen nach meiner Rückkunft in Sta.-Clara ging ich nach der Bella-Vista, um zu sehen, wie es dort mit den Auswanderern stehen möchte.

Die Scenerie war wirklich erschütternd. Die Zahl der Kranken hatte zugenommen, und viele Leute litten unter ernstern Krankheitszeichen. Der Pseudoarzt Augusto hatte infolge eines Zwiespalts seine Stelle niedergelegt und war schon seit mehreren Tagen nicht bei den Kranken gewesen. So hatte sich denn weiter keiner um die Unglücklichen bekümmert.

Typhöse Kranke und Leute mit fauligen Beinwunden lagen durcheinander, Gesunde und Kranke befanden sich in der vollsten Verlassenheit; alles war Klagen und Jammern, alles die tiefste Verzweiflung.

Ein einziger Blick auf Kranke und Gesunde überzeugte mich, daß ich nicht fortreisen dürfte. So beschloß ich denn zu bleiben, bis die Kranken mit dem nächsten Dampfboot im März nach Rio abgehen könnten. Mein Bleiben ward

vom Inspector sogleich durch einen reitenden Boten nach Philadelphia an Ottoni gemeldet.

Die nun folgenden Februartage werden mir ewig denkwürdig bleiben. Ich habe nie geglaubt, daß menschliche Indifferenz, Härte und Grausamkeit so weit gehen könnten, wie ich das in den ersten Tagen in Sta.-Clara erlebte.

Das Krankheitselend theilte sich in Gruppen, in Familien. Ich will keine ärztliche Krankheitsgeschichten erzählen, aber einige Geschichten von Familienelend muß ich berichten.

Auf dem Boden einer Abtheilung des ominösen Hauses lag ein älterer Mann mit einer kräftig gebauten erwachsenen Tochter auf einem Lager, beide mit dem Tode ringend. Der alte Henn war mit elf rüstigen Familienmitgliedern gekommen. Am Tage nach meiner Rückkunft nach Sta.-Clara starb die Tochter; zehn Stunden nach ihr starb der Vater. Im wildesten Schmerz stand die alte, aber noch ziemlich rüstige Mutter dabei, sie hatte nun seit dem October ihren Mann, zwei Töchter und zwei Enkel verloren. Beide Todte wurden zur selben Stunde beerdigt.

Unmittelbar daran hatte eine Familie Christ ihr Lager. Derselben war am 11. Februar ein Kind gestorben; am 15. starb ihnen noch ein Kind. Bald darauf, am 24. Februar, starb auch die tiefbetrübte Mutter. Ein einziges, dem Hungertyphus entkommenes Kind, tief elend und abgemagert, blieb dem gebeugten Familienvater noch übrig.

In einem andern kleinen Stübchen lag die Witwe Jung mit fauligen, stinkenden Beinwunden, jammernd um ihren ganz kürzlich verstorbenen Mann. Im Arm hielt sie ein kleines skeletartiges Kind. Nach einigen Tagen starb das und die Frau blieb hülflos mit zwei Kindern, von denen das eine fieberte und an beginnendem Oedem litt.

Keinen tröstlichern Anblick bot die Familie Jäger. Der achtundvierzigjährige Mann war mit der Frau und sieben

Kindern gekommen. Ihm war bereits die Frau und ein Kind gestorben. Jetzt lag er selbst schwer krank an Erschlaffung aller Lebensfunctionen, mit starkem Oedem an Beinen, Händen und Gesicht; um sein armseliges Lager standen sechs unmündige Kinder, denen es sehr klar vor Augen stand, daß sie wahrscheinlich bald auch keinen Vater mehr im fremden Lande haben würden. Und wirklich starb er am 2. März.

Auch eine Familie Münch erregte tiefes Mitleid; aber wer erregte nicht Mitleid in dem unglücklichen Gebäude? Aus der zahlreichen Familie war bis dahin zwar nur ein Kind gestorben; aber fast alle waren krank. Der Alte saß da, abgemagert und kraftlos. Vor ihm auf dem Boden lag seine Frau Veronika, 50 Jahre alt, an Durchfall und Marasmus leidend; neben ihr eine Tochter, Rosine, 21 Jahre alt, ein Sohn, Leopold, 20 Jahre alt, und eine Tochter, Karoline, 15 Jahre alt, alle an tiefen Beinwunden leidend, noch eine Tochter, Marie, 26 Jahre alt, und ein Sohn, Wilhelm, von 10 Jahren, beide an gastrisch-typhösem Fieber daniederliegend.

Und so in diesem und jenem Winkel dieser und jener! Und das alles ohne Arzt, alles ohne zweckmäßige Nahrung, ja ohne hinreichende, ohne die volle stipulirte, von der Direction contractmäßig ihnen zugesagte Nahrung, wie ich das gleich nachweisen werde.

Als ich nun bald darauf mit Herrn Horn weiter hinausritt, die Ansteigung zur hohen Waldebene des sogenannten Macaco hinauf und längs derselben, wo jene zwei Empfangsschuppen waren und zu beiden Seiten des Wegs Ansiedler wohnten, und von dort weiter bis zu den 3 Leguas fernen S.-Mattheos, wo wieder in kleinen Empfangsgebäuden sieben bis acht Familien zusammensteckten, da gab es der Kranken, der Elenden, der Jammernden so viele, daß man hätte den Muth verlieren mögen.

Am tragischsten sah es aus bei einem armen Schneider, Splinter aus Stettin oder der Umgegend. Den hatte man auch nach dem Mucuri geschwatzt und ihn oben in seiner Waldhütte liegen lassen. Fast zögerte Herr Horn, mir die Familie zu zeigen. Unter den elendesten Bedingungen lag der Mann da, zum Skelet abgemagert, mit einer enorm großen Beinwunde, die vollkommen brandig war. Neben ihm lag seine abgezehrte, an Durchfall leidende Frau, neben dieser eine erwachsene, ebenfalls an Durchfall und skrofulöser Augenentzündung leidende Tochter. Nur ein Knabe war noch auf den Beinen. Das Jammerbild, den Jammerruf in dieser Waldhütte vergesse ich nie.

Gleich am folgenden Tage ließen wir die ganze Familie mit einem Güterwagen der Compagnie herunterholen zur Bella-Vista, wo doch wenigstens ein Haus, Obdach und tägliche ärztliche Hülfe fortan möglich war. Aber auch dort im Hause mußte der Mann allein gelagert werden, weil der Brandgeruch seines Beins wirklich unerträglich war. Am 26. Februar nachts starb der Unglückliche. Die Frau starb später im Hospital von Rio.

So fing ich denn eine ganz geregelte ärztliche Praxis in Sta.-Clara bis S.-Mattheos an und hörte erst am Tage meiner Abreise damit auf. In der kleinen Hausapotheke waren die nothwendigsten Sachen, wenn auch sehr vieles vermißt wurde. Doch half ich mir so gut es ging und das um so leichter, da ich Arzt und Apotheker zu gleicher Zeit war und sogar eine Reihe von Kranken selbst verbinden mußte. Dennoch war die Apothekerarbeit lästig genug; sie nahm mir, wenn ich früh von der Bella-Vista nach Hause gekommen war, oft drei volle Stunden. Bis 3 Leguas weit mußte ich Arzneien umherschicken.

Das Schwierigste von allem aber war, Nahrungsmittel für die Kranken zu bekommen. Im Magazin von Sta.-Clara

war Weizenmehl, Reis, Butter; aber es war ein strenges Verbot Ottoni's, irgendetwas davon ohne Baarzahlung herauszugeben. Ich ließ mir demnach in Ottoni's Magazin für Ottoni's kranke und sterbende Auswanderer eine Rechnung eröffnen. Dazu fehlte aber noch alles andere, namentlich jede leichte animalische Nahrung. Auf dem Hofe von Sta.-Clara sah ich einzelne Schweine, Hühner u. s. w. umherlaufen; aber immer hieß es, es wäre nichts vorhanden, bis ich ausfindig machte, daß der abgesetzte Inspector Vogt und der Proviantverwalter, ein gewisser Julius Haueisen, einen kleinen Viehhandel trieben. Auch war in der Nähe von Bella-Vista eine Vende, in der ich für die Kranken eine Rechnung eröffnete. So standen denn den Patienten Reis, Mehl, Butter, Hühner, Wein und Essig zu Gebote. Aufopfernd bot mir, solange er zugegen war, der Kaufmann Xavier Neves bei diesem allen hülfreiche Hand. Zu manchem zeigte sich auch Herr Horn bereitwillig. Aber ebenso marmorkalt und wahrhaft abscheulich war das Benehmen einiger anderer. Ich hatte wirklich die allerhäßlichsten Geschichten durchzumachen, deren Aufzählung ich hier nicht hinschreiben will. Noch unter meinen Augen versuchte ein jämmerlicher Bursche, mit den unglücklichen Colonisten förmlich Spott zu treiben.

Aber Spott und Schande war ja die ganze Geschichte in Sta.-Clara. Otto Vogt war zwar abgesetzt, konnte aber Sta.-Clara nicht verlassen, weil seine Bücher seit mehreren Jahren nicht in Ordnung waren. Der Kaufmann Neves, der Handelsverbindungen mit Philadelphia hatte, sagte mir, es ständen ganze Waarenballen im Buche des Magazins als eingegangen in das Depot aufgezeichnet, die nicht mehr zu finden wären, und doch nicht als abgeliefert aus dem Magazin in das Buch eingetragen ständen. Im Magazinbuch des Julius Haueisen, der die elenden Auswanderer in ihrer Noth förmlich verhöhnt hatte, fast wie jener Bischof Hatto von

Mainz, sah ich eine ganz ähnliche liederliche Weise in Beköstigung der Colonisten. Sie grenzte wirklich an das Allerschändlichste. Statt der contractgemäßen, oben angegebenen Nahrungsmittel hatten sie z. B. im December, vom 17. bis 24., nur Weizenmehl und Salz bekommen und vom 14. bis 30. December kein Fleisch. Ja, Herr August Horn, der sonst so pflichtgetreue Inspector von Sta.-Clara, gestand mir ganz offen, ich könnte ganz unbefangen erklären, die Colonisten von Sta.-Clara hätten seit Ende September bis damals (im Februar), mit Ausnahme eines einzigen males im Anfang des Januar, als Herr Ottoni von Rio kam, niemals genau die contractgemäßen Nahrungsmittel bekommen.

Ueber die Lieferungen um Philadelphia herum müssen wir beruhigter sein, denn Ottoni versicherte, daß die Colonisten genau ihre Lieferungen bekämen und daß alle die Lügner wären, welche etwas dagegen zu sagen hätten. Und Ottoni „is an honourable man". Auffallend ist es aber genug für mich gewesen, daß gerade der Mann, mit dem Ottoni mich aufforderte zu sprechen über die Lage der Colonisten, weil er „ein glaubwürdiger, ordentlicher Mann" wäre, Daniel Schlitter von der Boa-Vista, einer der hartverfolgten Schweizer aus S.-Paulo, ein Mensch von seltenem Muthe, mir lachend erzählte, daß die Colonisten auf der Boa-Vista im laufenden Monat nur Maismehl bekommen hätten, und daß ebendaselbst eine Frau mir klagte, sie hätte seit sechs Wochen kein Fleisch erhalten.

Zuletzt fiel mir im Magazin von Sta.-Clara sogar noch Maß und Gewicht auf. Kein Gewicht war von irgendeiner Municipalkammer gestempelt. Das Quartmaß hatte keine gesetzliche Marke. Auch war sein innerer Raum mittels einer derben Scheidewand in zwei Hälften getheilt, sodaß wenn wirklich das ganze Maß richtig war, dennoch das

Messen mit demselben dem Käufer einen Schaden von $2^2/_5$ Procent zu Wege brachte. Und so unredlich ging man mit dem Messen um, daß, als vor meinen Augen einmal einem Colonisten sein Proviant vorgemessen ward und ich die Hinterlist des Messenden beim Einschütten bemerkte, ich durch einiges kräftiges Aufstoßen des scheinbar vollen Maßes den Umstehenden bewies, daß noch ein voller Finger breit an dem Maße fehlte.

Ich kann, da ich nun einmal meine Leser genau in das schlechte Treiben am Mucuri einführen mußte, diesen höchst tadelnswerthen Zustand im Vertheilen und Vorenthalten der gesetzmäßigen Nahrungsmittel nicht ruhiger darstellen als in folgendem Schreiben.

Kurz vorher, ehe ich an den Mucuri kam, hatten sich die Familienhäupter auf dem Macaco zu einer Bittschrift vereint. Als ich von Philadelphia zurückkam, hörte ich davon und copirte sie mir ganz buchstäblich wie folgt:

„Ehrerbietiger Vortrag und Bitte.

„Die ergebenst Unterzeichneten können nicht umhin, dem Herrn Director der Mucuri-Colonien, Th. B. Ottoni, recht dringend zu bitten, Nachstehendes geneigtest prüfen und dessen möglichst baldige Abhülfe beschließen zu wollen:

„1) Unsere Verproviantirung auf die Dauer des ersten Jahres bei Begründung der Fazenden ist eine so mangelhafte, daß wir bei deren Fortdauer anstatt als kräftige Colonisten jedwede Arbeit auf unsern Fazenden rüstig ausführen zu können, vielmehr als schleichende Gestalten zu jeder Arbeit untauglich werden müssen; z. B. verabreicht die hiesige Verwaltung außer Farinha und Boulage (soll Bolacha, Schiffszwieback, heißen) per Kopf auf 14 Tage 1 Pfd. Speck, 2 Pfd. Carne-seeca, $^1/_4$ Pfd. Kaffee, $^1/_4$ Pfd. Zucker und $^1/_4$ Quart Bohnen,

und häufig werden, je nach dem Ausbleiben der Branche, aus 14 Tagen 3 Wochen. Diese Verproviantirung ist eine so geringfügige, daß die Häupter der Familien, selbst bei der genauesten Eintheilung und Einrichtung, nimmermehr im Stande sind, die ihnen zum Anbau überwiesenen Fazenden mit ausdauernder Kraft zu bearbeiten und den durch Krankheiten der Acclimatisation und Geschwüre ohnehin geschwächten Körper in genügender Thätigkeit zu erhalten.

„Wer nun mehr Kaffee oder Zucker, auch Seife zur Reinlichkeit und zum Waschen der Wäsche nöthig hat, soll nur gegen Baarbezahlung das Nöthige erhalten. Es scheint uns ein solches Verfahren in einem zu grellen Widerspruch mit den so wohlmeinenden Absichten des Herrn Directors Ottoni zu stehen, und erlauben wir uns hierauf zu bemerken, daß es ganz in dem richtigen Verhältniß der Dinge liegt, wenn Colonisten auf Vorschuß von Europa nach Brasilien befördert werden, man von solchen ganz gewiß voraussetzen kann, daß niemand Kapitalien oder sonstigen Geldeswerth mitzubringen im Stande ist. Ein jeder von uns mit seiner Familie ist an den Kaffee von Kindheit an gewöhnt und soll ihn hier in einem Lande, wo der Kaffee gebaut wird, entbehren. Ferner befinden sich mehrere Kranke unter uns; Kranke können selbstverständlich nicht mit schwarzen Bohnen, oft nur mit Wasser und Salz gekocht, und mit Carnesecca erhalten werden, viel weniger werden sie bei solcher Kost genesen. Kann man ihnen statt dessen Mehlspeise, Kaffee mit Zucker, auch Reis vorsetzen, so hat man eher Aussicht, die Kranken sich erheben zu sehen. So auch mit der Seife. Der thätige, arbeitsame Colonist muß sich zu verschiedenen malen des Tags von Schweiß, Staub, Rauch u. dgl. m. reinigen; bloßes Wasser nimmt den Schmuz von der Haut nicht weg; ebenso wenig kann eine Hausfrau schmuzige Wäsche ohne Seife rein waschen. Zum Seifenkaufen mangelt in jeder Wirthschaft das nöthige Geld;

und besteht dennoch die Verwaltung auf Baarbezahlung, nun so mag sie uns Colonisten wöchentlich drei Tage Arbeit geben, um uns dadurch in den Stand zu setzen, höchst nöthige Baareinkäufe machen zu können. Durch diese wöchentlich drei Arbeitstage sind wir aber wieder gehindert, auf unsern Fazenden zu arbeiten, wodurch wir wieder immer weiter von unserer Hauptarbeit abgehalten werden.

„Herr Director! Es ist Ihr Wunsch, die Urwälder am Mucuri durch deutsche Arbeitsamkeit und durch deutschen Fleiß in Ackerland zu verwandeln, um dadurch die allererste volkliche Wohlfahrt zu begründen; wir sind nun dem Rufe Ihrer Agenten in Europa gefolgt, sind herübergekommen in die Urwälder und wollen beweisen, was deutscher Fleiß und deutsche Thätigkeit vermag; aus demselben Grunde aber bitten wir auch ebenso dringend wie ganz ergebenst, daß unsere Verproviantirung für die Dauer des ersten Jahres in hinreichendem Maße uns überwiesen werde; denn in eben dem Maße wir Colonisten danach streben, unsern Verpflichtungen dem Herrn Director Ottoni gegenüber nachzukommen, in demselben Maße erwarten auch wir die Erfüllung der Verpflichtungen uns gegenüber.

„2) Möge es dem Herr Director Ottoni gefallen, in dem Magazin der Verwaltung zu Sta.-Clara einen entsprechenden Vorrath an eisernen Kochgeräthen zu halten, wovon uns das Nöthige ebenfalls auf Vorschuß verabreicht werde, denn Kochgeschirr hat wol niemand in hinreichendem Maße mitnehmen können.

„3) bitten wir den Herrn Director inständigst, geneigtest veranlassen zu wollen, daß zu Sta.-Clara gleichwie zu Philadelphia Nutzvieh verschiedener Gattung, vorzüglich Ziegen, Schafe, Schweine, Hühner, Enten und Gänse gehalten werden, welche wir alsdann zu unserm Nutzen beziehen können, denn Ackerbau ohne Viehstand ist ein Unding; und

können wir auch genanntes Vieh rascher und besser entnehmen, als die weite und beschwerliche Reise nach Philadelphia und zurück es gestattet, und

„4) ergeht unsere ergebenste Bitte dahin, geneigtest beschließen zu wollen, daß mit Zeit und Gelegenheit dafür Sorge getragen werde, einen protestantischen und katholischen Schullehrer hierorts anzustellen, damit unsere Jugend Gelegenheit findet, sowol in Schulkenntnissen als auch in dem Worte Gottes des Nothwendigsten unterrichtet werden zu können. Wir werden durch anhaltenden Fleiß und Ausdauer gewiß alles dasjenige nach Kräften gut machen, was der Herr Director Ottoni an uns und unsern Kindern Gutes erweist.

Macaco bei Sta.-Clara, den 26. Januar 1859.

(Folgen 33 Unterschriften der Familienhäupter.)"

Diese Bittschrift sollte Herr Horn dem Director, wenn er von Philadelphia kommen würde, überreichen. Ich brauche ihr keinen Commentar weiter hinzuzufügen. Die Gelindigkeit des Tons und die Demuthsmiene der Supplikanten kommen daher, daß sie Ottoni für einen großen Mann hielten und große Furcht vor ihm hatten. Nur den Ausdruck „mehrere Kranke" muß ich modificiren. Ich fand leider sehr viele Kranke unter ihnen, wie sie denn ja auch vorhin von ihren Acclimatisationskrankheiten und Geschwüren geredet hatten.

Ich nahm mir vor, diese wörtliche Abschrift nebst andern Documenten bis zum Kaiser gelangen zu lassen. Viel zu sehr war ich von seiner Herzensgüte überzeugt, als daß ich auch nur einen Augenblick Bedenken trug, solchen Angstruf hintergangener Waldhäuer bis in das Kaiserschloß von S.-Christovão zu bringen, wo, wie ich damals hoffte, das Document mehr Wirkung thun möchte, als wenn Horn das Original

an Ottoni gegeben hätte. Mußte doch am Mucuri sich alles glücklich und zufrieden stellen, war doch jede Klage streng verboten, jeder Klagende der Strafe des Directors im vollsten Maße verfallen!

Von der Wahrheit dieser letztern Behauptung kann ich die schlagendsten Beweise führen. Unter den vielen Klagenden in Philadelphia befand sich auch ein Mensch, der mir sein Leiden mitten auf dem Platze von Philadelphia vorklagte in Gegenwart des Ingenieurs Schlobach. Ich sagte ärgerlich zu letzterm: „Nun hören Sie einmal, was das wieder für Geschichten sind! Redet der Mann die Wahrheit?" Schlobach erwiderte: „Ja, recht hat der Mann." Ich sprach mit Ottoni; aber da ward jener Klagende gleich zum Lügner mit andern Ehrentiteln gemacht und die Geschichte war abgethan. Tief empört ging der Mann seiner Wege.

In Sta.-Clara schon erhielt ich folgenden Brief, der mich wirklich lachen machte, obgleich er nicht fröhlich geschrieben war, der aber für den Schreiber ganz gewiß kein verlorenes Blatt, keine erfolglos verhallende Klage bleiben sollte:

„Philadelphia, 13. Februar.

„Geehrtester Herr Doctor Lallermann!

„Sie entsinnen sich vielleicht noch meiner Person, wo ich am Mittwoch vor Ihrer Abreise auf dem Markte in Gegenwart des Herrn Robert Schlobach meine Klage erhob und Herr Schlobach Ihnen auf die Frage: «Hat der Mann recht?» es mit Ja beantwortete. So sollte ich nach Ihrer Abreise am Sonntag, als ich zum Empfang wegen Lebensmittel nach der Stadt kam, von Herrn Augusto Ottoni durch Soldaten arretirt und gewaltsam von meiner Frau, welche sich noch im Wochenbette befindet, gerissen werden. Ich sollte keine Lebensmittel mehr erhalten und sollte machen, daß ich fortkäme;

auf mein Verlangen, mich nach Rio zu schaffen, wollte er jedoch nicht eingehen. Ich ersuche Sie recht dringend um Hülfe in unserer bedrängten Lage.

„Mit Ihrer Achtung bin ich ganz ergebenst

Hermann Hoppe, Colonist am S.-Benedict."

Einen andern Brief erhielt ich später, worin mir jemand bitterlich klagte, wie seit meiner Abreise von Philadelphia alle diejenigen, die gegen mich geklagt hätten, auf das schändlichste behandelt und vom Director mit wüthend zusammengeballten Fäusten bedroht würden. Um so origineller ist dieser Brief, weil er auch eine Einsicht gibt in sonstige Zustände von Philadelphia. So z. B. sah ich aus ihm, warum einer Witwe Koch am S.-Jacintho so viel Gutes gethan ward. Sie hatte eine liederliche Tochter von 18 Jahren, die in Philadelphia viel galt und von den Leuten warm gehalten ward.

Vielleicht ist auch folgender Brief, den der Schreiber plötzlich abgebrochen hat, nicht weniger charakteristisch. Ich traf einen Mann, als ich nach Philadelphia hinaufritt, etwa eine halbe Legua vor dem Ort. Er fiel mir auf wegen seines ordentlichen Ansehens und ich fand, als ich mich in ein kleines Gespräch mit ihm einließ, einen Menschen von guter Erziehung, bei dessen Colonie ich vorbeigekommen war, ohne heranzureiten. Ich versprach ihm, mich für meine Landsleute am Mucuri nach besten Kräften zu bemühen, und schlug ihm vor, mich dazu schriftlich zu orientiren und mir seine eigene Lage darzustellen. So entstanden folgende Zeilen.

Ein Theil des Briefes redete von der Seereise. Im Anfang des Juni 1858 ging der Mann mit seiner Familie in See, kam nach einer Reise von neun Wochen in Rio-de-Janeiro an und wurde auf das Dampfboot der Mucuri-Compagnie übergeschifft.

Ueber das Leben am Bord auf der Reise von Europa

nach Rio hatte er viele Klage zu führen. „Aber bei unserer Ausschiffung", fährt er fort, „wurde von jedem Passagier die Unterschrift verlangt, daß demselben alles vollkommen und nach Vorschrift geliefert worden sei; und fast alle mit wenigen Ausnahmen wurden durch freundliches Zureden und ein Gläschen Wein dazu vermocht. Nur ich mit noch wenigen konnte nicht mich hierzu entschließen; da jedoch der Kapitän sich gegen mich und meine Familie persönlich immer freundlich und artig benommen hatte, und er mir versicherte, daß ihm durch die Weigerung meiner Unterschrift ein großer Nachtheil erwüchse, so ließ ich mich auch endlich auf mehrseitiges Zureden zur Unterschrift verleiten.

„Nach zweitägiger Fahrt auf dem Mucuri liefen wir in Sta.-Clara ein, und hier gingen nun eigentlich unsere Leiden und Entbehrungen an. Schon der Empfang des Herrn Inspectors Vogt ließ wenig Gutes erwarten; aber der Aufenthalt auf dem Empfangshause Bellewüste war ein schrecklicher. Der Raum für mich und meine Familie war so beschränkt, daß meine Söhne auf unsern Koffern sitzend ihre Schlafstellen nehmen mußten. Kaffee und Zucker erhielten wir selbst für Geld nicht; schwarze Bohnen und Carnesecca waren die einzigen Nahrungsmittel, welche uns von den Straßenarbeitern, welche von Potsdam dahin gebracht und mit allerhand ekelhaften Krankheiten behaftet waren, ebenso ekelhaft und schlecht bereitet wurden. In Sta.-Clara mußten wir vier Wochen aushalten. Dann wurden wir nach Neuphiladelphia befördert, wo wir nach vierzehntägiger Reise unter vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen anlangten; ich habe nämlich auf dieser Reise mit meiner neun Köpfe starken Familie nur 4 Pfd. Speck und nur schwarze Bohnen mit magerer Carnesecca erhalten. In Philadelphia wurde mir auf mein besonderes Gesuch eine kleine Hütte zur Wohnung überlassen und mir die Fazende Nr. ... an der Straße nach Sta.-Clara angewiesen.

Hier fing ich mit meinen drei, 17, 15 und 13 Jahre alten Söhnen muthig an, so viel vom Urwald zu lichten, daß ich mir einen Rancho bauen konnte, was auch nach vier bis fünf Wochen beendigt wurde; und trotz eintretender Krankheiten, Erschlaffung und überhandnehmender Entkräftung haben wir circa eine Alqueire Urwald gelichtet; aber unsere Entkräftung nimmt täglich zu und ich fürchte, unsere alte deutsche Kraft ist auf immer entschwunden, und ich zweifle, ob ich das mir gesteckte Ziel erreichen werde. Meine Geldmittel sind erschöpft.

„Ich erhalte für meine neun Köpfe starke Familie monatlich 36 Pfd. Speck; allein hiervon ist gewöhnlich von einer Hälfte das Fett abgeschnitten und besteht zum vierten Theil aus Schwarten, Ohren und dergleichen; ein Theil geht durch das Ausschneiden der Maden verloren; so wenigstens ist derjenige gewesen, den ich bisjetzt erhalten habe; jedoch sollten auch bessere Sorten vorhanden sein.

„Außerdem erhalten wir per Kopf wöchentlich 1 Pfd. Rindfleisch, was jedoch von einem Stück ist, das in Deutschland dem Caviller (?) verfallen wäre. Hiervon erhalten aber die Colonisten nur von dem geringern Theil des Körpers; der bessere Theil fällt an begünstigte (!!) Familien und wird verkauft.

„Das Fleisch ist stets so mager, daß es, um es einigermaßen genießbar zu machen, mit Speck angesetzt einen ganzen Tag gekocht werden muß. Von einer kräftigen Fleischbrühe ist demnach gar keine Rede. Farinha, Reis, Bohnen sind gewöhnlich von der schlechtesten Beschaffenheit. Carne-secca, von dem per Kopf nach dem Prospect monatlich 16 Pfd. verabreicht werden sollen, haben wir noch gar nicht erhalten, ebenso wenig haben wir an Zucker und Kaffee nur ein halbes Pfund erhalten. Die Farinha und Bohnen erhalten wir sehr unregelmäßig, und muß man oft drei- bis viermal danach gehen; sobald aber der Monat verflossen, werden sie uns unter dem Vorwande vorenthalten, daß wir sie ja doch nicht

gebrauchen müßten, da wir uns dieselben nicht abgeholt hätten. Da wir uns noch nicht an den Genuß der Farinha, Fuba (Maismehl) und der Bohnen gewöhnen können, so sind wir genöthigt, einen Theil derselben zu verkaufen, um uns Erdfrüchte, Fleisch, Kaffee, Zucker u. dgl. zu kaufen; und so ist das von dem Cacheiro (Commis) Franz ebenfalls als ein Grund angesehen worden, uns einen Theil zu verweigern. So ist mir in dieser Woche auch Speck verweigert worden, obgleich wir in drei Wochen nur 18 Pfd. erhalten haben.

„Mit noch größerer Bekümmerniß und neuen Sorgen sehe ich der nächsten Zukunft entgegen. Da wir zu spät hier angelangt sind, um etwas Maissaat bewerkstelligen zu können, so haben wir noch ein volles Jahr bis zur nächsten Maisernte zu warten, während wir noch sieben Monate lang die Lieferung der Lebensmittel seitens der Compagnie zu hoffen haben. Bei den steigenden Preisen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, dem immermehr zunehmenden Geldmangel und dem geringen Arbeitslohn, wobei selbst noch Mangel an Arbeit herrscht, und unserer täglich zunehmenden Kraftlosigkeit sähe ich dem größten Elend und einem sichern Untergange entgegen, hielte mich nicht die trostreiche Versicherung, die Ew. Wohlgeboren mir zu geben die Güte hatten, noch einigermaßen aufrecht. Selbst in dieser Woche hat sich meine Lage verschlimmert und sich das Benehmen des p. p. Franz, welcher uns die Lebensmittel zu verabreichen hat, schroffer gezeigt. So habe ich noch in dieser Woche 11 Quart Farinha, vom Monat Januar rückständig, erhalten, welche bereits sauer und beinahe unbrauchbar für mich sind, indem dieselben nicht verkäuflich — — —"

So bricht der Brief ab, weil meine Rückkehr von Philadelphia den Schreiber überraschte.

Die folgenden Wochen vergingen mir nun unter mannichfacher Thätigkeit. Gott gab seinen Segen zum Werke. Alle

Auswanderer gewannen wieder neuen Muth, viele Kranke genasen, wenn auch manche starben und auch noch neue Erkrankungen vorkamen. Ich selbst sogar, dessen Gesundheit sich bisher im eigentlichsten Sinne eisern gezeigt hatte, sollte nicht ganz von dem Pesthauch des Mucuri verschont bleiben. Schon in Philadelphia hatte ich infolge vielen Discutirens und Aergers einen heftigen nächtlichen Fieberanfall gehabt. In den letzten Tagen des Februar bekam ich nun in Sta.-Clara ein Quartanfieber, dessen dreimalige Paroxysmen sich abends 7 Uhr einstellten und sehr heftig waren. Durch kräftige Chiningaben stellte ich mich wieder her. Auch hinderten mich die Nachtanfälle nicht in Erfüllung meiner Tagesarbeiten.

Bei diesen Tagesarbeiten und manchen dabei vorkommenden Gesprächen mit Auswanderern bekam ich immermehr Einsicht in alle Verhältnisse. Ich erinnere mich keiner Zeit meines Lebens, wo ich von so tiefem Unwillen anhaltend erschüttert worden wäre wie während jener Wochen am Mucuri. Schon wenn ich von den Auswanderern hörte, wie schändlich man sie in Deutschland verlockte, was man dort alles verspräche, so konnte ich meines tiefen Unwillens kaum Herr werden. Solche traurige Agenten! Solche unverantwortliche Menschenbeschwatzungen! Solche gewissenlose Seelenverkäuferei! Manchmal scheint man sogar unter sehr billigen Bedingungen die Lieferung übernommen zu haben. Als ich einem sonst wohlerzogenen Manne in Philadelphia etwas auf den Leib rückte, wollte er mit der ganzen Geschichte nichts zu thun gehabt haben. Ein anderer, gerade abwesender Herr desselben Ortes schrieb mir nachher einen Brief, worin auch er alle Thätigkeit beim Menschenliefern von sich ablehnte und nur aus reinem Interesse für die Sache zum Engagement mitgewirkt haben wollte. Und doch erzählte mir ein Colonist, daß er mit einem Manne desselben Namens in der Heimat gesprochen hätte und von ihm zum Auswandern engagirt wäre; doch hatte dieser Mann hinzu-

gefügt, der Engagirte möchte nicht erzählen, daß jener Mann selbst beim Anwerben gewesen wäre. War das ein Demetrius oder ein Pseudo-Demetrius? Und wer war es überhaupt? Auf Schleichwegen ging er auf jeden Fall bei dem finstern Geschäft! Und deutsche Regierungen dulden diesen schwarzen Handel mit weißen Menschen!

Zu arg waren auch wirklich manchmal diese Menschenhandelsmarimen. Ich traf eine Reihe von Leuten, welche von sogenannten „concessionirten Agenten" für Rio-de-Janeiro engagirt worden waren; ich habe ihre Contracte gesehen und besitze selbst einen solchen rechtsgültigen Contract zwischen einem concessionirten Agenten N. N. und einem gewissen Eislöffel, in welchem das Schiff Christianssund, Kapitän Gude, am 2. Juli 1858 nach Rio-de-Janeiro absegelnd, den Leuten als Vereinigungspunkt und Transportschiff bestimmt ward. Es fanden sich infolge dieses Engagements 175 Emigranten in Hamburg ein und begaben sich an Bord des genannten Schiffes. Dasselbe segelte wirklich am 2. Juli fort, aber nicht nach Rio, wie es die concessionirten Agenten in den Contracten angegeben hatten, sondern nach Victoria in der Provinz Espirito-Santo, von wo man die hintergangenen, förmlich weggestohlenen Colonisten nach dem Mucuri brachte. Ottoni entschuldigte das Colonisationsmanöver, indem er sagte, er hätte das mit dem kaiserlich brasilianischen Chargé d'Affaires und Generalconsul Correa so combinirt; die Colonisten kämen ihm so billiger.

Andere Menschenladungen kamen zwar nach Rio, wurden aber von dort, ohne irgendeinen Wunsch, einen Willen äußern zu dürfen, nach dem Mucuri geschafft, wobei die Centralisationsgesellschaft in Rio ihre heillose Rolle mit Ottoni gemeinschaftlich spielte, sodaß man zuletzt wirklich nicht mehr weiß, auf wen die größte Masse der Verwünschungen und Verfluchungen, welche die unglücklichen hintergangenen Colonisten

am Mucuri, bevor sie starben, ihren Verführern als nachhaltende Strafe hinterließen, fallen wird.

Angesichts all der Verworfenheiten, die ich in Sta.-Clara erlebte, sah ich mich genöthigt, einen ernsten Entschluß zu fassen.

Ohne das viele Gute zu verkennen, was im Mucuri-Unternehmen zu Tage gekommen war, ohne die Schwierigkeit der ganzen Aufgabe zu verkennen, glaubte ich dennoch alles in meinen Kräften Stehende thun zu müssen, um zu verhindern, daß man nicht noch ferner die Auswanderer dort umkommen ließe.

Eine Actiencompagnie gründend, welche das Kapital von 1200 Contos de Reis (ungefähr 1 Mill. Thlr. preuß. Crt.) repräsentirte und vielfache Begünstigungen und Privilegien vom Staate erlangend, wühlte Ottoni mit großer Gewalt in die Wälder des Mucuri hinein, aber nicht mit schöpferischer Hand, sondern wie ein Elefant, der eben seinen Weg treten will, einerlei, ob er Menschen zertritt wie Würmer. Solange Geld da war, ging das wüste Treiben, und selbst einige Colonisten gediehen. Als aber im Verschleudern der großartigen Summen, während die hübschen Besitzungen der Ottonis immer besser wurden, die Kasse leer ward, blieb das von Menschenarbeit getriebene und mit Menschenwohl so innig verwebte Werk liegen. Daß jetzt die Colonisten im Elend verdarben, schien dem Director einerlei zu sein. Aus der Unternehmung ward eine Schwindelei, bei der man nur das blinde Zutrauen der Actionäre bewundern muß. Statt um schleunige Hülfe für die nothleidenden Colonisten zu rufen, hielt die Direction die Aufmerksamkeit des Publikums hin mit ausweichenden Berichten, Botocudenanekdoten und Erzählungen von feierlichen Einzügen in Philadelphia. Eine offene, reine, genaue Wahrheit kam nie zu Tage; mir scheint die einzige bewundernswürdige Kunst der Direction darin gelegen

zu haben, daß nichts über den Mucuri bekannt ward, was nicht von der Direction gefärbt worden wäre. Die Colonisten, mit Ausnahme einiger, welche von der Verwaltung begünstigt wurden, konnten nie etwas anfangen. Abgeschlossen wie in einem kleinen Paraguay, hatten sie den Fluß hinab keinen Ausweg, und auf der andern Seite, auf dem Landwege durch das Innere war es unmöglich, einen Schrei um Hülfe nach Rio gelangen zu lassen. Aller Möglichkeit beraubt, irgend ihr Recht gegen Unbilde, schreiende Ungerechtigkeiten und rohe Willkür zu bekommen, mußten sie schweigend dulden, hinwelken und hinsterben, ohne je daran denken zu dürfen, daß ihnen einmal Hülfe kommen möchte. Keine Menschlichkeit, kein Rechtsgefühl anders als den Willen Ottoni's anerkennend, übte der Commis Ottoni's, der Subdelegat von S.-Jozé, an der Mündung des Mucuri seines Herrn Befehle aus! Blindlings des Bruders despotischem Willen gehorchend, herrschte Augusto Ottoni als Subdelegat in Philadelphia. Es gab keinen Gott mehr im Himmel, auf Erden keinen Kaiser mehr!

So sich unerschütterlich fühlend in seiner Macht, hatte Ottoni sich an die gesetzgebenden Kammern gewandt um ein Subsidium von 1200 Contos. Im Jahre 1858 hatte ihm die Deputirtenkammer die Summe bewilligt. Doch blieb die Angelegenheit im Senat liegen und sollte dort, nach Eröffnung der Kammern am 2. Mai im laufenden Jahre 1859, debattirt werden. Ottoni, der wol Mittel und Wege kannte, wie man im Senat eine Sache durchbringt, zweifelte nicht an einem günstigen Votum.

Und dann? Dann würde man noch mehr Menschen nach dem ungesunden Fluß hinlügen, noch dreister, noch frecher allem Recht, aller Billigkeit, aller Humanität die Zähne zeigen, noch zügelloser und schamloser fortfahren im

maßlosen Verfolgen von Privatinteressen und Bereichern der eigenen Familie.

Ebenso wenig ich beim Anblick der Kranken von Bella-Vista, als ich von Philadelphia zurückkam, dieselben verlassen zu dürfen glaubte, ebenso sehr hielt ich es für nothwendig, mich nicht mit der Rolle eines einfachen Besuchers und Berichtschreibers zu begnügen. Die Nothleidenden verlangten Abstellung ihrer Noth; das gefangen gehaltene Recht forderte seinen freien Gang; die Todten schrien nach Rache.

Und so beschloß ich denn, nicht nach Bahia zurückzugehen, sondern mich nach Rio aufzumachen und dort vor dem Ministerium und besonders vor dem Kaiser für unsere in Deutschland betrogenen und am Mucuri der schnödesten Willkür, der bittersten Noth preisgegebenen Landsleute aufzutreten.

Wie vieles bleibt mir noch über die Mucuri-Colonisation zu sagen übrig — über den Unsinn, eine Colonie 27, ja 57 Leguas lang auszudehnen, wenn noch nicht ein einziger Punkt die Kraft einer Selbsterisstenz in sich hat und auch absolut keine Nachbarschaft von schon bestehendem, älterm Anbau, von Viehzucht, womit dem eben angelegten Unternehmen zu Hülfe gekommen werden könnte, sich vorfindet, — über den Unsinn, daß der Director dieses unübersehbaren Monstrums in Rio-de-Janeiro als sein eigener Agent lebt und es sich wohl sein läßt in den Genüssen der Residenz, während seine Colonisten darben und wie Schafe ohne Hirten umkommen; denn nur besuchsweise kommt Ottoni zur Colonie, — über den Unsinn, daß er die Sprache fast aller Colonisten gar nicht versteht und mit Händen und Füßen gesticuliren muß, um sich nur mit ihnen zu verständigen, — über den Unsinn, daß infolge allen Mangels einer wirklichen Administration eine so ungeheuere Lebensmittelvertheuerung entstehen kann, in der das Pfund Kaffee 500 Reïs (12 Sgr.)

kostet, wofür man in Hamburg zwei Pfund bekommen kann, — über den Unsinn, ja die tiefe Immoralität, das alles ohne Geistlichen, ohne Lehrer und sogar ohne Arzt abmachen zu wollen, sodaß erst ein Durchreisender nach Zank und Streit es durchsetzt, daß Dr. Ernesto Ottoni für 1 Milreïs (24 Sgr.) die Armen besucht, denen man dann das Blutgeld zu den andern Schulden auf die Rechnung nachträgt!

Aber das sind Zustände, die ich nur andeuten, nicht weiter entwickeln will. Jemand, der nie im Auslande die Noth von Auswanderern gesehen hat, würde sich doch keinen klaren Begriff davon machen, wenn ich die angedeuteten Nothstände auseinandersetzen wollte.

Und doch kann ich mich noch nicht trennen vom Mucuri. Von seinen Wäldern muß ich noch erzählen, von seinen großen Araras und seinen Botocuden, wie wenig sich das auch erzählen läßt. Die bilden eine Welt, vor der der Europäer ob der Fremdartigkeit des Anblicks fast zurückschreckt, dann aber mit gespannter Aufmerksamkeit stehen bleibt als unverwandter Zuschauer, und zuletzt sich abwendet voll von den ernstesten Betrachtungen.

Von der Mündung des Mucuri an bis weit über Philadelphia hinaus, also in einer Ausdehnung von etwa 50 deutschen Meilen deckt ein dichter Wald die ganze Gegend, durch welche sich von Sta.-Clara an die neue Weganlage wie ein dünner Faden hindurchzieht. Daß hier und dort einige hundert Klafter dieses Waldes gelichtet sind und zum Theil zu maistragenden Abhängen umgewandelt, hat bisher nur sehr geringen Eindruck gemacht auf die Physiognomie des Landstrichs; selbst um Philadelphia herum, wo schon eine mächtigere Lichtung sich findet, ist dennoch Wald und immer wieder Wald die einförmige Losung.

In tausendfachem Echo schallt diese einförmige Losung dem Reisenden entgegen, wohin nur immer sein Ruf dringt,

wohin nur sein geistiges Ohr lauscht; aber auch tausendfältige Bilder treten in dem einförmigen Rahmen: Urwald am Mucuri, vor sein Auge.

Während am kaum beendeten Wege eine gleichsam neue Flora sich bildet und dort zusammendrängt, während Solanen, Mimosen, Smilax, Malven und reizende Formen von Passifloren, letztere ebenso anziehend wegen der Blüten wie erquickend wegen der eirunden Früchte, den engen Pfad noch mehr einengen und längs des Waldes ein blühendes Gehege bilden, wo sie in so dichtem Zusammenhange früher nicht standen: sehen wir zwischen ihnen hindurch recht eigentlich in den Wald hinein, wenn auch gerade nicht sehr weit. Hier fügt sich wieder Säule an Säule, Baumschaft an Baumschaft, kein einziger von jener ungeheuern Dicke, wie man im tropischen Urwald Stämme erwartet, wohl aber erstaunenswürdig wegen der Länge der Holzmasse im Stamm bei ansehnlicher Dicke.

Vor allen Bäumen ziehen da wol die gewaltigen Sapucayas, jene mächtigen Lecythis ollaria das Auge auf sich. Bis zu 7 Fuß Durchmesser sah ich sie im Gebiete des Mucuri. Und solch ein Stamm erhebt sich lothrecht und trotz der rauhen Rinde dennoch vollkommen walzenrund 70—80 Fuß hoch, ohne einen Knoten zu zeigen, ohne einen einzigen Ast abzugeben. Solch ein Baum enthält alles, was die Pflanzenwelt an Mächtigkeit der Ausdehnung und Eleganz der Form nur immer hervorbringen kann. Araucarien und Palmen können zwar mit den mächtigen Stämmen der Sapucaya wetteifern, aber in andern Gegenden, in anderer Weise. Ich möchte einmal eine wuchtige Araucarie von den Quellen des Uruguay, eine Lecythis vom obern Mucuri und ein Ceroxylon andicola vom Fuß der Serra von Choco zusammenstehen sehen; die würden ein ungeheueres Baumtriumvirat bilden. Doch möchte ich nicht entscheiden sollen,

welcher Baum der schönste wäre. So edle Naturformen können gar nicht miteinander verglichen werden; in ganz gleicher Weise ergötzen sie Auge und Gemüth.

Diesen Sapucayas gesellt sich als rechter Charakterbaum in den Waldungen des obern Mucuri vor allen andern die Barriguda hinzu, ein Bombax von gewaltiger Ausdehnung. Unwillkürlich wird wol jedes Reisenden Auge, und zwar in manchen Districten der angedeuteten Waldungen fast ununterbrochen von dem mächtigen Stamm dieser Barrigudas angezogen, der unmittelbar über seiner Wurzel sonderbar anschwellend, meistens mehr nach einer Seite hin und gleichsam mit einem Bauche beginnend (barriga ein Bauch, barrigudo bauchig), dann ebenfalls vollkommen walzenrund und mit ganz glatter Rinde hoch emporsteigt, wobei noch das merkwürdig ist, daß alle Stämme mehr oder minder deutlich in Zwischenräumen von 2—3 Fuß von Ringen umgeben sind, die in gewisser Hinsicht an die Ringe eines aus mehreren Stücken zusammengesetzten Mastes erinnern. Ich habe Barrigudas von 7 Fuß Durchmesser gemessen, Bäume, welche ebenfalls 60—70 Fuß emporsteigen, ohne einen Ast abzugeben. Wenn das eine Wesenheit großer Urwaldsbäume ist, daß sie auf langem, mächtigem Stamme nur geringe Aeste tragen, so ist der Barrigudabaum recht eigentlich ein Urwaldsstamm; man trifft Bäume, die kaum einige Aeste, kaum einige dürftige Blattbüschel an den Enden der Zweige tragen.

Und das hat seinen sehr guten Grund. Eine Barriguda oder, wie ich den Baum auch nennen hörte: ein Barrigudo würde eine bedeutende Krone gar nicht tragen können. Haut man an irgendeiner Seite die starke Rinde durch und entfernt aus dem Stammholze nur ein einigermaßen bedeutendes Stück, so knickt, während andere Waldbäume von festem Gewebe bis auf das letzte Viertel angehauen werden müssen,

wenn sie umfallen sollen, die Barriguda zusammen wie ein Halm, und zu unserm Erstaunen finden wir ein so loses, leichtes Holz im Riesenstamme, daß es getrocknet die Leichtigkeit vom Kork besitzt und allgemein auch die Stelle des Korks vertritt, eine Eigenthümlichkeit, die bei der Mehrzahl der Bombaceen vorkommt.

Außerordentlich weit stehen die sogenannten Jahresringe des Stammes dieser Barriguda auseinander, sodaß der Baum besonders schnell zu wachsen scheint, eine Eigenschaft, die bei jungen Bäumen auffallend hervortritt. Ich habe später Bombaceen gesehen, die in 20 Jahren die Dicke von 8 Fuß Durchmesser erlangt hatten. Vielleicht ist diese Bemerkung nicht unwichtig für die Altersbestimmungen der großen Adansonien in Afrika und bestätigt eine früher von mir ausgesprochene Bemerkung, daß die Ausdehnung der Vegetationsmasse bei einzelnen Tropenformen nicht dieselbe Bedeutung hat, wie sie sie im Norden haben würde. Auch ist das noch sehr merkwürdig bei der Barriguda, daß die Jahresringe meistens excentrisch um den Mittelpunkt liegen und demnach der sogenannte Mittelpunkt bedeutend gegen den einen Rand geschoben ist. Es scheint dieses mit der bauchigen Anschwellung des Stammes unmittelbar über der Wurzel zusammenzuhängen, welche Anschwellung, wie ich schon angegeben habe, meistens nach einer Seite hin am meisten entwickelt ist und demnach weitere Jahresringe enthält als die gerade aufwachsende Seite.

Es bildet die Barriguda allerdings eine höchst originelle Waldeserscheinung, deren ich am obern Mucuri ganz besonders erwähnen mußte, da der Baum dort außerordentlich häufig vorkommt und recht eigentlich der Charakterbaum ist. Eine höchst sonderbare Verwendung seines Holzes werden wir gleich kennen lernen. Mir hat der ganze seltsam ungeschlachte Baum den lebhaften Eindruck einer großen umge-

kehrten Rübe hinterlassen, welche mit den Blättern in dem Boden wurzelt und an dem letzten Wurzelende in der Luft einige Blätter treibt.

Was nun das animalische Leben betrifft, so erscheint dem Reisenden, der seinen Weg dahinzieht, ohne als Jäger in den Wald einzudringen, die Klasse warmblütiger Vierfüßler sehr sparsam vertreten; ich habe auf meiner ganzen Tour von Sta.-Clara nach Philadelphia hin und her kein einziges Säugethier erblickt, obgleich gerade damals drei Unzen die Gegend des Macaco beunruhigten und mehrfach im Wege erblickt wurden. Auch erwähne ich als eines Curiosums, daß während meines Aufenthalts in Sta.-Clara ein junger Mensch einen Ameisenfresser mit Wickelschwanz (Myrmecophaga tetradactyla) von einem Baume herunterschoß, eine Thierart, die viel seltener gefunden wird als das Tamandua (Myrmecophaga jubata).

Auch kommt der Tapir oder die Ante und die ganze Schar größerer Nagethiere, die für Brasilien so charakteristisch sind, am Mucuri vor als ein geläufiger Jagdartikel, dazu auch häufige Armadille. Ein Tatupeba (Dasypus gigas) ward noch in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Sta.-Clara geschossen; das Thier wog 43 Pfd. Zahlreiche Dicotyles werden besonders von den Botocuden gejagt.

Viel bedeutender ist die Vogelwelt vertreten; überall zeigt sich ihre wundervolle Farbenpracht. Am meisten machen sich die Klettervögel geltend. Schwarze und blauschillernde Crotophagen (Anu) schlüpfen überall schreiend durch das Gebüsch; ihnen gesellt sich manchmal eine schöne, braune Species hinzu mit weißen Augenflecken auf den Seitenrändern des langen und breiten Schwanzes, ein Vogel von bedeutender Eleganz sowol der Form wie der Farbe. Später erinnerten mich ganz ähnliche Augenflecke im Schwanze eines Trogon an jene braune Crotophage. Solche Augenflecke von weißer

Farbe im breiten, großen Schwanze des Trogon mögen Ursache sein, daß man diesen Vogel im Portugiesischen Pavão (Pfau) nennt.

Nichts aber kommt den Scharen mannichfaltiger Papagaien gleich! Ich will hier nichts sagen von den Turmen der Periquitos, diesen grünen Sperlingen der Tropen, die lärmend und sich zankend von Baum zu Baum ziehen, oft so dicht gedrängt, daß einmal ein Colonist, wie man mir erzählte, auf einen Schuß ihrer dreizehn erlegte, — auch nichts von den verschiedenen eigentlichen Papagaien oder Perroquets, die sich überall umhertreiben, wohl aber von den großen Araras, dieses Magnaten unter den Klettervögeln.

Gar zu prächtig sah es aus, wenn so ein Paar Araras oben an den Aesten der Barriguda umherkletterte, denn selten kamen sie in größerer Menge, nie aber einzeln vor. Mit einem kleinen Fernrohr in der Hand konnte ich mich oft gar nicht trennen vom Anschauen der schönen Vögel. Mit den Füßen und dem Schnabel zugleich kletternd und oft noch den langen Schwanz als Stütze benutzend, machten sie die hübschesten Evolutionen, wobei sie oft die Flügel weit ausstreckten oder mit denselben zusammenschlugen, sodaß die Glut ihres rothen Federkleides mit einzelnen blauen Federn in den Schwingen unter dem Glanz der Morgensonne doppelt feurig aufleuchtete. Wenn sie mich bemerkten, so fingen sie ein wirklich furchtbares Gekrächze an mit einer förmlichen Baßstimme und flogen dann bald davon mit sehr raschem Flügelschlag. Ganz aus weiter Ferne her hörte ich noch das laute Schreien der prachtvollen Thiere.

War das verstummt, so hörte ich vielfach auch das bohrende, schrotende Geräusch der Spechte; denn wirklich war es kein Klopfen, wie die nordischen Spechte das beim Jagen machen, sondern ein dröhnendes Bohren. Ich hatte eine hübsche Gelegenheit, die Ursache dieser Eigenthümlichkeit ken-

nen zu lernen. Auf einer eben geschlagenen Roça lag ein rindenloser, dicker Stamm, auf welchem der Länge nach in fast schnurgerader Linie und der Ausdehnung einiger Klafter sich eine Menge kleiner Gruben in Zwischenräumen gebohrt fanden. So eigenthümlich sahen diese etwa einen halben Zoll tiefen Grübchen aus, daß ich fragte, wer sie gemacht hätte. „Das hat der Picapáo (Specht) gethan", erwiderte man mir. Ich nahm die Geschichte näher in Augenschein und fand Folgendes:

Jedes Bohrloch des Picapáo endigte auf den Kanal eines im Baume aufwärts schrotenden Thieres, wahrscheinlich einer dicken Käferlarve, die sich genau in einer gewissen Distanz unter der Oberfläche hielt. Durch das Percussionsgeräusch fand der Specht den Verlauf des Ganges und bohrte unverdrossen mit dem starken Schnabel ein Bohrloch nach dem andern auf diesen Gang, bis er die schrotende Larve gefunden hatte. Kaum kann man eine schlauere und solidere Jagdmanier in der Thierwelt vorfinden als diese.

Urubus, die schon so oft erwähnten schwarzen Geier, bemerkte man anfangs nicht in den Colonieanlagen am Mucuri. Seitdem aber zahlreiche Maulthiere dort umkommen auf dem langen Wege von Sta.-Clara nach Philadelphia, haben sich auch diese dienstfertigen Aasvögel zum Verschlingen der Cadaver eingestellt und in den benachbarten Wäldern niedergelassen. Ich sah sie oft, doch nie in so dichten Scharen wie in den Campos von Rio-Grande, wo sie sich oft zu Hunderten vereint umhertreiben.

Als ich eines Morgens vom Nachtquartier fortgeritten war, entdeckte ich auf dem höchsten Aste eines gewaltigen Baumes zwei Vögel, sitzend in vollkommener Ruhe und mit dem Ausdrucke der vollsten Unerschrockenheit. Es war ein Paar Königsgeier, jene Geierart, die nicht sowol wegen ihrer Größe wie wegen ihrer Stärke und schönen Färbung ausge-

zeichnet ist. Ich glaubte anfangs, daß ich mich geirrt hätte. Doch bestätigte mir Verdier die Richtigkeit des Gesehenen; er selbst hatte vor einiger Zeit einen solchen Ururburey, einen Königsgeier geschossen.

An Crypturusarten (Macuco, Capoeira, Uru u. s. w.) sowie an Penelopiden (Jacu, Jacutinga, Mutum u. s. w.) ist der Wald ebenfalls sehr reich. Ob nicht ein großer Vogel, den man Cancão nannte und den ich paarweise häufig von Baum zu Baum fliegen sah, ohne ihn je genau erkennen zu können, auch hierher gehört, kann ich nicht sagen. Die deutschen Colonisten nannten ihn geradezu einen wilden Truthahn.

Von der Insektenwelt will ich wenig sagen. Und doch zeigte gerade sie mir ihre größten Formen. Den ganzen Tag umflatterten mich die bekanntern großen Morphonen. In dunklern Waldpartien flog die große Eulenart Agrippina von Stamm zu Stamm, ich denke der größte Schmetterling, den es gibt, im Sitzen fast unkenntlich auf der grauen Rinde der Waldbäume. Vielfach hüpfte in kurzem Fluge eine ungeheuere Hymenoptere vor mir auf, unsern Sirerarten ähnlich, einfarbig dunkelblau mit gelber Spitze der Fühlhörner. Ja, einmal belauschte ich in der nächsten Nähe die gewaltige Vogelspinne Mygale avicularia, lauernd vor ihrem Erdloch. Dazu kroch in großer Menge an den Stämmen der Barrigudas jene große Buprestis, der größte Metallkäfer, umher, ganz wie unsere Moschusholzböcke auf den Weiden umherklettern; das Fliegen schien dem erzgepanzerten Thiere in der Hitze herzlich sauer zu werden. In der Natur sehen seine Deckflügel goldgelb aus; es liegt ein dicker, stark nach Safran riechender Staub auf ihnen, der an den Fingern kleben bleibt, wenn man den Käfer angreift. Erst wenn dieser Goldstaub weggewischt ist, bekommt der große Kerl seine grünrothe Metallfarbe. Und all diese großen Insektenformen sah

ich an einem Tage; übersah sie fast mit einem einzigen Blicke.

Auch die Nacht blieb nicht mit ihrer Insektenwelt hinter den Tageserscheinungen zurück. Ritt ich in den Abend hinein, so trieben, nachdem die Schwärme der Sphinxe sich verzogen hatten oder nur noch am schnurrenden Flug um duftende Blüten zu erkennen waren, Tausende von Leuchtkäfern ihr Wesen in den Gebüschen, besonders in der Nähe von Bächen und fruchtbaren Niederungen. Am schnell dahinfahrenden starken Lichtglanz machten sich die Elateren kenntlich; mannichfache Modificationen von rothem, gelbem, grünem und weißem Feuerglanz schienen ebenso viel verschiedene Species zu verrathen. Seltsam ist es immer, daß die todten Leuchtelateren in selbst schon alten Sammlungen eine auffallende Schimmerfarbe behalten in den beiden Leuchtorganen des Brustschildes und, wenn auch geringer, am Kopfe.

Im schroffsten Gegensatze zu dieser schönen Natur, die ich nur in wenigen Zügen, in einigen Hauptformen andeuten konnte, viel seltsamer als Pflanze und Thier, ist mir im Gebiete des Mucuri der Urwaldsmensch entgegengetreten, so seltsam, in so eigenthümlicher Naturbeschaffenheit, wie ich bis dahin in Brasilien noch nichts gesehen hatte.

Botocuden haben von jeher im Gebiete des Mucuri gewohnt unter einer Menge verschiedener Namen: Araras, Nakeminuks, Tapuis oder Tapuios u. s. w., letztere beide Namen als Collectivbezeichnung für alle Indianer in derselben Weise, wie im Süden von Brasilien das Wort Caboclo jeden braunen Waldmenschen bezeichnet. Früher wohnten sie bis zur Meeresküste hinunter, ja die Hauptsubstanz der Einwohnerschaft von S.-José do Porto Alegre stammt von solchen Botocuden her, wie denn ja Botocuden längs der ganzen Meeresküste vom großen S.-Francisco an bis zum Tubarão im südlichen Sta.-Catharina, also auf einem Gebiete von einer

Ausdehnung durch 20 Breitengrade hindurch der vorherrschende Stamm waren.

Unter dem Namen der Araras fanden sie sich am untern Mucuri. Vergebens suchte man sie dort zu aldeisiren, wie ich das schon angegeben habe. Sie zogen sich, um ihre wilde Natur behaupten zu können, weiter nach Westen zurück.

In solchem vollkommen wilden Zustande finden sich denn noch heute Botocuden überall in den Wäldern zwischen Sta.-Clara und Philadelphia. Als der erste Weg ihnen diese Waldungen zu spalten drohte, pflanzten sie gekreuzte Pfeile in denselben als Zeichen einer Kriegserklärung. Man hing einigen Tand in die nächsten Büsche hinein; er ward angenommen, und seitdem hat man sich mit den Botocuden vertragen und sogar Berührungspunkte mit ihnen zu Stande bringen können, sodaß einzelne Horden von ihnen bald nach Philadelphia, bald nach dem Ribeirão-da-Areia, bald zum Gastnelli nach dem Ribeirão-das-Pedras kommen, um dort einzelne Waldproducte gegen Mais und Maniocmehl einzutauschen, aber auch um ebenso bald sich wieder davonzumachen, ohne irgendeine Spur einer ihnen anhaftenden Cultur mitzunehmen.

Diese kleinern und größern Rudel oder Horden von Urwaldsmenschen leben gewöhnlich unter einem Kaziken, der gern den modernen Namen „Capitão" vor den fremden Ankömmlingen führt. Sie haben sich den Wald förmlich eingetheilt nach vertragsmäßigen Verabredungen; jeder Stamm hat so viel Wald, als er zu seiner Ernährung bedarf. Nur in diesem seinem District darf er jagen. Betritt er den eines andern Stammes, so macht er sich zu einem Chiporoka, einem Feind, und hat damit eine Kriegserklärung gemacht.

Mitten in diesen Waldesrevieren wohnen die einzelnen Rudel mit ihrem Kaziken in einer Art von festem Wohnsitz, einer Malocca oder Aldeamento, wie sehr sie auch umher-

ziehen mögen im Walde, um zu jagen und Honig und Wurzeln zu suchen, bei welcher Gelegenheit sich jeder Botocude ein Asyl von Caitéblättern (Blätter der Heliconien und Strelitzien) macht, ganz geformt wie unsere Hundehäuschen. In solchem Zustande suchte und fand auch ich sie in ihren Waldungen.

Wir waren am 9. Februar von Philadelphia fortgeritten und bald vom Hauptweg ab tiefer in den Wald hineingekommen, wo sich längs eines Bachs, des Rio-de-S.-Benedicto, einige neue und noch ziemlich kümmerliche Anpflanzungen von deutschen Colonisten befanden. Dann erreichten wir eine schöne große Lichtung mit vorgeschrittenem, vortrefflichem Anbau und entstehenden soliden Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, eine ausgezeichnete Fazende, deren Ausdehnung und Zustand sie auf den ersten Blick als das Besitzthum irgendeines Mitglieds der Ottoni'schen Familie kennzeichnete.

Und so war es in der That. Wir waren auf der Fazende Liberdade, wo ein Vetter Ottoni's, Herr Joaquim Maia, sich mit Hülfe von Negern, wie alle Ottoni'sche Verwandte, sein kleines Californien herausbildet, während es den deutschen Colonisten streng verboten ist, aber auch von den Umständen unmöglich gemacht wird, sich solcher Hülfe und Arbeit mittels Negersklaven zu bedienen.

Von Joaquim Maia's Fazende schlugen wir einen Fußsteig eigener Art ein, welchen uns, da wir es versuchten, auf unsern Maulthieren zu bleiben, zwei voraufgehende Neger mit großen Waldmessern wenigstens etwas gangbar zu machen suchten. Der Fußsteig war ein sogenannter Bugresteig, den nur die Indianer passiren. Ich war, wie mir Ottoni sagte, der erste Europäer, der diesen Steig je passirte, denn auch Tschudi war nicht zu der Botocudenhorde, die wir aufsuchen wollten, gekommen.

Ich passirte den Weg, wenn wir ihn so nennen wollen,

allerdings in eigenthümlicher Erwartung. Der einsame Pfad, das Halbdunkel des Waldes, die grotesken Baumformen und namentlich die wunderlich holzigen Schlingpflanzen, die wie erstarrte Riesenschlangen dalagen und umherhingen und dann wieder in bretförmiger Breite und unermeßlicher Länge auf- und niederstiegen zwischen den einzelnen Stämmen, stimmten mich durchaus urwäldlich. Ich glaubte hinter jedem Stamm einen Botocuden stehen zu sehen.

Bald trafen wir einige Hijämes, jene oben angedeuteten Schlupfwinkel und Hüttchen aus Heliconienblättern, in denen die Botocuden auf der Jagd die Nächte zuzubringen pflegen. Immer häufiger wurden diese Hijämes, immer neuern Ursprungs schienen sie zu sein. So erreichten wir denn eine kleine Lichtung, in welcher eine unordentliche, von vielem Unkraut fast erstickte Bananenanpflanzung sich vorfand, offenbar eine Botocudenarbeit. Noch einmal drangen wir dann durch ein Waldende hindurch und erreichten nun eine größere Lichtung, auf der sich mitten zwischen Bananenpflanzen und einigem andern Gartenwuchs eine Art von Waldhaus mit einem Nebenhause aus rohem Holzwerk mit Lehmanwurf und einer Ueberdachung aus Rinden und Palmenblättern zusammengefugt befand.

Hier wohnte der Botocudenkapitän Potão. Schon aus der Ferne rief Ottoni diesen Namen, und als wir abstiegen, kam ein Rudel fast ganz nackter Botocuden aus ihren Schlupfwinkeln heraus, Männer, Weiber und Kinder, Potão an ihrer Spitze, um den Kapitän Pogirum (Weißhand), wie sie Ottoni nennen, zu begrüßen, ein widerliches Gewimmel von Weibmännern und Mannweibern durcheinander, kein einziger Mann, kein einziges Weib in der ganzen Horde!

Auffallend hell war ihre Farbe. Das ganze Rudel war fast europäisch weiß, ein krankhaftes, hellgelbes Weiß, welches ich ein chlorotisches, ein bleichsüchtiges nennen möchte, und

welches, zumal bei der fast absoluten Nacktheit der Leute, einen widerlichen Eindruck machte.

Viel auffallender war ihre Form. Leibhaftig standen sie da als Bauchmenschen vor mir, Menschen, bei denen jede Verrichtung, jede Gliederung in der ganzen Form um des Bauches willen vorhanden ist, um dieses Götzen willen, der allein den Wilden der südamerikanischen Waldungen regiert und bewegt. Auffallend erschien mir bei allen Individuen der Rumpf groß im Verhältniß zu den Extremitäten und besonders der Bauch entwickelt. Eine schöne Muskelentwickelung fand sich an Brust, Schultern und Oberarmen; die Unterarme aber waren dünn und endigten in schmächtige Hände. Dazu war die Bildung der Schenkel und Beine so erbärmlich, daß sie bei einigen förmlich hektisch aussah.

Die Köpfe schienen mir leicht mongolisch modellirt mit flacher, enger und knochiger Stirn. Im Gesicht, in den Augen lag etwas, was sich mit Worten gar nicht wiedergeben läßt. Diese Leute, diese Botocuden sehen nichts, bemerken nichts; diese glanzlosen Augen drücken nicht das Allergeringste aus; sie haben einen vollkommen idiotischen Anstrich. Wenn ich bei diesen Waldmenschen etwas bezeichnen soll, was mir als Hauptkriterium ihrer Eigenthümlichkeit erschienen ist, so ist es entschieden das Auge oder vielmehr, daß gar kein Blick vorhanden! Matt, flau, planlos, nichts aufnehmend, nichts wiedergebend schweift das Auge, der Blick wie ein welkes Blatt im Winde hierhin und dorthin. Keine Furcht, keinen Muth, nichts, nichts entdeckt man darin. Höchstens das macht dem Botocudenauge Furcht, daß ihn das untersuchende Auge des Europäers, des Culturmenschen trifft. Da schleicht der Blick des Waldmenschen sich gern seitwärts davon, ja der ganze Mensch möchte sich seitwärts davonschleichen, gleich als ob er es ahnte, daß der fest hinschauende Blick des Culturmenschen nach angestellter Analyse

lauter Negativitäten im Botocuden herausfände und das ganze Individuum, die ganze Horde, alle Botocuden in Nichts auflöste.

Klötze trug niemand von Potão's Leuten in Ohren und Lippen. Doch hatten die ältern Leute ziemlich große Löcher theils in den Ohren, theils in der Unterlippe. Die Männer hatten sich ein Stück Zeug um die Hüften geschlagen, die Frauen sich eine Art Vorhang um den Hals gehängt, sodaß er Brust und Bauch bis zu den Knien herab bedeckte, die Rückseite des Körpers aber vollkommen bloß ließ. Ganz offenbar hatten sie diese Mummerei erst vorgenommen, als sie uns kommen hörten, denn unter sich gehen sie ganz vollkommen nackt.

So standen sie da in einer Reihe mit einer Art von Grinsen im Gesicht, Lemuren des Waldes und Fledermäuse, die zwischen Mensch und Thier umherflattern, ohne sich von der Natur des letztern frei machen, sich zur Lichtseite des erstern aufschwingen zu können.

Jetzt sollte ich auch einige von ihren Kunststücken sehen. Potão, dem eine ziemlich große scirrhöse Geschwulst der Unterlippe an der rechten Seite das Gesicht noch mehr entstellte, als es seiner Botocudennatur nach schon war, nahm seinen Bogen und schnellte einen Pfeil in die Luft gerade in die Höhe. Der Pfeil flog wirklich außerordentlich hoch. Unser Ausruf des Staunens machte den Wilden ganz stolz. Er schlug sich mit der flachen Hand auf die Brust und rief laut: „Potão jacjeminuc" (gut, stark)! Nun steckte ich ein Zweimilreïsstück, eine Silbermünze etwa so groß wie ein Fünffrancsstück, an einen Bananenbaum fest, in einer Distanz von etwa 30 Fuß. Potão mit drei Leuten schoß wiederholt danach. Mit enormer Gewalt sausten die Pfeile zum Ziele, aber kein einziger Schuß traf; ja kein einziger Pfeil kam auch nur in die nächste Nähe des Geldstücks. Ein scharf

sehender Europäer würde vielleicht noch mehr Geschick gezeigt haben als die Botocuden. Und woher kam diese Ungeschicklichkeit bei den Bogenschützen, die nicht leicht einen Vogel verfehlen? Weil sie nicht gewohnt sind, nach einem Silberstück zu schießen, weil sie es gar nicht kennen, seine Distanz gar nicht tariren können, weil sie es vielleicht gar nicht einmal sehen. Hätte ich einen todten Vogel an die Stelle der Münze gesteckt oder eine Banane, ich glaube, jeder Pfeil hätte sein Ziel durchbohrt.

Wir ritten durch ihr Gehöft hindurch und setzten durch einen Bach. Eine vom Unkraut fast vollkommen wieder verwachsene Picade führte uns längs eines Abhangs wieder in den Wald hinein. Gleich im Eingange des Waldes trafen wir einen kleinen Botocudenjungen mit Pfeil und Bogen, welcher auf die Jagd ging. Der kleine, ganz nackte Jäger sah wirklich gut aus. Ein größerer, ebenfalls vollkommen nackt, gesellte sich zu ihm. Beide führten uns durch den Wald zu einer Klärung und einem ganz ähnlichen Aldeamento, wie wir es eben verlassen hatten.

Hier wohnte der Kapitän Macgirum mit seinem Botocudenrudel. Wir erlebten ganz dieselbe Scene wie beim Kapitän Potão. Nur war Macgirum selbst viel voller und besser gebaut als sein dünnbeiniger Nachbar.

Ich gab Macgirum durch Zeichen zu verstehen, daß ich seinen Rancho auch gern einmal inwendig besehen wollte, was er mir denn auch erlaubte. Der Rancho war in zwei Hälften abgetheilt. Die erste Hälfte schien zum Wohnen zu dienen. Ein Koatifell und einige Caitéblätter lagen am Boden; in der Mitte standen einige leere Calebassen. Die andere Abtheilung diente zum Kochen und Schlafen, — eine sonderbare Combination in den Augen des Europäers, der nicht weiß, daß die Indianer im Walde immer bei einem Feuer schlafen —; in dieser Abtheilung hockte Macgirum's

Frau am Boden und röstete an einem Feuer Maismehl in einer Pfanne. Ueber dem Feuer hingen in einem Bündel zusammengebunden viele Ausschnitte von Bambusrohr, aus denen nachher Pfeilspitzen gemacht werden. Pfeile und Bogen standen in den Ecken umher.

Am meisten interessirte mich eine Spindel der Botocudin, womit die Fasern der Embirarinde (vom bombax pubescens) und selbst Baumwolle zu feinern und gröbern Schnüren zusammengedreht werden. Es gelang mir, der wilden Dame, die ein wirkliches Scheusal war, das Ding abzuhandeln. Freilich war es weiter nichts als ein kleiner Flaschenkürbis, durch den ein dicker Stiel hindurchgeht; aber immer war es doch ein Wahrzeichen einer beginnenden Kunstfertigkeit inmitten der rohesten Menschennatur. Auch mochte die Nähe von Philadelphia diesen Botocuden schon manches Eigenthümliche ihrer wilden Beschaffenheit abgestreift haben. Kein einziges Individuum trug den berühmten Botocudenklotz mehr in den Lippen. So halten wir uns denn nicht länger bei den unheimlichen Geschöpfen auf, um so weniger, weil wir bald einem noch ganz originellen Botocudenrudel begegnen werden.

Einige Botocuden begleiteten uns in den Wald hinein und zu jener krautbewachsenen Picade, die von Macgirum zum Potão führte. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit hatten die Botocuden den Weg gesäubert; wir fanden einen breiten, offenen Pfad, wo wir uns vor zwei Stunden durch dichtes Pflanzengewirr hatten hindurchdrängen müssen.

Wir kamen denn leicht zu Potão's Rancho zurück. Hier wollte Ottoni einige Bananen haben und sagte vor der Thür zur Frau des Kaziken: „Pogirum sicorana", d. h. Weißhand ist hungerig! Die Alte wiederholte das in einem heulenden Tone, als ob sie bitterlich weinte. Denn in der That kennen diese Menschen nur ein, aber ein entsetzliches Unglück,

das des Hungerns. Und so bekamen wir denn Bananen. Bataten wollte die Botocudin uns auch rösten, aber wir dankten und ritten von dannen.

Man wollte uns einen nähern Bugresteig führen und brachte uns dadurch in ein Gewirr von Wald und Taquara, daß wir sammt unsern Thieren fast stecken blieben; denn in der That sind diese Steige nur für Urwaldsmenschen angelegt. Nach vielem Klettern und mühsamem Marsch, wobei wir unsere Maulthiere hinter uns herziehen mußten, — Pferde hätten solche Tour wol schwerlich ausgehalten, — blickten wir in eine schöne Klärung, deren Ausdehnung und Anbau wieder auf eine Dotirung der Ottoni'schen Familie schließen ließ. Wirklich trafen wir eine zweite Pflanzung des Joaquim Maia an; sie heißt das Universo.

Ein kleiner, zum Betriebe eines Mühlwerks abgeleiteter Bach führte uns längs einer Waldhöhe zur Fazende Liberdade zurück. Die Sonne wollte schon sinken, und wir hatten unsere Zeit sehr nöthig, um Philadelphia noch zu erreichen. Aber langweiliges Ceremoniel und übertriebene Höflichkeit, die allen Parteien gleich lästig war, zwang uns, auf der Liberdade noch erst zu Mittag zu essen. Nach dem Mittagsessen schien es kaum mehr möglich, noch Philadelphia zu erreichen. Und wirklich blieb Ottoni bei seinen Verwandten. Wir aber, Schlobach, ein Brasilianer und ich, nahmen noch einmal unsere müden Thiere vor und ritten in das Waldesdunkel hinein, in welches der Mondschein einige Helle vergebens hineinzubringen sich bemühte; am S.-Benedictobach war es so dunkel, und wir ritten uns so fest, daß wir laut schrien, um uns aus den benachbarten Colonisten einen Wegweiser herbeizuschreien. Das gelang uns auch. Eine junge Schweizerin kam mit einer hellen Fackel eine Roça herab zu uns und zeigte uns muthig wieder in den Waldweg hinein. Das Geschick unserer Maulthiere that das Weitere, und wir

kamen, wenn auch etwas geschunden und zerkratzt, glücklich vor Mitternacht in Philadelphia an.

Wenige Tage darauf befand ich mich auf dem Rückwege nach Sta.-Clara. Ich war am 12. Februar schon um 2 Uhr zu Verdier am Ribeirão-da-Areia gekommen, um mit ihm die am Urucu wohnenden Botocuden aufzusuchen, die mit ihrem Kapitän Juquirana manchmal nach Verdier's und Gasinelli's Wohnung kamen. Mit dem freundlichen, dienstfertigen Franzosen ging ich von der Straße ab in einen düstern Bugresteig hinein. Wir gelangten tief in den Wald, erstiegen eine Waldhöhe und suchten nach den Botocuden, ohne auch nur einen anzutreffen, obwol ihr Steig, wie wir genau sehen konnten, erst ganz kürzlich gesäubert worden war. So laut wir nur konnten, riefen wir den Kaziken Juquirana; aber nirgends wollte ein Gegenruf ertönen. Uns blieb nichts weiter übrig, als bei Zeiten, um nicht von der Nacht im Walde überfallen zu werden, das Dickicht wieder zu verlassen, in welchem es schon stark dämmerte. Mir war es sehr leid, die Wilden nicht getroffen zu haben.

Am Nachmittag des folgenden Tags, als ich eben zu Gasinelli am Ribeirão-das-Pedras hinabritt, rief mir der hinter mir reitende Neger zu: „Sehen Sie sich einmal um, wer hinter Ihnen geht!"

Ich sah mich um. Unmittelbar hinter meinem Maulthier lief mit rüstigem Schritt und dem heitersten Humor im Gesicht ein kräftig gebauter Botocude, ungefähr 30 Jahre alt, so nackt, wie ihn Gott erschaffen, nur mit Pfeil und Bogen in der Hand. Hätte ich ihn nicht an seinem Gesicht als einen Botocuden erkannt, ich würde den hellen Menschen für den ersten Augenblick zu einem Europäer gemacht haben, der ein Vergnügen darin fände, nackt im Urwalde umherzulaufen.

Ich gab dem lustigen Gesellen die Hand und fragte nach Juquirana. „Juquirana hijäme", erwiderte er und wies mit

der Hand voraus, woraus ich schloß, der Kazike möchte auf einem Jagdzuge gerade vor uns sein. Und wirklich waren wir kaum eine Minute vorwärts gekommen, als eine Reihe nackter Botocuden von jeglichem Alter und Geschlecht aus dem dichten Gebüsch hervorsprang und mich begrüßte. Zwei oder drei Männer gingen mit mir zu Gasinelli, wo ich abstieg und noch einige Botocuden traf.

Kaum hatte ich Zeit gehabt, mich etwas vom Ritt in der brennenden Sonne zu verschnaufen, als auch schon die ganze Horde ankam, Männer, Weiber und Kinder von allen Altersperioden, alle so vollkommen nackt, alle so gänzlich ohne die geringste Verlegenheit nackt zu sein, daß der Anblick wirklich der seltsamste war, den ich je von Menschengruppen gehabt hatte. Juquirana befand sich an ihrer Spitze, ohne daß ihm irgendein Vorrang eingeräumt zu werden schien.

Auch in dieser Horde trugen die Männer keine Klötze, weder in den Lippen noch in den Ohren. Doch hatten einige von ihnen bedeutend große Löcher in den Ohrlappen zur Aufnahme eines Holzes. So sahen sie nur wenig entstellt aus, und die nackten, durchweg kräftig muskulösen Männer, die unbedingt besser gebaut waren als ihre Stammesgenossen bei Philadelphia, und ihre nirgends bemalte oder tätowirte hellrothgelbe Haut ungemein rein hielten, machten wirklich einen vortheilhaften Eindruck. Juquirana war der einzige, der von meiner Größe war, ungefähr 5½ Fuß; die andern waren alle kleiner.

Grausig sahen dagegen die Weiber aus. Ohne irgendeinen Ausdruck von Weiblichkeit im Gesicht, kurz und fleischig gebaut, standen sie halb blödsinnig lächelnd da, keine Spur, auch nicht die mindeste, von Schamhaftigkeit oder Befangenheit verrathend, die volle Vorderseite dem Blicke darbietend, ohne an die allergeringste Verhüllung zu denken, und wäre sie auch nur jene Einwärtsbiegung eines Knies, wie Leonardo

da Vinci sie an seiner berühmten Leda gemalt hat und Wilkes sie uns in seiner „Weltumsegelung" von den Frauen der Südsee erzählt, — so standen diese Botocudinnen nackt zwischen den nackten Männern umher, Weibergestalten in der abschreckendsten Form, ja mehr als das, in einer wirklich entsetzlichen Weise.

Und dennoch hielten diese Botocudinnen auf zwei Toilettenstücke mit großer Gewissenhaftigkeit. Das eine war ihr Klotz in der Unterlippe, eine kreisrunde Scheibe aus dem Holze der Barriguda, um welche die Lippe wie ein rothes Band herumliegt. Beim Essen, Trinken, Sprechen geht diese Scheibe wie eine Klappe auf und nieder, ohne je herauszufallen, und es hält ungemein schwer, die Frauen dazu zu bewegen, die Scheibe aus der Lippe herauszunehmen. Nur bei zweien gelang es mir, sie durch Darbietung von Manioc-mehl dahin zu bringen, daß sie ihre Klötze aus der Lippe holten und mir schenkten. Augenblicklich aber hielten sie ihre Hände vor den Mund mit dem entschiedenen Ausdruck von Verlegenheit, Aerger und verletzten Sittlichkeitsgefühls. In der That wußte ich nicht, ob sie mit oder ohne Lippenklotz scheußlicher aussähen. Denn ohne die Holzscheibe hing ihnen der Fleischring der Lippe schlaff herunter am Kinn, und aus dem unvollkommen geschlossenen Munde lief ihnen der Speichel heraus. Die größere Scheibe, die ich erhielt, war aus der Lippe von Juquirana's Frau. Sie mißt 2 Zoll und 8 Linien im Durchmesser und ist gerade 1 Zoll dick. Doch hatten einige Weiber noch größere Klötze. Sie liefen indessen davon, als ich Miene machte, sie ihnen abzuhandeln, und kamen erst wieder näher, als sie sahen, daß ich mich mit den zwei eingetauschten Scheiben begnügte. Mit so wenig Wahl nahmen die Botocudinnen das Material zu ihren Scheiben, daß die eine Scheibe, die ich besitze, schon an einer Seite etwas verkohlt ist und nicht einmal parallele Flächen hat.

Ein anderes Toilettenstück war eine schwarze Schnur, die die jüngern Weiber einmal fest um die Wade dicht unter dem Knie geschlungen trugen. Man sagte mir, diese Schnur wäre das Abzeichen der unverheiratheten ausgewachsenen Mädchen. Wenn dem so ist, so wären die meisten Weiber unverheirathet gewesen, und in diesem Falle war es mir ein Räthsel, wie diese schrecklich häßlichen Creaturen einen Mann bekommen wollten.

Einige junge Mädchen und Kinder trugen Ketten um den Hals und um ein Handgelenk, Pflanzensaat, wahrscheinlich von Leguminosen, und Capivarizähne auf Schnüre gezogen. An einigen dieser Ketten waren sogar drei bis vier Glasperlen aus europäischer Fabrik angebracht, die wahrscheinlich einmal im Tauschhandel unter diese Waldmenschen gerathen waren.

Das war alles, was an Kunst, an Schmuck, an Toilette bei diesen ganz unbefangen nackten Geschöpfen zu entdecken war.

In dieser Unbefangenheit drängten sie sich mir nach in Gasinelli's Magazin hinein, wo man mir ein kleines Mittagsessen, Huhn mit Reis, auf einen Tisch gesetzt hatte. Gewaltig schien das bei den Männern die Eßlust anzuregen. Sie setzten sich mir so nahe zu beiden Seiten auf meine Bank, daß ich, um selbst essen zu können, die nackten Gesellen oft mit den Ellbogen von mir schieben mußte. Das half aber nur auf Augenblicke. Gleich kamen sie mir wieder auf den Leib und schauten mir gierig auf das Messer und den Mund, die heiterste Eßlust in den Mienen, wie sie immer nur einem Wohlschmecker im Gesicht geschrieben stehen kann, der sich vor sein Austernfrühstück hinsetzt. Zuletzt wies der eine mit dem Finger auf das Huhn und sagte schnalzend: „Macaco ampiep" (der Affe ist gut) — sie scheinen alle kleine Thiere mit Rippen Affen zu nennen —; ich mußte laut

auflachen und ließ dem ganzen Schwarm Maniocmehl zum Essen geben, wodurch ich selbst Gelegenheit bekam, meine Mahlzeit ruhig zu beendigen.

Dann suchte ich mich durch Zeichen und Vorzeigung verschiedener Sachen mit ihnen in Relation zu setzen und sie etwas zu studiren; aber alles, was ich thun und versuchen mochte, prallte bei ihnen ab. Ich wollte z. B. gern einige Wörter von ihnen erfahren, wies auf die Sonne und sagte: „Tupän!" Dann hielt ich ihnen mit dem Tone eines Fragenden meine Hand hin. Ich wollte auf diese Weise den denkenden Menschen in dem Botocuden herausfordern, mir zu sagen, wie er Hand in seiner Sprache nenne. Statt dessen aber kam mir ein gutmüthiger Affe entgegen. Ein Botocude zeigte genau, wie ich selbst gethan hatte, auf die Sonne, hielt mir seine Hand hin mit demselben Ausdrucke des Fragens wie ich selbst und sah mich dann mit großer Zufriedenheit an. Und nun mochte ich weiter versuchen, was ich wollte, immer gelang es mir nur, sie Orangutang spielen zu machen. Einem Botocuden, der neben mir saß, fühlte ich zählend den Puls. Als ich damit fertig war, nahm er, ganz genau wie ich gethan, ganz mit derselben Miene, wie ich sie wol gemacht hatte, meine Hand, legte seine Finger forschend an meine Handwurzel, ließ sie dort eine halbe Minute ernst und beobachtend, ganz wie ein promovirter Doctor, liegen und sah mich dann, nachdem er alles wunderhübsch nachgemacht hatte, mit dem Ausdrucke vollkommener Selbstzufriedenheit an. So schlug mir alles fehl bei ihnen. Je mehr ich mich an die Menschennatur in ihnen wandte, desto mehr trat diese schüchtern und ungeschickt in den Hintergrund wie ein blödes Dorfkind, und desto mehr stieß ich auf die Affennatur und überzeugte mich mit tiefer Wehmuth davon, daß es auch zweihändige Affen gäbe.

Schon beim Essen hätte ich gern ausfindig gemacht, ob

sie noch Menschenfresser wären. Sie hatten, als man ihnen zuerst in ihren Wäldern begegnete, die Gewohnheit, ihre im Kampfe erlegten Feinde zu braten und zu essen, und hatten, wenn man ihnen das Brutale dieser Kost auseinandersetzen ließ, wol entgegnet, sie sähen nicht ein, warum man nicht, wenn man doch Anten, Pacas, Unzen, Affen u. s. w. äße, auch einen Chiporoka essen könnte, wenn er doch nun einmal erschlagen wäre. Gleiches hatte man mir schon an andern Orten von den Botocuden erzählt. Am meisten sollten sie nach solchen Erzählungen zum Negerfressen geneigt sein und besonders gern die Handflächen und Fußsohlen verschlingen. Sie nennen deswegen auch die Neger Macaco de chão, Affen des Bodens. Erinnert das nicht ganz an die Kannibalen der Südsee, welche die ankommenden Europäer fragten, ob sie lieber von einem kurzen oder einem langen Schweine, d. h. einem Menschen, essen wollten?

Beim Essen also machte ich mit dem vollen Gestus des Essens die Anfrage an den Kaziken Juquirana: „Oh Juquirana, chiporoka ampiep?" Der Botocude erwiderte mir ganz mit demselben Gestus und langsam mit dem Kopfe nickend: „Chiporoka ampiep", ein Feind ist gut! Und dennoch ließ er mich im Zweifel, ob ich die Antwort eines Menschenfressers oder den Gestus eines nachahmenden Affen erhalten hatte, — das eine ebenso möglich wie das andere.

Eine eigenthümlich trübe Stimmung schien gerade auf diesem Juquirana zu liegen. Während die andern Botocuden sich dicht um mich drängten, blieb er in einiger Entfernung stehen und sah niedergeschlagen aus. Er sollte schon 75 Jahre alt sein; ich hätte ihn höchstens für einen Mann von 50 Jahren gehalten; er hatte nicht ein einziges weißes Haar auf seinem Haupte. Bei so vorgerücktem Alter mochte der Botocudenhauptmann doch wol sich überzeugen, daß die Zeit der Wilden zu Ende ginge und die vielen Pogirums,

die „weißen Hände", bald ganz allein herrschen würden, wenn er sich auch noch immer für den Herrn der Wälder am Uruen hielt und anerkannt wissen wollte.

Außer seiner trüben Stimmung unterschied sich der Hauptmann in nichts von seinen Leuten; auch zeigte er keine größere Intelligenz. Nichts reizte seine Neugier, ja nicht einmal seine Aufmerksamkeit. Ebenso planlos, ebenso gedankenlos und gehaltlos wie bei den andern schlichen seine Augen umher. Er blickte nach nichts; er schien gar nichts zu bemerken. Ich ließ ihn durch ein kleines Fernrohr schauen. Allerdings sah er fernere Gegenstände näher und machte mit einigem Lächeln das Zeichen eines gewissen Herankommens aus großer Ferne bis zu seinen Füßen; doch besah er das Fernglas gar nicht, sondern gab es mir wieder, ohne es einmal den andern zu zeigen. Gastinelli hatte ihm ein Cigarrenende gegeben. Mit einem Brennglase zündete ich es an; Juquirana sah wol zu und rief, als nun der Taback dampfte, mit einigem Erstaunen: „Ampeck", Feuer! Aber weiter fesselte ich seine Aufmerksamkeit auch nicht; ja er zeigte nicht einmal den andern das seltsame, von der Sonne herabgeholte Feuer. Doch fing er nicht an zu rauchen. Das fiel mir auf. Hatte ihn vielleicht mein Fernrohr und dann das Brennglas in eine innere Angst vor übernatürlichen Kräften versetzt, und hatte er vielleicht Furcht vor dem seltsamen Feuer?

Da sie auch unter sich nur wenig miteinander sprachen oder vielmehr sich nur angrunzten, anschnüffelten und annäselten, konnte ich von ihrer Sprache nichts auffischen, was der Rede werth wäre. Ihr Ja ist ein kurzes Einathmen, fast wie ein Schluchzen. Die Negation eines Wortes geschieht durch ein näselndes nh oder ŋj; z. B. ampiep gut, nhampiep nicht gut. Beim Zählen machen sie auch seltsame Grimassen. Sie legen den Daumen der rechten Hand an den Mundwinkel und dann drücken sie ihn in die linke Hand

mit dem Worte Teputaplan! Wenn sie z. B. sagen wollen, daß sie in fünf Tagen wiederkommen wollen, so zeigen sie auf die Sonne, machen einen Kreis von Osten nach Westen, drücken fünfmal den Daumen an den Mund und fünfmal in die Hand, indem sie fünfmal teputaplan sagen. Von moralischen Eigenschaften der Menschen kennen sie offenbar nur zwei: ein Mensch ist entweder Jacjemiruck, ein Freund, und dann gut, oder er ist ein Chiporoka, ein Feind, und dann schlecht.

Einige Männer brachten Honig, Ipecacuanha und Unzenfelle zum Umtausch mit sich, wofür sie von Gasinelli Maniocmehl erhielten. Gefäße schienen sie in ihren Waldschlupfwinkeln nicht zu kennen. Daher transportirten sie den Honig in einer originellen Weise. Sie hatten eine große Kugel von lockerm Baumbast gemacht und über dieser den Waldhonig aus den Bienennestern ausgedrückt, bis der Bast vollkommen damit getränkt war. Diese Kugeln trugen sie unter dem Arme. Beim Austausch drückten sie dann die Kugel über einem Teller aus, den Gasinelli ihnen gab.

Die Ipecacuanha hatten sie in ganz kleinen Päckchen in die Blätter der Caité und ganz junge Palmenblätter gewickelt und ein Ende Schlingpflanze darumgebunden. An Unzenfellen, die noch nicht einmal trocken waren, brachten sie drei Stück. Zwei waren von der gefleckten Unze; das dritte hatte die Ringflecken auf rothschwarzem Grunde. Alle drei hatten die Pfeilverwundung vorn an der Schulter; jedes hatte nur eine, aber eine breite Wunde, die offenbar mit einem Taquarapfeil gemacht war, dessen Spitze breit wie ein Messer ist und gewiß eine stark blutende Wunde macht.

Alles, was sie an Producten, an Pfeilen und Bogen besaßen, gaben sie für Mais und Maniocmehl her, womit sie sich sogleich den Bauch voll schlugen. So erstand ich ebenfalls einige Waffen von ihnen. Die Bogen sind aus dem

harten, elastischen Holze der Breichaubapalme (Astrocaryum javari, auch Tonophoenix genannt) gemacht und sind sehr haltbar. Die Pfeile sind leichte Rohre, oben mit einer schon oft erwähnten Taquaraspitze versehen; oder es ist ein aus hartem Holz geschnittenes, mit scharfer Spitze und mehreren Widerhaken versehenes Ende aufgesetzt, sodaß solch ein Pfeil, wenn er einmal eindringt, kaum wieder herauszuziehen ist, sondern meistentheils ganz durch den getroffenen Theil durchgezogen werden muß, nachdem man das Rohr abgebrochen hat.

Die Weiber hatten, da sie nichts einzutauschen hatten, am Tauschhandel bisher keinen Theil genommen. Doch erstand ich außer den schon angedeuteten Lippenklötzen einige Ketten von ihnen, wofür sie ebenfalls zu essen haben sollten. Indessen gab Gasinelli ihnen durch Zeichen kund, daß sie erst einmal tanzen sollten. Und wirklich verstanden sie sich dazu.

Sie bildeten mit den größern Kindern einen Kreis, wobei sie, statt sich an den Händen anzufassen, sich dieselben wechselsweise auf die Oberarme legten, sodaß sie sich ziemlich nahe standen. Mehrere von ihnen trugen ihr jüngstes Kind auf dem Rücken. Diese ganz kleinen Kinder saßen, ebenfalls vollkommen nackt, in dem Reifen einer Schlingpflanze, welchen die Mutter über der Stirn trug. Die Hände der Kinder waren um den Hals der Mutter nach vorn geschlungen und dort von derselben mit einer dünnen Schlingpflanze zusammengebunden, ganz wie man Kälber und Schafe knebelt. So konnten zwar die Kinder nicht herunterfallen, befanden sich aber in einer gräßlichen Position. Und doch werden alle Kinder, die noch nicht laufen können, in der geknebelten Lage hängend und hockend tagelang von den Botocudinnen durch den Wald geschleppt.

Nun begannen die Weiber ein dumpfes Summen und Murmeln, wobei sie mit fest aneinander geschlossenen Füßen

und Knien etwa einen Zoll hoch sprangen und dabei sich etwas im Kreise umherbewegten. Ihr Murmeln ward dann zu einem wirklichen Wortrefrain. Ein Mensch bei Gasinelli im Hause, der einiges von der Botocudensprache verstand und gerade hinzukam, übersetzte mir diese Worte. Der ganze Refrain hieß: Hier ist es gut, hier bekommen wir etwas zu essen!

Die idiotischen, grinsenden Gesichter, die sich auf- und abbewegenden Lippenklötze, die baumelnden Brüste, die vollkommene Nacktheit der Weiber, von denen eine hochschwanger war und zwölf Stunden nach dem Tanze niederkam, die dicken Narben aller auf dem Rücken und dem Kreuz, als den Folgen der brutalen Behandlung der Männer, das ungelenke Aufspringen — das alles machte einen so wahrhaft grausigen Eindruck, daß ich ihn mit Worten gar nicht wiedergeben kann. Gewiß wird ihn jeder Leser empfinden, ohne daß ich ihn weiter darstelle.

Nachdem sie so einigemal auf- und abgesprungen waren, brachte ihnen Gasinelli's Töchterchen von neun Jahren eine große Schüssel voll Essen. Das blondhaarige Kind, welches ganz unerschrocken hineintrat in den Kreis der Botocudinnen, sah wie eine Lichtgestalt aus zwischen den grausigen Waldcreaturen. Sie hockten sich auf die Hacken nieder und fingen an schmatzend wie die Schweine zu fressen, bis das Gefäß leer war.

Gegen Sonnenuntergang kehrten alle zu ihren Hijämes im nahen Walde zurück. Wie sie so einer nach dem andern im Gebüsche verschwanden, kam es mir vor, als hätte ich eine Vision gehabt. Noch nie hatte ich eine Fraction der Menschheit in so trüber, trauriger Nacktheit erblickt wie am Ribeirão-das-Pedras. Als ich nachts auf meinem Lager ausruhte in demselben Magazin, welches kurz vorher noch mit den wilden Männern und Weibern angefüllt war, drängten

sich die unheimlichen Spukgestalten so lebhaft vor meinen Augen umher, daß ich nicht einschlafen konnte vor dem ersten Frühroth.

Ich stand auf und rüstete mich zur Abreise. Da kam ein ganzer Schwarm von ihnen wieder, Juquirana vor allen, der mir seinen Bogen und fünf Pfeile zum Andenken mitbrachte. Noch einmal durchmusterte ich die Gruppe. Gar gern hätte ich einen der heranwachsenden Knaben mit mir genommen. Als ich frühstückte, stand ein Kind bei mir von etwa zehn Jahren, von abgerundeten, wohlproportionirten Formen, ohne Entstellung an Ohren und Unterlippe und mit einer gewissen Zuthulichkeit im Blicke, ein rechtes Urbild eines kleinen, hübschen Botocuden vom Urucu. Als ich dem kleinen Kerl durch Zeichen verständlich machte, daß ich ihn gern mitnehmen möchte, lief er, obwol er dicht neben mir gestanden und sich zutraulich auf meine Bank gesetzt hatte, entsetzt fort. Und nun erst entdeckte ich meinen Irrthum. Ich war im Begriff gewesen, statt eines Knaben eine junge Botocudin mitzunehmen. So wenig schattirt sich bei schon ziemlich heranwachsenden Kindern im Gesicht, Mienen, Körperproportionen das Geschlecht ab. Und wohl hatte ich recht, wenn ich oben nur von Weibmännern und Mannweibern unter den Botocuden redete.

An der Thür des Magazins mußte ich beim Fortgehen sie förmlich auseinander schieben, wie die Schatten der Unterwelt oder die Träume in der Höhle des Schlafgottes bei den fernen Cimmeriern auseinander geschoben werden, — wirkliche νεκυων ἀμενηνα καρηνα, Schatten, Schemen und Lemuren.

Und mehr Werth geben diese Botocuden sich selbst und ihren Frauen ebenfalls nicht. Folgende Geschichte ist zu originell, als daß ich sie auslassen dürfte.

Ein schwarzer Soldat aus der Militärcolonie hatte eine

Indianerin von Juquirana haben wollen. Juquirana hatte ihm auch eine versprochen, wenn der Soldat ihm zwei Kühe, zwei Aexte und einen Kochkessel dafür geben wollte. Das versprach dieser auch und bekam einstweilen eine Frau. Doch gelang es der Botocudin nicht, das Herz des Negers zu fesseln. Der Soldat bezahlte nicht, und als Juquirana in ihn drang, erklärte der Schwarze, Juquirana könnte die Botocudin nur wiedernehmen.

Da ward der Kazike sehr böse, denn ihm hatte das Geschäft als ein sehr lucratives ungemein gefallen. Er erklärte den Soldaten für einen Chiporoka, und beide, Mann und Frau, sollten sterben. Der Neger flüchtete sich in den Rancho von Verdier; die Indianerin versteckte sich. Juquirana rückte mit seinen bewaffneten Leuten gegen Verdier's Haus an, um den Soldaten hinzurichten. Verdier aber beruhigte die Horde wieder; der Soldat entwischte, und die Botocudin ward wieder angenommen, nicht ohne vorher tüchtige Prügel bekommen zu haben dafür, daß sie ihren Tribus um zwei Kühe, zwei Aexte und einen Kochkessel gebracht hatte.

Doch müssen wir uns noch weiter nach den Verhältnissen in Sta.-Clara umsehen.

Am 1. März kam Ottoni von Philadelphia nach Sta.-Clara, um mit dem in den nächsten Tagen zu erwartenden Dampfpacketboot Mucuri nach Rio-de-Janeiro zurückzukehren. Selten haben sich wol zwei Menschen mit so viel Bitterkeit angeschaut wie wir beide. Denn wenn er auch das Gefühl seiner Unantastbarkeit und Sicherheit in sich trug, so hatten ihn doch die letzten Ereignisse und der Zustand in Sta.-Clara heftig erregt, wie unerschütterlich er sich auch stellen mochte.

Am folgenden Tage ersuchte ich ihn, damit wir uns über die fortzusendenden Kranken verständigen könnten, mit mir bis S.-Mattheos zu reiten, wobei ich ihm mittheilte, der Zu-

stand der Kranken wäre derart, daß ich sie selbst nach Rio-de-Janeiro begleiten müßte.

Wir ritten fort, nachdem wir uns schon über einige Kranke in Sta.-Clara selbst nicht hatten verständigen können. Horn begleitete uns, gewiß in keiner angenehmen Stimmung; denn er sollte nun wieder vor meinen Augen Befehlen seines Herrn nachkommen, die er selbst nicht billigen konnte und die ich bekämpfen mußte.

Gleich auf der Bella-Vista hatten wir eine erschütternde Scene. Der alte Jäger, von dem ich schon redete, und eine junge Frau Grein lagen im Sterben. Um den erstern standen die sechs weinenden unmündigen Kinder, die bereits die Mutter verloren hatten. Am Sterbebett der jungen Frau Grein standen der Mann, die Aeltern und erwachsene Geschwister, die den Director mit den allerheftigsten Verwünschungen und Verfluchungen empfingen als den Urheber all ihrer Leiden und aller Todesfälle. Ich mußte ihm, auf seine Frage, was die Leute sagten, geradezu erklären, daß man ihn insultire. Dazu zeigte ich ihm das vorliegende Elend und erzählte ihm alles, was ich hier in den letzten Wochen durchgemacht hätte.

Meine Stimme und mein Ton konnten nicht ruhig sein. Dazu umstanden ihn die Auswanderer, von denen jede Familie ihm zwei bis sechs Todte und unsaglichen Jammer vorzuhalten hatte. Er wandte sich an mich und sagte mit kaltem Tone: „Herr Doctor, wenn ich Ihnen die Gunst erweise, mit Ihnen hierher zu gehen, so verlange ich von Ihnen, daß Sie mein Ansehen hier aufrecht halten!"

Ich konnte trotz der furchtbaren Scene ein bitteres Lachen nicht unterdrücken.

„Was", rief ich, „Sie erweisen mir eine Gunst, wenn Sie hierher gehen, um die Noth Ihrer Colonisten zu sehen? Herr, ich erweise Ihnen eine Gunst, — doch

nicht Ihnen, sondern meinen betrogenen Landsleuten, die ich nicht verlassen kann."

Immer noch wollte er sich über alles hinwegsetzen. Horn, ein sehr nervöser Mann, ward, als ich seinen Herrn schonungslos durch alles Elend hindurchführte, krank und jagte davon; er konnte nichts mehr hören und sehen, obgleich das Schlimmste vorüber war.

Als nun auch noch weiterhin so viele Klagen laut wurden längs der Hochebene des Macaco, als das Schreien aus den Waldhütten hervor und das Bitten und Flehen jämmerlicher Gestalten, doch auch mit fortzudürfen, gar nicht enden wollte, und er Bitten und Flehen so oft abschlägig beschied, da packte ihn plötzlich etwas, was er wol nie jemand erzählen wird. Er trabte schnell davon, seinem Inspector nach.

Eine Stunde darauf trafen wir uns, allerdings in sehr eigenthümlicher Stimmung, wieder im Hause des Inspectors Horn. Wir nahmen das Mahl ein, was uns die Güte der lieben Frau Horn bereitet hatte. Dann sollte unser Ritt noch eine Meile weiter gehen bis S.-Mattheos. Aber Ottoni war zu angegriffen, um mich begleiten zu können. Dagegen hatte sich Herr Horn etwas erholt und konnte mit mir reiten.

Auch in S.-Mattheos hatten wir eine bittere Scene. Ich konnte es nicht allen Leuten, die dort eingepfercht waren, versprechen, daß sie gleich mitkommen könnten, denn sie waren noch nicht alle krank. Aber ich gab mein Wort, in Rio mit aller Kraft für sie zu wirken, um sie bald zu befreien; so ließ ich sie wenigstens getröstet zurück in dem traurigen Aufenthalt. Am Abend aber, als wir nach Hause gekommen waren, kamen immer neue Bittende hinzu, die alle fortwollten. Mit bitterm Haß standen sie da, ohne daß die geringste Unordnung vorfiel.

Am 3. März konnten denn, als erste Sendung, 27 un-

glückliche Menschen in desolaten Umständen den Fluß hinabgehen bis zu den Paredes. Nur bis dahin konnte der kleine Flußdampfer wegen des niedrigen Wasserstandes den Mucuri hinaufgelangen, sodaß unsere Kranken in zwei Abtheilungen in dem einzigen eisernen Flußboot, was in Sta.-Clara disponibel war, dem kleinen Peruipe entgegengeschickt werden mußten.

Bevor dieses eiserne Flußboot von den Paredes zurückkehrte, ordneten wir am folgenden Tage die zweite Abtheilung an, welche aus Leuten vom Macaco und S.-Mattheos bestand. Ich selbst machte meine Rechnungen für das, was ich für meine Kranken zusammengekauft hatte, in Ordnung und bekam auch — ein wirklicher Hohn und Spott auf Ottoni und seine Verwaltung — eine quittirte Rechnung für das, was ich aus dem Magazin von Sta.-Clara für die Kranken von Sta.-Clara gekauft hatte.

Im ganzen hatte Ottoni nur 60 Personen den Abzug zugestanden. Die andern sollten zurückbleiben. Abends kam eine Reihe von Familienvätern mit den allerdringendsten, ernstesten Bitten, man möchte ihnen doch mit ihren Familien den Abzug erlauben, weil sie sonst noch alle umkämen. Aber alles war umsonst. Noch einmal, zum letzten mal gerieth ich mit dem Director zusammen und kündete ihm den vollen Krieg in Rio an. So gingen wir auseinander, nachdem ich in Ottoni's Gegenwart den Schutz des Kaisers, des Guten und Gerechten, den Unglücklichen verheißen hatte, wie fern er uns auch noch zu liegen schien.

Da prasselte plötzlich ein Donnerschlag vom Himmel herab, und zerschlug Ottoni's Tyrannei! Er löste die Ketten der Elenden am Mucuri!

Am 5. März gerade gegen Mittag kam ein Canot den Fluß herauf. Ein Mann stieg aus mit Depeschen in einem Beutel.

„Ist der Mucuridampfer schon angekommen?" fragte Ottoni hastig.

„Nein Herr", erwiderte der Bote, „wohl aber ein Kriegsdampfboot der Regierung, der Mucuridampfer kommt nach!"

Wir sahen uns starr an. Ein Kriegsdampfer von Rio! Noch nie war ein solcher in den Mucuri eingelaufen.

Im Depeschensack waren Briefe an Ottoni und ein Packet an mich. Ich riß das Couvert ab und fand außer einem Briefe für mich ein officielles Schreiben an Ottoni offen in demselben, was ich ihm sogleich übergab.

Mein Brief lautete folgendermaßen:

„S.-José do Porto Alegre, den 2. März 1859.

„Verehrtester Herr Doctor!

„Soeben komme ich hier an und zwar in Commission der Regierung, um die hülflosen, kranken und verlassenen Colonisten zu sammeln und an Bord des Kriegsschiffes Tieté, das mich hierher gebracht hat, nach Rio zu transportiren. Leider habe ich nicht mehr den Peruipe hier angetroffen und muß ihn hier erst erwarten, namentlich da man mir hier gesagt hat, er könne schon morgen oder übermorgen kommen und vielleicht schon Colonisten bringen, welche Sie von dort remittiren wollen. Sollten diese ankommen, so werde ich sie hier bestmöglichst unterzubringen suchen und sofort selbst nach Sta.-Clara gehen, um den Rest zu holen und hoffentlich auch Sie selbst, verehrter Herr Doctor! Wir werden Platz haben für 100 oder 130 Leute. Sollten mehr kommen, so bin ich auch autorisirt, ihnen Plätze auf dem Mucuri zu kaufen. Alle nöthigen Ausgaben werde ich machen. Meine Instructionen sind derartig, daß ich auch nicht einen Colonisten hier zu lassen brauche, der verlassen von der Compagnie und krank ist. Sollte der Peruipe noch in Sta.-Clara

sein, wenn Sie diesen Brief empfangen, so bitte ich Sie, verehrter Herr Doctor, ganz nach Gutdünken in der Auswahl der zu sendenden Colonisten zu handeln und so viele, als auf einmal möglich ist, sofort anher zu schicken. Ich werde dann sofort mit demselben Dampfer nach Sta.-Clara gehen und den Rest nehmen.

„Ich übersende Ihnen die einliegenden Dienstschreiben offen, damit Sie Einsicht nehmen können. Doch bitte ich Sie, dieselben vor Beförderung an Ottoni zu schließen und sie schleunigst an Ottoni und zuerst an seinen Agenten in Sta.-Clara zu besorgen.

„Einliegend einige Zeilen Ihres Herrn Bruders, der Sie herzlich grüßen läßt.

„Heute gehe ich auf Befehl der Regierung nach Villa-Viçoza und Caravellas mit dem Tieté, um zu sehen, ob auch dort Colonisten sind, welche der Hülfe bedürfen. Uebermorgen bin ich wieder hier und hoffe dann schon den Peruipe zu finden und nach Sta.-Clara abzugehen.

„In der Hoffnung, Sie bald zu sehen und mit Ihnen nach Rio zu reisen, bin ich mit größter Hochachtung und Verehrung

Ihr ergebenster

W. Lachmund."

„Nachschrift. Der beifolgende Brief an Friedrich Pfeiffer kommt von Herrn Lammert, großherzoglich badischem Generalconsul in Rio, welcher wünscht, daß auch diese Familie mitkomme. Sollte sie sich in den Umständen befinden, welche ich bezeichnet habe, und sollten Sie, verehrter Herr Doctor, es für nöthig halten, so bitte ich Sie, diese Familie auch hierher zu schicken."

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den mir dieser Brief machte! Wie bittere Stunden hatte ich am heillosen Fluß zugebracht! Wie manche Nacht war ich schlaflos dagelegen in ernster Ueberlegung, wen ich in Rio und in welcher Weise für die am Mucuri so schändlich hintergangenen und so niederträchtig behandelten Auswanderer gewinnen möchte, wie allem spätern Unfug gewehrt werden möchte!

Und nun? Kaum konnten jene unglücklichen, dem Elend und Tod verfallenen Auswanderer, die ich unten an der Mündung des Mucuri getroffen hatte, und jene Elende, die ich gleich bei meiner ersten Landung in Sta.-Clara noch mit demselben Dampfschiffe fortschicken konnte, den eigenen Nothschrei und den der am Fluß gefangen gehaltenen und zum Tode bestimmten Leidensgenossen nach der Hauptstadt gebracht haben, kaum konnten meine Briefe, die ich ihnen mitgab, gelesen worden sein, so beeilte sich die Regierung, den vernommenen Nothschrei in einen Ruf der Freude umzuwandeln, und schickte mit Einem Schlage Hülfe, Trost, Erlösung, alles, alles, wonach die Unglücklichen so lange vergeblich geseufzt, verzweifelt geschrien hatten.

Nach allen Seiten hin wirkte diese Wendung der Dinge wie ein wohlthuender Thau vom Himmel. Nun brauchte keiner mehr zu betteln und zu winseln um Abzug aus dem unseligen Aufenthalt, nun brauchte kein Familienvater, der den Rest seiner Kinder retten, keine Mutter, die ihre abgemagerte Tochter dem Elend entziehen wollte, mehr sich mit einem Nein abfertigen zu lassen, nun sollten sie alle wieder satt werden können, nun durften sie alle wieder hoffen, denn „alle, die hülflos, krank und verlassen waren", sollten freien Abzug haben, so hieß es ja im Briefe.

Nur einer stand wie ein Geächteter neben all den Dankesausbrüchen allein da, derselbe, der noch vor wenigen Stunden in despotischer Unantastbarkeit geherrscht und kaum einen

Gott als Herrn im Himmel, aber nimmermehr einen Kaiser als Gebieter auch am Mucuri anerkannt hatte. Auch er mußte gehorchen.

Am folgenden Morgen um 6 Uhr brachen wir alle auf. Nur 33 Menschen faßte das von den Paredes zurückgekehrte Boot, sodaß noch zahlreiche Familien für einige Tage zurückbleiben mußten, bis sie vom Commissar der Regierung, Lachmund, geholt werden würden. Ottoni, ein französischer Ingenieur Bernard, der ehemalige Doctor Augusto und ich gingen in einem Canot dem Krankenschiff voraus.

Nach einigen Stunden Fahrt kam uns der kleine Peruipe entgegen. Wir luden unsere Kranke darauf und fuhren zu den Paredes hinab, wo wir die dort deponirten Colonisten ebenfalls aufnahmen. Von Herzen dankte ich Gott, daß wir fortkamen aus dem unglücklichen Aufenthalt. Jetzt konnte der Flußdampfer mit voller Fahrt den Fluß hinabbrausen, ohne von einem heftigen Gewitter, was uns überfiel, in seinem Laufe gestört zu werden, wenn es auch manche Kranke arg durchnäßte.

Bei den Pendurados legten wir ebenfalls an. Den dort festgehaltenen Elsassern ward ebenfalls Abzug gewährt; sie sahen zum Theil aus wie wandelnde Leichen. Wir konnten nicht abwarten, bis sie reisefertig wären; doch sollten auch sie von Lachmund mitgenommen werden.

Trotz aller Eile, die wir anwendeten, konnte der kleine Dampfer doch S.-Jozé nicht mehr erreichen. Es ward Abend und eine Fahrt im Dunkel war wegen Untiefen und Baumstämmen, zumal bei der Menge Kranker am Bord des Peruipe, nicht rathsam. Etwa vier Meilen vor dem Ziel der Flußreise ward der Anker ausgelegt. In einem Canot konnten Ottoni, Bernard, Augusto und ich noch spät am Abend S.-Jozé erreichen, wo ich am folgenden Morgen früh alles zur Aufnahme der Kranken vorbereitete, die auch glücklich an-

kamen und in dem guten Empfangshause der Compagnie untergebracht wurden. Doch kostete es immer einige Mühe, sie mit zweckmäßigem Essen zu versorgen; das erbärmliche Nest S.-Jozé bot kaum einige Hülfsmittel.

Der Kriegsdampfer Tieté war noch nicht von Caravellas zurückgekehrt. Dorthin war auch das Dampfschiff Mucuri, was, von Rio kommend, seine Depeschen in S.-Jozé abgegeben hatte, weiter gegangen. Ein Bote ward nach Villa-Viçoza abgeschickt, um möglichst schnell beide Schiffe zu veranlassen, nach dem Mucuri zu kommen und die dort auf Erlösung Harrenden aus der letzten Haft der Sandküste und des traurigen Flusses zu befreien.

Schon am 8. März abends spät zeigten sich einige Positionslichter in der See. Einer der Dampfer mußte sich vor der Mündung des Flusses befinden. Sie verschwanden aber bald im Süden. Kein Schiff war in der ersten Morgendämmerung des folgenden Tages zu erkennen.

Da krachte ein Kanonenschuß unmittelbar hinter dem Uferwald im Süden. Der Tieté kam zum Vorschein, ein hübscher, stattlicher Schraubendampfer. Er lief bis vor die Barre des Flusses und ging dort, weil eben starke Ebbe war, vor Anker. Ottoni ging ohne mich mit dem Peruipe in See bis zum Tieté, dessen Erscheinung ihn allerdings in hohem Grade aufregen mußte.

Als er zurückkehrte, befand sich Lachmund mit ihm, welcher mir nun genauer erzählte, mit welchem Interesse und mit wie lebhafter Theilnahme meine im Anfang des Februar nach Rio gesandten Briefe und jene unglücklichen Colonisten selbst aufgenommen worden waren.

W. Lachmund war mit deutschen Truppen vor sieben bis acht Jahren als Artillerieoffizier nach Brasilien gekommen und hatte sich seitdem durch seine gute Erziehung, reife Kenntnisse und ehrenfestes Betragen volles Zutrauen bei der Re-

gierung erworben, sodaß er besonders in Colonisationsangelegenheiten mannichfach zu Rathe gezogen ward und als Gerent der Central-Colonisationsgesellschaft große Thätigkeit und Umsicht entwickeln konnte. Keinen besser erzogenen und humanern Mann konnte man zur Abhelfung der Noth nach dem Mucuri schicken als ihn.

Gleich nach seiner Ankunft ward der Peruipe in Bereitschaft gesetzt, um den Fluß hinaufzugehen. Nach einigen Besprechungen kamen wir darin überein, daß sein Besuch sich wol nur bis Sta.-Clara und S.-Mattheos ausdehnen könnte, indem dort noch genug der dringendsten Hülfe bedürftige Colonisten sich aufhielten, welche ich ihm möglichst genau bezeichnete, damit man sie in Sta.-Clara nicht etwa heimlicherweise zurückbehielte. Mit den schon in S.-Jozé sich befindenden Kranken machte das eine volle Ladung für den Tieté aus, und ich mußte mich beeilen, mit so vielen Patienten nach Rio zu kommen, wo allein ihnen die nothwendige Hülfe geleistet werden konnte. Auch lag es sehr in meinem Wunsche, möglichst bald in Rio ein ernstes Wort über die Leute in der holländischen Colonie am Urucu und einige Zustände in Philadelphia zu reden, ehe ein weiteres Handeln eingeleitet würde.

So ging denn Herr Lachmund mit dem kleinen Flußdampfer den Mucuri hinauf mit dem Vorsatz und der Absicht, nach vier Tagen mit dem Rest der nach Rio zu schaffenden Colonisten wieder in S.-Jozé do Porto Alegre einzutreffen.

Unterdeß bekam der Kriegsdampfer einen Lootsen und versuchte es — das erste Kriegsschiff, das je in den Mucuri einlief —, schon bei halber Flut die Barre zu passiren. Der Versuch gelang vollkommen. Ohne Anstoß lief das schlanke Dreimastschiff zwischen den Sandbänken hindurch und befand sich im stillen Fluß. Hier mußte es eine Viertelstunde im weichen Boden des linken Ufergrundes liegen bleiben; aber

bei höher steigender Flut ward es wieder flott und ging hart am Magazin, gerade unter meinem Fenster, vor Anker.

Der hübsche Dampfer war 120 Fuß lang und 24 Fuß breit, mit vier Kanonen von 36 Pfd. und zwei Drehbassen armirt, welche letztere jedoch, um den Passagieren mehr Raum zu gönnen, ausgeschifft waren. Dazu machte der noch nicht 26 Jahre alte Commandant Pinheiro de Vasconcellos, der Sohn einer angesehenen Familie, der in Europa gewesen war und sein in England unter seinen Augen gebautes Kriegsschiff selbst von dort nach Brasilien geführt hatte, den allerangenehmsten Eindruck, sowie auch seine am Bord sich befindenden Gefährten, unter denen ich gleich einen ehemaligen Reise- und Sturmsgenossen traf, den ersten Piloten, der am 16. Februar 1858 mich mit andern Passagieren auf dem Dampfpacket Imperatriz unter ungeheuerm Wogendrang glücklich aus der Einfahrt von Rio-de-Janeiro ins offene Meer hinaus und nach Rio-Grande gebracht hatte. Mit dem Bruder des Commandanten war ich, wir beide als Passagiere, am 21. November 1858 auf dem Dampfpacket Parana von Rio nach Bahia gegangen.

Dazu waren reichliche Provisionen am Bord, ausgewählte Arzneien u. s. w., sodaß ich nur mit der größten Dankbarkeit auf das sehen konnte, was die Regierung mit der allergrößten Schnelligkeit zum Heil und zur Rettung von armen, verrathenen Auswanderern und zur möglichsten Auswaschung eines Schandflecks gethan hatte; so sehr hatte man sich zur Hülfsleistung beeilt, daß der junge Commandant kaum Zeit gehabt hatte, sich als ein guter Sohn von seinem alten Vater zu verabschieden.

Am 10. März gegen 10 Uhr morgens kam denn auch das Dampfpacket Mucuri in Sicht. Es ankerte vor der Barre in offener See und Ottoni mit verschiedenen Passagieren machten sich zur Abfahrt fertig. Unter diesen Passagieren fanden

sich, seltsam genug, auch Herr Xavier Neves und der junge Wittich aus Rio, deren ich bei Gelegenheit meines Aufenthalts in Sta.-Clara Erwähnung that. Sie hatten, wie ich schon sagte, volle acht Tage in Sta.-Clara warten müssen, um nur ein Canot zu bekommen. Dann waren sie zwar in S.-Jozé angelangt und gleich in der Nacht darauf nach dem Seehafen von S.-Mattheos in der Provinz Espirito-Santo geritten, hatten aber dort das monatliche Dampfboot von Rio nicht mehr angetroffen. So blieb ihnen denn weiter nichts übrig, als wieder nördlich längs der Seeküste zu traben und an der Mündung des Mucuri ihr Schicksal abzuwarten.

Zwei Boote des Tieté brachten die Passagiere, Gepäck und Briefe zum Mucuridampfboot hinaus, und das Schiff ging in See.

Jetzt war ich wieder allein mit meinen viel heimgesuchten Colonisten. Doch war mir dies Alleinsein keineswegs leid. Vor allen Dingen war ich froh, mit Ottoni auseinander zu sein. Mir war die inzwischen eingetretene Höflichkeit tödlich zuwider. Krieg war ja doch nur fortan die Losung zwischen uns, ernster, nachdrücklicher Krieg. Fast einen Todesstreich hatte der übermüthige Mann so plötzlich bekommen, und in Rio standen ihm neue Kämpfe bevor, die auf keinen Fall günstig auf die Votation von einer Million Thalern im Senat für die Mucuri-Unternehmung wirken konnten. Ja, ich konnte mir nicht denken, daß durch die traurigen Vorfälle, die ich genau dargestellt habe, der Senat und die Regierung nicht bestimmt werden sollten, dem Ottoni'schen Unternehmen eine vollständige Niederlage zu bereiten.

Noch einmal umgab und befing mich die wirklich furchtbare Verödung von S.-Jozé am Mucuri. Dieses Porto Alegre, das traurigste Nest, was ich je gesehen habe, wird mir unvergeßlich bleiben. Als Ottoni jene ersten Colonisten

bis S.-José hatte frei abziehen lassen, hatte er ihnen zu dieser Gnade noch die Worte hinzugefügt: „Aber dort sollt ihr blutige Thränen weinen!"

Wirklich, er hatte ihnen recht prophezeit, dieser Sandstreifen am Fluß war vollkommen zum Verzweifeln, zum Verkommen gemacht, und ich mußte während der ganzen Tage, die ich noch bis zur Rückkehr des wackern Lachmund von Sta.-Clara an jenem Strand zubringen mußte, fast unausgesetzt an die Menschengruppe vom Ende des Januar denken, die dort blutige Thränen weinte. Meisterhafter war nie ein Ort gewählt, um Menschen verschwinden zu machen, wie denn ja damals in so wenigen Tagen drei Menschenleben aus jener Gruppe gestrichen wurden in einer Weise, die ich mit vollem Gewissen Ermordung nennen muß.

Doch bin ich zu Ende mit der elenden, tief unmoralischen Geschichte! Am 13. März gegen Abend kam der Peruipe mit Lachmund und einer vollen Ladung hülfloser Colonisten von Sta.-Clara zurück, bei denen sich auch die Leute von den Pendurados befanden. Sie wurden gleich vom Flußdampfer auf den Tieté übergeschifft und dort einquartiert. Ihnen folgten früh am folgenden Tage die am Lande sich befindenden Menschen. Um 12 Uhr war alles fertig. Gerade war die Flutzeit; der Tieté setzte sich in Bewegung und kam unter zweimaligem, kaum bemerkbarem Aufstoßen auf den Sand glücklich zur Barre hinaus. Wir hatten 128 unglückliche Menschen von den Leiden des traurigen Flusses und der noch traurigern Menschen befreit. Doch blieben noch gar manche sehnsüchtig auf Erlösung harrende Auswanderer in den fernern Sectionen der Colonie zurück.

Mittels Schraube und Segeln zog der hübsche Dampfer seine grüne Wasserstraße südlich in der allerfriedlichsten Weise. Schon am folgenden Morgen erkannten wir die Höhen von Victoria, der Hauptstadt der Provinz Espirito-Santo. Am

Abend ward unsere ruhige Fahrt etwas unterbrochen, indem ein schon seit mehreren Stunden auf den fernen Ufern drohendes Gewitter sich von dort loslöste und über den Ocean daherzog. So ward denn auch der Tieté etwas vom Unwetter heimgesucht, und die armen Colonisten mußten sich arg zusammendrängen. Doch lief noch alles glücklicher ab, als wir anfangs glaubten. Die See ward nicht bewegt; der Regen verzog sich, und schon am nächsten Morgen tauchte das Cap Frio mit seiner Doppelspitze aus dem Meere auf. Doch war uns der Wind conträr, sodaß wir nur langsam dem heißersehnten Ziele entgegenrückten. Erst um 3 Uhr nachmittags umschifften wir das vielfach zerklüftete Cap in seiner nächsten Nähe.

Auf der Höhe von Cap Frio starb ein Colonist, ein einzeln stehender junger Mensch, der mit einem jungen Mädchen verlobt war. Die Wahrscheinlichkeit, in wenigen Stunden Rio zu erreichen, ersparte uns das traurige Moment, die Leiche in das Meer zu versenken.

Eine halbumflorte Mondnacht brachte den Dampfer vollends in die Nähe des Felsenthors von Sta.-Cruz. Das Rasseln der Ankerkette weckte mich aus dem Schlaf, um mir die freudige Gewißheit zu geben, daß ich mit meinen Leidensgefährten — denn wohl hatte ich mit ihnen gelitten am Mucuri, wohl war ich einer der Ihrigen geworden — im Hafen von Rio ankerte, wo Humanität und Gerechtigkeit, wo alles, wonach sie sich sehnten, zu hoffen war.

Am Morgen des 17. März konnten die Colonisten nicht so früh an das Land gebracht werden, wie ich es wünschte, um alles öffentliche Aufsehen zu vermeiden. Unser guter, menschenfreundlicher Commandant mußte erst selbst in das Arsenal fahren und Meldungen machen. So ward es denn 10 Uhr, ehe ich die 87 Kranken, denn so viele Colonisten erheischten die unmittelbare Hülfe des Hospitals, in zwei große Faluahs einschiffen und an das Ufer bringen konnte.

Auf dem kurzen Wege vom Schiff bis zum Ufer gesellte sich zur Leiche des am Cap Frio gestorbenen Colonisten leider noch eine hinzu. In den Armen seines Bruders und neben seiner Mutter, die in ihm das sechste Familienmitglied verlor im kurzen Aufenthalt von sechs Monaten in Sta.-Clara, hauchte noch ein erwachsener Sohn der Familie Henn seinen Geist aus gerade im selben Augenblick, als die Boote am Ufer anlangten.

Das war die traurige Geschichte vom Mucuri.

Fünftes Kapitel.

Weitere Entwickelung der Mucuri-Vorfälle in Rio-de-Janeiro.

Die Ausschiffung so vieler Menschen im elendesten Zustande machte ein gewaltiges Aufsehen. Die meisten Kranken mußten an das Land getragen werden. Die Männer wankten; die Frauen konnten sich nicht auf den Füßen halten; die Kinder krochen und wimmerten; stumm und starr lagen die Leichen da. Schnell besorgte ich vom nahen Hospital Neger und Hängematten zum Tragen. In wenigen Minuten war alles herbeigeschafft; aber schon umstand eine bedeutende Menschenmenge die Gruppen der Elenden, keine blos gaffende, sondern wackere Männer von Geltung, die zum Theil selbst von der Börse gekommen waren, um das Ereigniß zu sehen. Einzelne Consuln waren herbeigeeilt, alle tieferschüttert, am meisten mein alter, wackerer Taunay, der mich tiefergriffen umarmte. Keiner der Herren hielt sich zu gut, selbst mit Hand anzulegen. Alle halfen, trösteten, hielten und hoben; kein Kind war ihnen zu schmuzig, keine Wunde zu stinkend, keine arme Witwe zu gering. Nach einer halben Stunde

befanden sich alle Kranke unter der Obhut des Hospitals und den helfenden Händen der Soeurs de charité.

Ottoni war mit seinem Dampfboot vier Tage voraus in Rio angekommen und hatte in einem langen Zeitungsartikel einige Schwierigkeiten, unter denen sein Unternehmen am Mucuri litte, nachgewiesen, zugleich aber auch jene Glückseligkeitsbriefe von Pfeiffer und Consorten, ins Portugiesische übersetzt, abdrucken lassen. Die Ankunft des Tieté stand im grellsten Widerspruch dazu und brachte eine solche Gärung in der öffentlichen Meinung hervor, daß Ottoni sich genöthigt sah, in den Zeitungen zu bitten, das Publikum möchte sein Urtheil über den Vorfall suspendiren, bis Lachmund's Bericht bekannt geworden wäre, wo Ottoni dann seine weitere Rechtfertigung drucken lassen würde.

Lachmund, welcher als von der Regierung in dieser Angelegenheit delegirter Commissar die sich in noch leidlich guten Verhältnissen befindenden Colonisten nach der in der Bucht von Rio liegenden Ilha do Bom Jesus brachte, wo die Central-Colonisationsgesellschaft ein altes Franciscanerkloster, im Jahre 1850 mein Gelbfieberhospital, in ein Colonistendepot verwandelt hatte, arbeitete seinen Bericht an das Ministerium aus und reichte ihn dann ein.

Aber von dem Tage an erschien mir mein junger, lebhafter Freund in sich gekehrt und völlig umgewandelt. Er sagte mir, er wollte seine Dimission nehmen und nie wieder etwas mit Colonistenangelegenheiten zu thun haben. Der arme Lachmund! Mochte seine Niedergeschlagenheit nun davon herrühren, daß man mit seinem Bericht nicht zufrieden war, oder fühlte er schon den Tod in sich nagen, kurze Zeit nachdem er den Bericht eingereicht hatte, legte er sich auf das Krankenlager, angesteckt von der Pestluft am Mucuri, und vergebens bemühte sich meine ärztliche Kunst, den treuen, mir so theuer gewordenen Gefährten meiner Flußexpedition zu retten.

Unter den vollen Symptomen eines atarischen Fiebers verschied Wilhelm Lachmund frühmorgens des 28. März im blühenden Alter von 28 Jahren und ward von uns, einer kleinen, aber gewiß treuen Schar von Freunden, am Abend desselben Tages bestattet auf dem neuen deutschen Kirchhof von Ponta do Caju!

Am folgenden Tage befand ich mich auf der Reise nach Petropolis, wo der Hof sich aufhielt, um nach all den bittern Erlebnissen eine freimüthige Zuschrift an Se. Majestät den Kaiser einzureichen. In allen Lebensangelegenheiten, besonders aber den allerernstesten, beim Anblick von Sterbenden und von Todten, wie ich sie gesehen und erlebt hatte, soll die Wahrheit geredet, unverkürzt und ungehindert geredet werden, damit die Mächtigen dieser Erde den Elenden helfen, freche Uebelthäter aber strafen mögen und neben der Gnade auch Gerechtigkeit üben.

Mit großem Ernst nahm der Kaiser, der in der ganzen Angelegenheit schon genau instruirt zu sein schien, meine Schrift hin und ließ mich — er hatte die Gnade, ganz allein mit mir im Zimmer zu sein — frei und ungehindert sprechen. Und ich sprach frei und ungehindert, denn ich sprach nicht für mich, sondern für Menschen, die zu beiden Seiten des Oceans betrogen waren, im Elend geschmachtet hatten und noch schmachteten, und durch sündliche Verwaltung und schändliche Behandlung vom Tode furchtbar decimirt worden waren.

Angesichts all des Unheils, was die Handels- und Colonisationsspeculation am Mucuri angerichtet hatte, fing die Regierung an, die von dem Ereigniß am allerhärtesten getroffen sein mußte, die entschiedensten Maßregeln zu treffen, wie sie solche in der Sendung des Tieté ja angekündigt und begonnen hatte. Der Commandant und nächste Lieutenant der Militärcolonie wurden abgesetzt, und der neue Director Jozé Feliziano Bueno Mamore erhielt den Auftrag, alle die

Colonisten, die es wünschten, nach Rio zurückzuschicken. Ein französischer Ingenieur, Martineau, begleitete ihn. Dazu versicherte der damalige Minister des Innern, Sergio Tereira de Macedo, gegen eine lebhaft in dem Vorfall interessirte diplomatische Persönlichkeit, und zwar in der positivsten Weise, daß man die ganze Angelegenheit verfolgen würde, sie auf keinen Fall im Stiche lassen und dafür Sorge tragen, daß den Colonisten am Urucu nichts mangelte.

Während nun die unglücklichen Colonisten im Hospital behandelt wurden, bemühte man sich, ihre Leiden als nicht eben bedeutend auszuschreien. Doch schrie die Thatsache, daß von diesen 87 Menschen in wenigen Wochen schon 27 gestorben waren, allerdings laut dagegen. Und ich darf anticipirend auch das nicht verschweigen, daß, als man nun den traurigen Rest dieser so hart Verfolgten auf das Dampfpacket Apa packte und nach Rio-Grande am 18. April schickte, manche von ihnen das Hospital in Porto Alegre aufsuchen mußten und sich noch lange dort befanden. Wahrlich, die wenigen, all diesen Drangsalen entronnenen Menschen mögen für ihr ganzes Leben mit Schrecken an das Wort Porto Alegre denken, das eine am Mucuri, das andere am Guaiba in Rio-Grande!

Am 1. April gingen die Herren Mamore, Martineau und ein Arzt nach dem Mucuri ab zu ihren respectiven Commissionen. Ich selbst setzte meine Weiterreise nach Pernambuco auf den 7. April fest, und glaubte das mit dem allerbesten Gewissen thun zu können, da man ja von allen Seiten Versprechungen machte und ich die gerechte Hoffnung hegen durfte, man würde ernsthaft im Senat das leichtsinnige betrügerische Hinopfern so vieler Auswanderer strafen, dem schamlosen Gebaren am Mucuri nimmermehr das Wort reden und den Vorschlag, ihm gar noch eine Million Thaler zu votiren, mit Zorn und Unwillen zurückweisen.

Um so mehr durfte ich diese Hoffnung hegen, als ich dem Senator Cansançao de Sinimbu, dem freundlichen Beschützer aller Deutschen und eifrigsten Beförderer aller Einwanderung, genau die Vorfälle am Mucuri, wie ich sie selbst niedergeschrieben, vorgelesen und ihn vollkommen von allem, was damit im Zusammenhange stand, in Kenntniß gesetzt hatte. Ihn hatten die Ereignisse so aufgeregt, so interessirt, daß er sich aus meinem Vortrage sogar schriftliche Notizen genommen hatte. Von ihm, obwol einem persönlichen Freunde Ottoni's, durfte ich alles hoffen, alles erwarten, von ihm glauben, er würde mit gleich kräftiger Sprache für Lebende und Todte reden und für letztere mindestens das verlangen, daß man der gewissenlosen Direction, welche die Schuld an dem Tode jener Opfer hatte, kein Geld weiter bewilligte, und wenn diese Direction dann abtreten müßte, jene Reste der Mucuri-Unternehmung der Regierung übergäbe, sodaß aus dem Privatunternehmen eine öffentliche Angelegenheit gemacht würde.

Allem traute ich und allen. Und eben weil ich allem und allen traute, so traute ich blindlings, traute ich so blindlings, daß ich selbst alle Betheiligte, gegen die man hier und dort Zweifel erheben wollte, eifrig vertheidigte, und auch da noch nur an einen Schlendrian, an eine Nachlässigkeit im Publiciren dachte, als man mir auf einer ausländischen Gesandtschaft im „Journal do Commercio" von Rio vom 19. Februar, wo man schon das Elend am Mucuri nicht mehr ignorirte, wo schon jene erste Sendung von Unglücklichen angekommen, meine Briefe gelesen und die Befehle der Regierung zur Reise des Tieté-Dampfers nach dem Mucuri gegeben waren, einen neuen Vertrag zwischen der Regierung und Ottoni zeigte, in dessen erstem Artikel „die Regierung sich verpflichtete, künftig auf ihre Kosten Colonisten von Rio nach dem Mucuri zu schicken".

Nur eins machte mich stutzen. Der Kaiser hatte mir be-

fohlen, dem Minister des Innern genau meine am Mucuri gesammelten Erlebnisse mitzutheilen. Auf die Anzeige dieses kaiserlichen Befehls erhielt ich vom Minister keine Antwort und reiste am 7. April wirklich ab.

Kaum war ich fort, so gab Ottoni eine Schrift von 58 Seiten in das Publikum, worin er sich mit seinem Mucuri-Unternehmen zu rechtfertigen suchte und eine Menge Thatsachen ableugnete, entstellte und verdrehte. Lachmund's Relatorium dagegen schien mit dem Todten begraben zu sein; es ist nie öffentlich zum Vorschein gekommen. Ja, es lief sogar ein Gerücht umher, Lachmund wäre vergiftet worden.

Dieses Gerücht konnte nur durch folgenden Vorfall entstanden sein. Als ich am dritten oder vierten Tage seiner Krankheit meinem armen Reisegefährten am Morgen Kalomel und eine Spanische Fliege verordnet hatte gegen die Symptome einer sich entwickelten Gastritis und gleich nach Mittag zu ihm zurückkehrte, fand ich einen ebenfalls bei der Central-Colonisationsgesellschaft angestellten Brasilianer im Zimmer allein bei Lachmund. Er entschuldigte sich vor mir, daß er, obwol aller ärztlichen Wissenschaft fremd, in meiner Abwesenheit meinem Patienten „einige Gran Brechweinstein" verordnet hätte, weil derselbe fortwährend Neigung zum Erbrechen zeigte.

Was sollte ich gegen diese Frechheit thun? Die Frage mag jedem, der unter einer deutschen Medicinalverfassung steht, schrecklich erscheinen, läßt aber jenseit des Oceans eine Menge von Antworten zu. Gerichtlich wäre es nicht möglich gewesen, solchen ärztlichen Flibustier zu strafen. Ich mußte mich damit begnügen, den Mann wegen seines unberufenen Handelns hart anzufahren und darauf zu dringen, daß solche Frechheit nicht wieder geschähe. Drei Tage darauf starb Lachmund.

Damit nun aber Todte, die in Ausübung ihrer Pflichten gestorben sind, auch nach ihrem Tode als gewissenhafte, rechtliche Männer anerkannt werden, ist es mir eine heilige Pflicht, meinen todten Freund Wilhelm Lachmund selbst reden zu lassen. Ob er in seinen letzten Lebenstagen wußte oder ahnte, daß sein Relatorium, von dem ich eine Copie bekam, nicht bekannt werden sollte, kann ich nicht sagen.

Im ersten Theil seines Berichts setzt Lachmund den von der Regierung ihm gegebenen Auftrag auseinander, wie wir diesen ja schon kennen. Den Zustand der Colonisten, die er in S.-Jozé vorfand, jener 60 Menschen, die wir bereits von Sta.-Clara mitgebracht hatten, bezeichnet er als „möglichst jammervoll". Dann kommt seine Fahrt nach Stä.-Clara, wo er dann folgendermaßen fortfährt in seinem Bericht:

„Am Tage nach meiner Ankunft in Sta.-Clara durchlief ich mit dem Agenten der Mucuri-Colonie die ganze Colonie in der Ausdehnung von fast 3 Leguas längs der Straße. Unmöglich würde mir es sein, eine getreue Beschreibung zu machen von dem traurigen und qualvollen Bilde, welches sich mir dort darbot. Die elenden Hütten, die ohne Kenntniß gemacht waren und weder gegen Sonne noch gegen Regen Schutz boten, bildeten ebenso viele Hospitale. In einigen fand ich ganze Familien daniederliegend und außer Stande, ihre häuslichen Arbeiten zu verrichten; in andern war kaum eine Person im Stande, die Kranken zu behandeln, zu kochen, Wasser von sehr entfernten Punkten zu holen u. s. w. Die Krankheiten, wovon diese Colonisten befallen waren, waren besonders Wechselfieber, Wunden infolge von Mosquitostichen und Fußflöhen, Schwäche, Marasmus bei Kindern, Geschwulst der Extremitäten, Geschwüre, Durchfall u. s. w. Nur sehr wenige Familien hatten noch hinreichende Kräfte, um wenigstens noch kochen, Wasser holen und an die nothwendige Reinlichkeit denken zu können. Seufzer, Schluchzen, bittere

und verzweifelte Klagen gegen die engagirenden Agenten in Deutschland empfingen mich in jeder dieser erbärmlichen Hütten. Die Muthlosigkeit und Verzweiflung der Colonisten war auf solchen Punkt gestiegen, daß ich im Anfang zweifelte, sie wenigstens so weit ermuthigen zu können, daß sie ruhig die Hülfsleistungen abwarteten, die ich ihnen versprach. Der größte Theil von ihnen bestand so beharrlich darauf, um jeden Preis von der Colonie fortzugehen, daß ich von einigen von ihnen Acte der Heftigkeit fürchtete. Jedoch gelang es mir, diese armen Leute zu beruhigen und wieder ein wenig aufzumuntern, und ich erhielt von vielen das Versprechen, nicht nur, daß sie ruhig die Hülfsleistungen abwarteten, die ich ihnen versprach, sondern auch, daß sie so lange mit ihren Arbeiten in den Roças fortfahren wollten, als ihre Kräfte es ihnen erlauben würden. Dann wählte ich die Familien aus, die am schleunigsten Hülfe bedurften, und schickte sie nach Sta.-Clara in das Depositum u. s. w."

Wenn Lachmund diese Elenden am 11. und 12. März noch in solchem Zustande traf, wo ich doch schon seit so vielen Wochen nach allen Seiten hin gearbeitet und geholfen hatte, wo doch schon so viele gestorben, wiederhergestellt und dann noch 60 Individuen von uns den Fluß hinuntergeschafft waren, was würde er da erst an seine Regierung zu melden gehabt haben, wenn er einen bis zwei Monate früher gekommen wäre?

Und demnach, obwol nur noch ein kleiner Theil des Elends von Lachmund gesehen und in sein Relatorium aufgenommen war, scheute man sich, dieses Relatorium zu publiciren. Da starb denn Lachmund allerdings zur rechten Zeit. Und da nun auch ich wieder abgereist war, hatte Ottoni wieder freies Fahrwasser zum Handeln, und tröstete sehr leicht seine Freunde im Ministerium.

Am 13. April kam das Mucuridampfboot, welches den

neuen Director der Militärcolonie, den neuen Commissär Martineau und den Arzt dorthin gebracht hatte, nach Rio zurück, und hatte wieder 46 unglückliche Menschen am Bord, die von neuem Aufregung und Unwillen in Rio gegen das sündhafte Verfahren am Mucuri hervorriefen. Martineau ging unterdeß nach Philadelphia, wo infolge der Hülfe von seiten der Regierung und der Erscheinung des neuen Regierungscommissärs die heftigste Aufregung und selbst Aufruhr entstand, wie sehr auch Ottoni's Getreue die Leute zu beschwichtigen und zu bändigen suchten und Schritte thaten, um das Fortwandern unzufriedener Colonisten zu verhüten. Schon waren 20 — 30 Menschen von Philadelphia fortspedirt worden, als auch Martineau erkrankte in dem so viel gerühmten Klima des Mucuri! Während er lange zu Bett lag und die Colonisten wieder keinen Helfer und Schutz hatten, gelang es dem Bruder Ottoni's, Augusto, das Ungewitter mit subdelegatischer Macht zu zerstreuen. Zufriedene Colonisten redeten mit den Unzufriedenen; Widerspenstige mußten der Gewalt weichen und zu Kreuze kriechen, und Philadelphia war gerettet.

Ottoni suchte die Vorfälle in Philadelphia in das Lächerliche zu ziehen und verfolgte mit höhnischen Correspondenzen alles, was zu Gunsten der gemishandelten Colonisten geschehen war; er nannte sogar einmal die Landung jener verkommenen Menschen vom Tieté eine Theatervorstellung.

Am 2. Mai sollten die legislativen Kammern eröffnet werden. Es waren aber nicht genug Deputirte gekommen. Erst am 10. Mai konnte die Thronrede, das Programm des Ministeriums, vorgelesen werden. Unter andern Vorschlägen kam auch der darin vor, die Verpflichtungen und Rechte zwischen den Colonisten und ihren Landbesitzern festzustellen, und endlich auch den protestantischen Ehen ihre Geltung vor dem Staate zu geben.

Der erste Punkt überzeugte mich, daß man trotz so mancher

bitterer Lectionen noch immer daran dachte, in den Einwanderern Tagelöhner und Leibeigene für reiche Grundbesitzer zu erwerben und keine freie Colonisten auf eigenem Boden. Ja, es ward später im Senat von einem sehr bedeutenden Staatsmann ganz gerade-herausgesagt, daß er sich aller freien Einwanderung widersetzen würde und daß alle Colonisten, die von Staatsfonds Vorschuß bekämen, den Pflanzern zur Verfügung gestellt werden sollten, wozu er jede weitere Summe gutheißen würde, aber nicht einen Real für andere Einwanderung — eine Parlamentsäußerung, die Beifall fand.

Was war von solcher Stimmung im Parlament für die Colonisten zu erwarten? Ottoni's tyrannisches Paraguaysystem fand fast ungetheilten Beifall. Der alte, halbtaube Marquis von Olinde hielt dem ausgezeichneten Bürger Ottoni eine Lobrede, sprach von dem Export, der schon am Mucuri stattfände, womit er vielleicht die Schiffsladungen elender, verhungernder Menschen meinte, die in den letzten Monaten vom Mucuri gekommen waren, und schlug vor, man müßte einem so patriotischen Bestreben mit den verlangten Mitteln zu Hülfe kommen! Fast alles schwieg! Kaum ein einziges finanzielles Bedenken wurde laut, alles schwieg! Um die schändlichen, niederträchtigen Menschenschlachtereien am Mucuri wußten sie alle, alle mußten sie doch darum wissen. Der Marquis von Abrantes hatte die unglücklichen Kranken im Hospital gesehen, Sinimbu hatte sich auf das Minutiöseste von allen Vorgängen unterrichtet. Aber dem von Staatsangelegenheiten bereits gesättigten Marquis schien jede Controverse im Senat verhaßt zu sein, und dem Senator Cansançao de Sinimbu hatte diesmal — Ottoni's Freundschaft mehr gegolten als das Menschenschlachten am Mucuri, diese Carnificina, wie der alte Vicar von Caravellas sie genannt hatte. Zwar war es für ihn Gewissenssache, sich

in einer langen, guten Rede über Colonisation auszusprechen. Aber über die Carnificina ging er mit Stillschweigen hinweg, ein Stillschweigen, was ebenso klang wie jener Ton, den die alte Galotti so gern vor Gericht gestellt hätte.

Und da nun „der Bürger Ottoni sich so wohl verdient gemacht hatte um das Vaterland", votirte der Senat eine Million Thaler Anleihe, welche vom Staat mit 7 Procent Zinsen garantirt werden sollte. Ich konnte nur mit der allertiefsten Indignation über das Senatsconsult lachen, um so bitterer lachen, da die Menschenschinderei am Mucuri eine der ersten Angelegenheiten war, welche man in den Senatssitzungen vom Jahre 1859 verhandelte und mit krankhafter Hast endete.

Der Senatsbeschluß fand auch den Beifall des Kaisers. „Hei por bem", hieß es am 8. Juni, und am 10. unterschrieben die Minister das Decret. Wundersame Laune des Schicksals! Gleich am Tage darauf sollte noch einmal ein Trauerspiel vom Mucuri der Hauptstadt vor Augen stellen, wie in jenen Colonien alles Recht, alle Menschlichkeit mit Füßen getreten war. Am 11. Juni traf der Mucuridampfer in Rio ein. Hunger war das erste Wort, was über hundert Unglückliche denen, die an Bord kamen, entgegenriefen. Seit dem Mittag des 10. Juni hatte man ihnen alle und jegliche Nahrung versagt. Einer von den 123 in S.-José eingeschifften Schlachtopfern der Unmenschlichkeit am Urucu und der Bruderliebe in Philadelphia hatte das Land der Verheißung nicht mehr sehen sollen; er war am Bord gestorben, gerade wie jener Colonist auf meiner Tieté-Expedition. Von den Lebendigen wurden 58 Kranke, Ausgehungerte in das Hospital geschafft, gerade wie bei meiner Tieté-Expedition. Von diesen brachte der edle Taunay 17 Franzosen in das Hospital an der Saude, wo ich ehedem Director war; aber noch unterwegs, noch im Boote starb ihm auch ein Unglück-

licher, gerade wie bei der Tieté-Expedition. Die andern 64 Elenden kamen, wie jene vom Tieté-Dampfer, nach dem Colonistendepot auf der Insel von Bom Jesus. Und während man die Runde machte bei allen Consuln, von denen Landeskinder sich unter diesen Colonisten befanden, um Kleidungsstücke für die Halbnackten, Halbtodten zu sammeln, erfolgte die Veröffentlichung des kaiserlichen „Hei por bem" am 17. Juni im „Journal do Commercio" von Rio, und die Menschenschlachterei war vollkommen legalisirt.

Mit einer Million Thaler, wenn Ottoni sie trotz der sieben von der Regierung garantirten Procente nicht etwa umsonst sucht, kann das Werk am Mucuri neuen Aufschwung nehmen. Mit einer Million Thaler können zahlreiche Negersklaven, wie sie sich ja bereits auf den Gütern der Ottoni'schen Verwandten finden, zusammengekauft, große Haufen von Chinesen herbeigeschleppt und einige Verbrüderung mit den klotztragenden Botocuden angebahnt werden. Das gesittete Europa aber wendet sich, trotz des Senatsbeschlusses, trotz des kaiserlichen „Hei por bem", mit Unwillen ab vom Mucuri und seiner Direction. „Non omnis moriar", meinte Ottoni am Ende seiner kleinen Schrift vom 7. April. Und mit Ernst erwidere ich ihm: „Allerdings, non omnis!" Solange in der Geschichte brasilianischer Colonisation noch der Mucuri genannt werden wird, solange dort die Gebeine von all den betrogenen Colonisten modern werden, solange wird auch Ottoni's Name genannt werden als eines, auf dessen Gewissen die Sünde jener Carnificina lastete, auf dessen Namen der letzte Verzweiflungsschrei der Sterbenden immer lasten wird, auf ihm und denen, die ihm geholfen haben!

„Das aber ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses nur gebäret." Man wird wahrscheinlich in den vielbesprochenen Gegenden eine neue Provinz gründen.

Ganz gewiß wird dasselbe Volk von Minas, welches sich vor Jahren vom Ottoni'schen Namen zu offener Revolution gegen seinen Kaiser anstacheln ließ, denselben Ottoni'schen Namen auf die dreifache Liste, aus der der neue Senator vom Kaiser gewählt werden muß, bringen. Ganz gewiß wird der Kaiser, der das wüste Treiben am Mucuri durch sein kaiserliches „Hei por bem" vom 8. Juni 1859 geheiligt hat, durch ein neues „Hei por bem" Ottoni zum Senator erklären; ganz bestimmt wird der Senat ihm seine Reihen öffnen müssen und mit ihm fraternisiren!

Mögen auch besoldete Federn zu Gunsten des Bettels am Mucuri schreiben was sie wollen: wir rufen dennoch unser altsächsisches Jodute aus über alle, die sich daselbst bereichern und Gedeihen suchen wollen. Ganz dieselben Worte, mit denen ich meine schriftliche Auseinandersetzung an den Kaiser am 30. März schloß, muß ich auch hier wiederholen: „Wenn die Wohlhabenheit und die schönen Besitzungen der Ottonis auf dem Wege der Redlichkeit, des Fleißes und der Arbeit erworben sind, so bedarf man am Mucuri keiner deutschen Einwanderung; denn was jene Herren dort erlangt haben, das kann freie deutsche Arbeit nicht erschwingen. Wenn aber die verlockten Einwanderer nur dazu dienen sollen, um der Ambition, der Habsucht und dem Despotismus die Straße zu stampfen, so darf jeder gutgesinnte Mann fortan nur eins thun: mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften dahin wirken, daß niemand mehr nach dem Mucuri hinwandere, wie ja Se. kaiserliche Majestät Befehl gegeben hatte, alle Unglückliche von dort wieder fortzuholen."

Da nun aber die heillose Central-Colonisationsgesellschaft in Rio, ein unmittelbares Organ der Regierung und als solches in der Person des Senators Candido Borges Monteiro mit einem neuen Präsidenten im Monat März durch selbstständige Wahl der Regierung versehen, noch immer fortbesteht,

um Menschen in Europa, besonders in Deutschland, zum Auswandern durch Agenten beschwatzen zu lassen, — da künftighin Einwanderer, denen wegen gemachter Vorschüsse, Reisekosten, Zehrungsgelder im Depot auf der Ilha do Bom Jesus keine freie Disposition über ihre Personen und den Aufenthalt, den sie etwa wählen möchten, zusteht, auf Kosten der Regierung nach jener Anzeige vom 19. Februar nach dem Mucuri transportirt werden sollen, — da es sogar ganz offen im Senat ausgesprochen worden ist, daß man künftighin keinen Real mehr für freie Einwanderung ausgeben, sondern alle auf Staatskosten kommenden Colonisten den Pflanzern zur Disposition stellen sollte, — da man demnach das pestbringende System der Tagelöhnerei, des Frondienstes, des Knechtseins, des Parcerie- oder Halbpartwesens noch immer nicht aufgeben will, sondern wieder mit ihm, einem modificirten Sklaventhum weißer Menschen, zu liebäugeln anfängt, und diese als billige Leibeigene, taktlos genug, auch nach solchen Gegenden nördlich von Rio bringen möchte, in denen sie der Ungunst des feuchtheißen Klimas erliegen müssen: so rufe ich, nach diesem ungeheuer langen Vordersatz kurz aus: Keine, keine Auswanderung nach Brasilien, keine andere als die auf freien Boden, von freien Leuten, von freien Arbeitskräften in gesunder Gegend und nur im Süden des Kaiserreichs.

Zwar scheint es, als ob durch die letzte Ministerkrisis (im August 1859) sich auch hierin eine neue Kraft, ein neuer Umschwung der Dinge erzeugt hätte. Keine würdigere Gestalten, als Cansançao de Sinimbu und Angelo Muniz da Silva Ferraz mit ihren Collegen konnten die oberste Staatsleitung übernehmen. Aber dürfen sie Decrete umstoßen, kaiserliche „Hei por bems" wieder aufheben, und der Gesinnung und Stimmung im Senat zuwiderhandeln? Und wie lange dauert solch ein Ministerium aus edlerm Stoff? Vielleicht noch weni-

ger Zeit als ein mittelmäßiges, nach der Volksgunst und dem Applaus in den gesetzgebenden Kammern haschendes. Hat doch dieses neue, so ausgezeichnete Ministerium, obwol es noch vier Wochen mit den versammelten legislativen Kammern zusammen arbeitete, auch kein Gesetz, die Stellung der Protestanten und die Bedeutung der protestantischen Ehen betreffend, zu Stande bringen können.

„Wieder die alte Geschichte!" So mußte jeder Protestant und ich ebenfalls ausrufen, als die gesetzgebenden Kammern des Jahres 1859 geschlossen wurden. Im Jahre 1858 war es ja ebenso gewesen, wie ich das auf S. 448 im zweiten Theile meiner „Reise durch Süd-Brasilien" gesagt habe. Die Thronrede verlangt ein Gesetz über protestantische Ehen u. s. w. Man machte einen Vorschlag und nach einem langen Gerede blieb die Sache liegen. Im Jahre 1859 nahm die Thronrede einen neuen Anlauf, und es ist wieder nichts geschehen. Denn ein neuer Entwurf, der gemacht ward, ist ebenfalls nur ein Gerede, eine Neckerei, ein schlechter Witz, wenn man ihm keine Gesetzesgültigkeit aufdrückt. Im nächsten Jahre kommt ganz bestimmt derselbe Passus wieder vor in der Thronrede. Ach Gott im Himmel, sieh darein! möchte man wol ausrufen. Vierzehn Tage nach Eröffnung der Kammern war Ottoni's Geldproject discutirt und genehmigt. Aber für die Lage der Protestanten hatte niemand Herz, Ohr und Mund gehabt. Da kann uns denn eine Thronrede auch nichts helfen; und wir bitten demüthigst Se. kaiserlich brasilianische Majestät, nicht mehr unser in seiner Thronrede zu gedenken. „Das Wort sie sollen lassen stahn", unser Evangelium können sie uns Protestanten in Brasilien doch nicht nehmen. Doch thun wir uns von solchen, die unser Evangelium nicht gelten lassen wollen, und stemmen uns aus allen Kräften gegen eine freie, deutsche, protestan-

tische Einwanderung nach Brasilien, bis wir vollkommen sicher gestellt sind.

Fern bin ich von alledem, quod Graeci προσκυνειν vocant. Hoch ehre ich und halte heilig das Amt der Fürsten; denn das Amt ist ihnen von Gottes Gnade gegeben. Und doch ist es dem freien, protestantischen Deutschen, der freiwillig einem angenehmen Leben entsagte und den deutschen Einwanderern in Brasilien nachwanderte über Berg und Thal und durch Wald und Flüsse, um etwas Belehrendes zum allgemeinen Wohl darüber schreiben zu können, wohl ist es einem solchen Manne, der bei der Gelegenheit oft zwischen den Thieren des Feldes und in den finstern Schlupfwinkeln des Urwalds schlafen mußte, der dem tiefen Elend nachspürte, die Betrogenen, die auf einen mächtigen Schutz des Kaisers in fremdem Lande gehofft hatten, nicht verließ, mit ihnen darbte, mit ihnen krank war, mit ihnen auf das Meer hinausging, um für sie Gerechtigkeit von den Hohen dieser Erde zu erlangen, — wohl mag es diesem, der nun allem und allen traute, einmal erlaubt sein, an jenen Schmied im Thüringerwalde zu denken, der beim Gedanken der vornehmen und von ihrem Fürsten nicht gezügelten Vasallen machtvoll mit seinem Hammer auf den Amboß loshieb und bei jedem Schlage ausrief:

O Landgraf, Landgraf! Werde hart,
Bist sonst des Landes Plage,

wie ich das der brasilianischen Regierung als einer Collectivperson zurufen möchte.

Und ist denn das am Ende edel gehandelt von der Regierung, daß, nachdem das Elend am Mucuri schon in den letzten Monaten des Jahres 1858 angefangen und im Januar und Februar 1859 seine höchste Stufe erreicht hatte, nachdem Regierungsschiffe und Commissäre die im Elend verkommenden Colonisten hatten fortholen müssen, und Hunderte solcher Elenden in Rio angekommen waren, nachdem Lachmund

begraben und sein Relatorium nicht veröffentlicht worden, und zuletzt auch Martineau nach Rio zurückgekehrt war, ohne daß ein Bericht von ihm dem Publikum übergeben ward, man, um dem Mucuri-Unternehmen eine würdige Färbung zu geben, den Herrn Sebastião Machado Nunes dorthin schickte und am 21. October im „Journal do Commercio" dessen Bericht officiell mittheilte, nachdem ich im Februar, also acht Monate vorher, dort das tiefste Elend erlebt hatte?

Mit diesem Bericht wollte man die Unthaten am Mucuri bemänteln. In acht Monaten kann allerdings schon viel Gras auf den Gräbern der Todten herauswachsen, kann schon viel Elend aussterben, mancher Jammernde fortgeschafft sein und hier und da und an allen Ecken vertuscht, versteckt, bemäntelt worden sein. Und wenn dieser Bericht, nach langem Stillschweigen der Regierung, eben meine Erzählung der schauderhaften Begebenheiten am Mucuri in ein unklares Licht stellen soll, so muß ich doch offen erklären, daß das ein ziemlich kleinliches und nicht ehrenhaftes Verfahren ist. Zwar trägt das Relatorium des Sebastião Machado Nunes noch den Namen des Ministeriums von Sergio Tereira de Macedo an der Stirn; seine officielle Veröffentlichung aber gehört dem Ministerium vom 12. August 1859 ganz allein an. Man wollte dem Theophilo Benedicto Ottoni damit einen Freundschaftsdienst erzeigen, wie kümmerlich und gequetscht auch der Bericht selbst aussehen mag. Mir wenigstens machte er den Eindruck, als ob er alle Augenblicke roth würde bis über die Ohren und einmal über das andere anfinge zu stottern oder über seine eigenen Beschönigungen und Entschuldigungen zu stolpern.

Solchen nicht eben wohlanständigen Entschuldigungsversuchen und Rechtfertigungsproceduren trauriger Colonisationsspeculationen gegenüber darf sich die brasilianische Regierung

keineswegs wundern, wenn in einem Staate, der in Bezug auf Cultur, Gesittung und Macht unter den fünf Großmächten mit jeder um den ersten Rang kämpfen darf, ganz kürzlich die ministerielle Veröffentlichung gegeben worden ist, „daß die Mittheilungen und Klagen über die traurige Lage der deutschen Auswanderer in Brasilien in neuerer Zeit immer zahlreicher geworden sind und sich bei nähern Ermittelungen großentheils als gerechtfertigt erwiesen haben, und daß daher auf Maßregeln, welche dem Uebelstand, soweit solches möglich ist, abhelfen sollen, Bedacht genommen ist".

Dieser für Brasilien keineswegs ehrenvollen Erklärung sind bereits schon zweckmäßige Schritte gefolgt, und es steht zu hoffen, daß sämmtliche deutsche Regierungen in demselben Sinne handeln werden, damit die deutsche Seelenverkäuferei ihre Comptoire schließe und keine Waldgeschichten aus Brasilien, wie jene am Mucuri, mehr erzählt zu werden brauchen.

Zweiter Abschnitt.

Die Provinz Pernambuco mit Alagoas und Sergipe.

Erstes Kapitel.

Abfahrt von Rio-de-Janeiro auf dem Dampfboot Cruzeiro do Sul. — Ein Tag in Bahia. — Fahrt nach Maceio. — Einige Stunden auf der Rhede daselbst. — Fahrt nach Pernambuco. — Ansicht der Stadt. — Olinde.

Santa-Barbara!

Das ist keineswegs ein Ruf der Ungeduld oder gar irgendeiner Gewitterfurcht, obgleich in vielen Landen die heilige Barbara bei heftigem Gewitter angerufen wird mit so glänzendem Erfolg, daß bei weitem die Mehrzahl der Menschen nicht vom Blitz erschlagen wird, sondern es war bei mir am 7. April, morgens gegen 10 Uhr, ein Ruf der Ueberraschung und Freude, als ich an Bord des Dampfpackets Cruzeiro do Sul kam, welches diesmal die Fahrt nach den Nordhäfen Brasiliens bis Para machen sollte.

Ich hatte in den ersten Apriltagen das lebendige Vorgefühl, daß ich mich am 7. April wol zum letzten mal in Rio-de-Janeiro einschiffte. Und wenn ich auch an jenem Tage endlich nach so vielen bittern Aergernissen, Zeitverlusten und höchst heftigen, wirklich alle Gesundheit zernagenden Erregun-

gen meine Reise nach dem Norden Brasiliens fortsetzen konnte, so brachte er mir doch auch wieder einen herben Abschied von allem, was mir in Rio-de-Janeiro so theuer und lieb ist.

Es durfte mich darum auch niemand begleiten, sondern allein fuhr ich längs der amerikanischen Kaiserstadt zum Fort von Villegagnon hinaus, wo der Cruzeiro do Sul seiner Passagiere harrte unter Qualm und Schnauben, wie ein großes Dampfschiff das immer thut, wenn es im Begriff ist durchzugehen!

Santa-Barbara! Und mit wirklich herzlicher Freude drückte ich dem alten Bekannten und Gefährten in Seegang und Gefahr die Hand. Wieder der alte, wackere Santa-Barbara, derselbe Schiffscommandant, mit dem ich am 16. Februar 1858 auf der Imperatriz von Rio-de-Janeiro nach Rio-Grande gefahren war, er immer noch der heitere, unverdrossene Waräger, der bald schon ein halbes Jahrhundert Salzwasser in dem grauen Haar triefen hatte.

Damals, an jenem Februarmorgen, sah es freilich anders um uns aus. Ein ungeheuerer Seegang rollte hinein in die Bucht von Rio, sodaß es kaum möglich oder rathsam erschien, ihn mit der Imperatriz überwinden zu wollen, denn das Schiff war ein schauderhaft alter Kasten. Unser Cruzeiro dagegen war ein Dampfschiff erster Qualität, welches in seinen Raumdimensionen und seiner innern Einrichtung nicht das Geringste zu wünschen übrig ließ, erst vor zwei Jahren gebaut, 230 Fuß auf dem Verdeck lang und in einer Stunde guten Seewetters 11 — 12 Knoten zurücklegend. Dazu gesellte sich das schönste Wetter, und noch einmal umgab mich das großartige Bild der Bucht Rio in seiner wundervollen Pracht.

Mit vielen Passagieren, unter denen ich einige Bekannte aus den Südprovinzen traf, den Polizeichef von Desterro in Sta.-Catharina mit freundlicher Familie, den ehemaligen Präsidenten von Paraná, Liberato de Mattos, den wir in Curi-

tyba kennen gelernt haben, brauste unser gutes Dampfschiff gegen 11 Uhr unter den Kanonen von Sta.-Cruz in den Ocean hinaus, und schnell sank hinter mir ein mir so wohl bekannter grauer Granitblock nach dem andern in die Flut hinab. Schon nach 4 Uhr nachmittags umschifften wir das Cap Frio; der nächste Morgen traf uns, ohne daß wir Land sahen, weit im Meere; schon nach 69 Stunden Fahrt rollte unser Anker vor Bahia in den Grund hinunter und nach wenigen Minuten konnten wir an das Land gehen.

Der Sonntag ließ die Stadt besonders still erscheinen. Wegen der Ankunft des Dampfboots von Rio aber hatten sich die meisten Handelsbureaux aufgethan, sodaß ich ohne Mühe einige Briefe und Sachen, die für mich nach Bahia geschickt waren während meines Aufenthalts am Mucuri, erhalten konnte. Ein Besuch beim freundlichen Präsidenten, Herrn Pães Barretto, war auch bald abgemacht. Viel complicirter war es dagegen, mich wieder in Besitz meiner Sachen zu setzen.

Als ich im December meinen Ausflug nach Canavieiras und Caravellas anordnete, ließ ich, da ich ja in sechs Wochen wieder in Bahia eintreffen wollte, alle meine Sachen im kleinen Englischen Hotel zurück. Leider war die Zeit meiner projectirten Abwesenheit von sechs Wochen zu fast vier Monaten angewachsen, und meine guten einfachen Wirthsleute waren indeß fortgezogen aus dem Lokal, wo ich sie im December verlassen hatte, Lange konnte mir niemand sagen, wo sie wären. Endlich fand ich sie in der fernen Rua das Mangueiras dicht bei der neuen Eisenbahn. Viel gewissenhafter als ich selbst gethan haben würde, hatten sie alles, ja sogar einzelne Steine und Früchte, die ich lose auf meinen Tisch gelegt hatte, mitgenommen und sorgsam aufgehoben, bis ich wiederkommen würde, obwol meine lange Abwesenheit ihnen schon lebhafte Sorge zu machen anfing. Da brachte ich denn außerhalb der Stadt einen stillen Tag zu, einen lieblichen Bahiatag unter

Palmen, Mangabäumen und Artocarpus, zwischen Poincionen, Bougainvillien und Poincettien. Nichts zog mich zur Victoria, der vornehmen, hinaus, nichts zu ihren in Reichthum lebenden Bewohnern. Es war mir in Bahia nicht gelungen, irgendeinen Menschen, ein Haus, einen Familienkreis kennen zu lernen, der mich, wie viele mir auch Güte und Zuvorkommenheit gezeigt hatten, lebhaft angezogen und weiter interessirt hätte, selbst unter den Deutschen nicht. Das liegt aber wol nur an dem Reisenden, dem man so gern den Tisch mit guten Speisen und Weinen besetzt, einen Sitz gewährt auf elegantem Sofa oder Schaukelstuhl und ihm aromatischen Thee einschenkt, aber ihm sonst nicht viel anderes bietet, da er nicht zur Handelsklasse gehört. Doch denke ich deswegen immer mit Dankbarkeit und bleibender guter Gesinnung an meine bahianer Landsleute zurück und wünsche ihnen allen möglichen Verdienst in Taback und Zucker.

Auch in Bahia waren, so erzählte man mir im Englischen Hotel, einige Bewegungen mit Auswanderern gewesen. Man hatte zum Bau der Eisenbahn eine Menge Sardinier kommen lassen. Nachdem sie nun angekommen waren, schien es, als ob man Verkürzungen in den ihnen versprochenen Bedingungen eintreten ließe. Die Italiener rotteten sich zusammen und zogen mit Knitteln bewaffnet zur Stadt, um dem sardinischen Viceconsul ihre Wünsche vorzutragen, der auch von ihren Beschwerden genaue Notiz nahm und sich für sie lebhaft verwandte.

Und gewiß wird man auch von seiten der Regierung, soweit sie Einfluß auf die Sache hat, den Leuten zu ihrem Recht verhelfen. Aber wenn so an allen Ecken und Enden bei Privaten und Privatunternehmungen die mala fides auftaucht, alle herbeigelockte Auswanderer erst durch Betrug und Winkelzüge hindurchgehen müssen, und ihnen erst nach Hader, Streit, Verklagungen Billigkeit und Recht zu Theil wird, da

steht allerdings der Europäer bestürzt still, oder wendet sich unwillig ab vom Schmuz jener Speculanten und legt nach allen Kräften sein Veto ein gegen das Auswandern von Europa nach Brasilien.

Am folgenden Morgen, den 11. April, ging ich wieder an Bord des Cruzeiro, und verließ zum letzten mal die üppige Negerstadt mit all den wundervollen Reizen ihrer Lage und Vegetation.

Gleich am Leuchtthurm bogen wir links um, und liefen östlich so dicht längs des Ufers, daß man jeden Menschen am Strande erkennen konnte. Oben am Ufer lag erst die Kirche da Graça, unten am nächsten Meeresrand wehten Palmen. Dann kam das liebliche Rio-Vermelho, mitten unter Kokosbäumen gelegen, und bald noch einige kleine Etablissements, von denen aus ehemals Walfischfang getrieben ward. Zuletzt tauchte noch das Städtchen Itapoam am Meere auf. Ihm folgte bald eine endlose Sandwüste.

Ganz an Rio-Grandes, der südlichen Provinz, unwirthliche Gestade erinnern einzelne Uferdistricte in jenem Theile der Provinz von Bahia. Sand schwillt auf Sand vor den Blicken des dahinsegelnden Schiffers; ganze Berge reihen sich aneinander, ohne einen grünen Hintergrund zu zeigen. Bleich erscheint der Horizont über dem bleichgelben Sandchaos; keine Spur organischen Lebens ist zu erblicken auf der öden Erde.

Desto lebhafter erschien uns das blaue, vom leichten Nordostwind gekräuselte Meer. Wir sahen zahlreiche Briggs, Barken und kleinere Seeschiffe umherschwärmen in verschiedenen Richtungen, je nachdem der Wind ihnen dieselben erlaubte und eigene Bestimmung sie leitete.

Mitten zwischen diesen Schiffen vornehmerer Bedeutung treibt sich ein ganz seltsames Amphibium auf der weiten Fläche umher, welches man nicht ohne Staunen und einige Sorge für die auf ihm schwimmenden Leute ansehen kann.

Während von Bahia bis tief in den Süden, bis Rio-Grande und dessen innerste Flüsse hinein der ausgehöhlte Baumstamm, das Canot oder die Canoa das eigentliche Vehikel ist auf dem flüssigen Element, von der riesigen Canoa da Voga, dem Canot des hohen Meeres, von 60 Fuß Länge und 3—5 Fuß Durchmesser, bis zum kleinen, zum allerkleinsten Kähnchen, worin eben nur ein Mensch platt auf dem Boden sitzen kann, macht man sich von Bahia nördlich die Geschichte viel leichter. Dasselbe leichte Holz, womit wir am Mucuri die Flaschen verkorkten, dasselbe leichte Holz, welches die graziösen Botocudinnen kokettirend in der Unterlippe trugen, eine Bombacee, ein Eriodendron, wird in Stämmen von etwa 1 Fuß Durchmesser, ihrer vier bis acht je nach Bedürfniß, zu einem Floß zusammengebunden. Diese federleichten und doch festen Stämme laufen vorn spitz zu. Auf ihnen steht auf dem vordern Drittheil ein kleiner Mast mit einem lateinischen Segel; hinten sind ein bis zwei kleine Bänke, auf denen die Besatzung sitzt; an einem aufgerichteten Stocke hängen einige Calebassen mit Trinkwasser und Nahrungsmitteln; ein breites Ruder zum Steuern bildet den Schwanz des sonderbaren Halobates.

Keinen Zoll ragt solche „Jangada", solch ein „Catimarão" aus dem Wasser heraus; vielmehr geht beim Tanzen des Flosses immer eine dünne Wasserschicht über dasselbe hin. So hat man denn den wunderlichen Anblick, auf offenem Meer, ja weit in dasselbe hinaus, Segel ohne Schiff dahinfliegen und Angler ohne Boot auf dem Wasser stehen zu sehen, bis sie sich in der allernächsten Nähe des mit dem Schauspiel noch nicht vertrauten Betrachters befinden, wo er dann die Natur des seltsamen Amphibiums erkennen kann. Pfeilschnell schießt dieses Floß, oft kaum 6 Fuß lang und 2 Fuß breit, mit seinem Mann dahin, recht eigentlich einem Schlittschuhläufer auf flüssigem Eise, und man muß laut

lachen, wenn man vom Verdeck eines größern Schiffes aus dem Dinge zuschaut. Oft aber erschrickt man; denn plötzlich scheint die Jangada untergegangen zu sein. Aber nicht doch! Nur das Segel hat man plötzlich fallen lassen, um einen Fischfang zu machen. Floß und Mannschaft sind vollkommen wohl; man kann letztere unter sich sprechen hören; und wenn man nur zu suchen versteht, wird man die originellen Wassertreter gar leicht irgendwo zwischen den Wellen wieder auffinden.

Nun kann freilich zweierlei sich ereignen, wenn auch nur selten. Die Jangada, die nicht leicht über ein Jahr dauert, kann auseinander gehen auf der See. Jeder Mitfahrende muß sich da freilich an einem Fragment des Dinges halten, welches indeß mit großer Leichtigkeit eine Menge Menschen im Wasser oben erhält. Dieser Unfall ist auch ungemein selten. Das Floß fliegt so leicht auf und nieder, daß selbst schlimmes Wetter seinem Zusammenhange, wenn er nur einigermaßen nachgesehen wird, keinen Abbruch thut. Oefter als das kommt es vor, daß die Jangada, wenn sie mit hohem Wellenschlag parallel und mit halbem Winde läuft, ganz umschlägt, und das Unterste zu oberst gekehrt liegen bleibt. Das thut auch nichts. Da beide Seiten der Jangada gleich bewohnbar sind, so steigen die gekenterten Jangadeiros auf die umgekehrte Seite; der beste Schwimmer von ihnen taucht unter und macht den kleinen Mast los, um ihn oben wieder aufzupflanzen; man hilft sich so gut wie man kann, und die Segelpartie, der Fischfang geht meistens seinen Gang ruhig weiter.

Beim Landen ziehen die seltsamen Jangadenpelasger ihr Fahrzeug mit der größten Leichtigkeit auf den Strand. Ebenso leicht gehen sie mit ihren Korkholzstämmen in See. Alles was mitgenommen werden soll, wird auf dem Ufer schon auf die Jangada aufgehängt, denn Stöße gegen den Strand kann

sie nicht vertragen. Sogar das Segel wird vorher gespannt. Sowie die Jangada in das Wasser hineinkommt, so springt auch die Mannschaft hinauf und stößt im selben Sprunge das Floß vollends ab vom Ufer. Sogleich faßt der Wind das Segel und lustig hüpft die Jangada hinaus auf das vielbewegte Wasserfeld, im crassesten Gegensatz zum enormen Leviathan der Meere, dem Great-Eastern und andern Seeungeheuern der Neuzeit. Noch bis spät in den Abend hinein sahen wir diese weiß beschwingten Thalassidromen auf ihrem Element umherschwimmen, während manche in Gefahr waren, von unserm Cruzeiro übergerannt und zermalmt zu werden. Wir selbst hielten unsern Cours etwas fernab von der Küste, sodaß wir beim nächsten Morgengrauen, am 12. April, uns auf offenem Meere ohne irgendwelches Land in Sicht befanden.

Bald jedoch dämmerte wieder einiges Land im Nordosten auf und zwar das Südufer der Mündung vom S.-Francisco, jenem ansehnlichen Strom, der unter den Flüssen Brasiliens eine Hauptrolle spielt.

Die nur leichte Meeresbewegung und ein reiner blauer Himmel ließen uns hier einige hübsche Erscheinungen recht genau beobachten.

Tief dunkelblau lag der Ocean rings um uns, als wir plötzlich über eine scharfe Grenzlinie kamen und uns in hellgrünem Seewasser befanden, dessen ganze Erscheinung mir wie ein Binnensee im Ocean vorkam. Fast konnte man den gelben oder graugelben Sand- und Thonboden durch das klare Wasser hindurch erkennen.

Der von manchen Gewitterschauern und einem nilartigen Anschwellen vielfach bewegte S.-Francisco, den wir später noch genauer kennen lernen werden, führt eine Menge Sand, Thon und Glimmerdetritus mit sich, und trägt diese ihm beigemengte Massen weit in den Ocean hinaus. Hier fallen

sie langsam zu Boden und bilden, während dichter am Ufer eine tiefe Durchfahrt selbst für größere Schiffe bleibt, eine breite Untiefe, ein langsames Ansteigen des Meeresbodens, welches ganz gewiß einmal zur Bildung eines Delta anwachsen wird, wie man denn ja die ganze vom Flußsand gebildete Untiefe bereits als ein submarines Delta bezeichnen kann, dessen Ausdehnung man von einem etwas höhern Standpunkt am Bord eines Schiffes vollkommen gut übersehen kann.

Mitten im Binnensee des Oceans, wie ich das Wasser auf jener Untiefe eben genannt habe, fanden wir nun noch einen beschränktern See und zwar von süßem Wasser. Die hellgrüne Farbe der Fläche gerade unmittelbar vor der Mündung des Flusses war einer vollkommen trüben und aschgrauen gewichen. Während nun die Räder unsers 12 Fuß tief gehenden Dampfschiffs in diesem grauen Wasser wühlten, erschien das unmittelbar am Steuer aufquellende Kielwasser wieder grün. Offenbar spaltete unser Schiff eine auf grünem Wasser schwimmende graue Wasserschicht von der Dicke einiger Fuß, welche als süßes Wasser sich über das salzige hinergossen hatte, wie denn ja das Seewasser schwerer ist als Süßwasser, sodaß man bei vollkommenen Windstillen, z. B. am Aequator, nach einigen tüchtigen Regengüssen leicht süßes Wasser auf dem Ocean finden kann.

Das eigenthümliche Phänomen interessirte auch unsern wackern, für alle maritimen Erscheinungen lebhaft empfänglichen Commandanten Santa-Barbara. Und da er zur genauern Kenntniß jener Küstenfahrt wenigstens eine Sondirung machen wollte, so ward der Dampfer einen Augenblick angehalten. Während das Grundloth eine Tiefe von 10 Faden gab, ward ein Eimer trüben Wassers aufgefüllt. Das Wasser war wirklich fast rein süß, und würde bestimmt ganz süß gewesen sein, wenn unser Experiment nicht zu spät angestellt worden wäre. Denn kaum drei Klafter vor dem Schiff

kündigte wieder eine vollkommen scharfe Grenzlinie, die wir mit dem Auge in nordöstlicher Richtung weithin verfolgen konnten, die Grenze des Flußwassers an. Wieder durchschnitten wir eine Strecke klaren grünen Seewassers, bis wir wieder auf tiefblauem Ocean dahinfuhren, und mithin die volle Mündung des S.-Francisco passirt hatten.

Das evidente Ueberfluten von trüben Süßwassermassen über eine schwerere, gleichsam solidere Salzwasserfläche, wenn sie von keinen lebhaften Winden bewegt wird, mag vielleicht im allgemeinen auf alle großen Ströme anwendbar sein und manche etwas lebhafte Schilderung von ungeheuern Süßwassermassen modificiren, die solche Ströme dem Meere zuwälzen. Allerdings können einzelne große Ströme ihre Süßwassermassen weit hinein in das Meer führen, unendlich viel weiter, als ihre Ufer vom Meer aus gesehen werden können. Doch sei man bedächtig in weitern Schlußfolgen. Nicht die Entfernung vom Ufer allein, sondern wol noch genauer die Dicke solcher Süßwasserschicht muß gemessen werden, wenn man einigermaßen zu einem Resultat kommen will. Und vielleicht mag gerade solche Dicke der Schichten desto unbedeutender sein, je ferner vom Ufer in das Meer hinein sie getroffen werden. Kommen nun gar noch Meeresströmungen und Windstillen dazu, so mag man wol manchmal zu ungeheuern Resultaten gelangen können. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn bei anhaltenden Windstillen z. B. das Amazonenstromwasser und das des Orinoco als eine Süßwasserschicht auf der salzigen des Meeres einmal bei den südlichen Antillen gemessen würde.

Wir können Süßwasserergießungen an den Mündungen großer Flüsse wie flache Muldenbildungen ansehen auf dem schweren Salzwasser. Und da nun auch mitten im Meere Süßwasserausbrüche, die aus dem Grunde hervorkommen, unbedingt wärmere Temperatur haben als die untern Wasser-

schichten und deswegen schnell an die Oberfläche gelangen, um sich als leichtere Schichten über die Salzfläche hinzuergießen, sowie vulkanische und plutonische Durchbrüche durch ruhende Schichten brunnenartig hindurchdringen und ihre Producte auf der Oberfläche jener nach allen Seiten hin ausgießen, so hat die Thalassographie noch die hübsche Aufgabe vor sich, uns diese Brunnen und Mulden süßen Wassers in Profilansichten zu geben, wie das in sinniger Weise die Geologie mit dem starren Elemente bereits gethan hat und noch fortwährend thut.

Bald sahen wir die Barre, die Einfahrt zum Binnensee von Alagoas westlich vor uns, und nun tauchte auch im Norden die hübsche Stadt Maceio, dicht am Strand des Meeres zum Theil an einem Abhang sich erhebend, zum Theil unter schönen Kokospalmen versteckt vor uns auf. Doch werden wir die Stadt bei einer andern Gelegenheit genauer kennen lernen, und ich darf hier nur der Rhede Erwähnung thun.

Der Ankerplatz von Maceio ist eigentlich nur ein offenes Ufer. Zwar läuft ein Riff vom östlichen Ursprung der Stadt in südöstlicher Richtung eine Strecke in das Meer hinein und bildet, kaum irgendwo aus dem Wasser hervorragend, sondern meistens an und unter der Oberfläche bleibend, einen deckenden Wall, dessen südliches Ende von einer rothen Tonne bezeichnet ist. Diese Tonne muß jedem nach Maceio gehenden Schiffe östlich bleiben. So ist zwar eine Art von Bucht angedeutet, aber einen sichern Hafen bildet sie nimmermehr, und bei einigem Südwind ist sie sogar ein höchst gefährlicher Ankerplatz.

Unser Dampfboot blieb fern vom Ufer liegen und es ging keiner der Passagiere zum Besuch an das Land. Dagegen kamen ziemlich viele Menschen an Bord, um nach Pernambuco zu gehen. Das kleine dadurch entstehende Getümmel auf dem Schiff ward erst wieder ruhig, als unser guter

Cruzeiro nach 7 Uhr wieder seine Anker lichtete, um die rothe Tonne herum in östlicher Richtung in die Mondscheinnacht hinaussteuerte und dann in nordöstlichem Cours seine Fahrt fortsetzte. Es war die herrlichste Seenacht, die man nur erleben konnte.

Beim Morgengrauen sahen wir das Cap Agostinho (Augustin) in einiger Ferne hinter uns und Pernambuco tauchte aus dem Meere auf. Hell schien bald die in seltener Reinheit aus dem Ocean hervorgehende Sonne auf die fernen, blanken Häuser; scharf traten alle Umrisse von Thürmen, hohen Giebeln, Batterien und von Schiffen hervor. Prachtvoll endete das herrliche Uferbild im Norden mit dem hervorspringenden Olinde und dessen kühnen Kirchen und Jesuitengebäuden; allerdings schien eine Meereskönigin, eine südamerikanische, hervorzutauchen aus der Flut, ein Venedig, unbedingt ein Venedig, wenn Brasilien in irgendwelcher Beziehung Italien vergleichbar wäre.

Immer näher kamen wir, immer genauer trat einzelnes hervor, immermehr gewann das Bild an Großartigkeit. Fast bis auf das Ufer schien unser Dampfer laufen zu wollen. Dicht davor aber wand er sich in scharfem Bogen um den dort ganz frei auf dem Ende eines Felsendammes stehenden Leuchtthurm herum, und lief ein in die wirklich wunderliche Lagune von Pernambuco. Freilich eine Lagune, eine wunderliche Lagune, diese von Pernambuco, eine Lagune vor der Stadt, eine schöne Doppellagune mitten in der Stadt!

Die Brenta und Piave dieses südamerikanischen Venedig sind die Flüsse Beriberibe und Capiberibe, beide von keiner großen Bedeutung. Beide entspringen in den nördlichen Westdistricten der Provinz, laufen in ziemlicher Distanz parallel nebeneinander nach Osten unter vielen Krümmungen und gelangen so in die unmittelbare Nähe des Meeres. An den Höhen von Olinde wird der Beriberibe südlich abgelenkt,

vom Süden kommt ihm der Capiberibe entgegen; beide bilden einen schönen Binnensee, in dessen Mitte eine ziemlich bedeutende Insel sich befindet.

Diese landseeartige Ausdehnung der vereinten Flüsse tritt nun in das Meer, erleidet aber auch hier noch eine seltsame Ableitung.

Weit vom Süden her läuft ein Felsendamm, ein Riff oder Recife, in der Entfernung von 100—400 Klaftern, je nachdem das Ufer Sinuositäten hat, schnurgerade und parallel mit dem Festlande vom Süden nach Norden durch das Meer und bildet so einen Hafen von der eigenthümlichsten Beschaffenheit, einen zweiten, aber großartigen Porto Seguro, an dessen nördlichem Ende eine vollkommen freie Ein- und Ausfahrt sich befindet, kaum 100 Klafter vom Sandufer des Festlandes entfernt. Dieser Felsdamm, Pernambucos Lido, ist wenige Klafter breit und ragt bei der Ebbe mehrere Fuß aus dem Wasser hervor, scharf zugehauen von der Natur nach allen Seiten, als ob Menschenhände ihn mit Schnur und Winkelmaß durch das Meer längs der Küste hingezogen hätten. Bei voller Flut schlagen Brechwellen über ihn hinweg und beunruhigen allerdings etwas den seltsamen Hafen, in welchem Schiffe bis 15 Fuß Tiefgang, und gelegentlich noch mehr, mit großer Sicherheit einlaufen können. Am freien Nordende des Dammes, vor dem noch ein isolirter Block mit glattem Rücken wie eine Schildkröte bei niedrigem Wasserstande aus der Flut herausragt, die übelberüchtigte Tartaruga, steht ein Leuchtthurm, fast ein Eddistonelicht, und ein kleines, verfallendes Fort, für welches das auf dem Uferstreif des Festlandes zwischen dem Beriberibe und dem Meere liegende Fort Brum als nächste Einfahrtsbatterie und Hafenschlüssel fungirt.

Auf dem südlichen Ende der zwischen diesem Hafen und dem Beriberibe hinlaufenden Landzunge, welche einer kleinen Hafbildung vollkommen entspricht, liegt nun das alte Per-

nambuco, oder die Stadt am Riff, Cidade do Recife — der Name Pernambuco herzuleiten von Parana, Fluß, Seitenfluß, versteckter Seitenfluß, wie wir das Wort noch häufig am Amazonenstrom wieder treffen werden, und Mbuk, Arm — Pernambuco also ein Flußarm des Meeres, wie wir bei dem versteckten Binnenwasser von Ilheos, diesem Flußarm des Meeres ebenfalls einen Hügel, Pernambuco, gesehen haben. Die Insel mitten in der Lagune ist vom neuern Stadttheil S.-Antonio eingenommen. Jenseit derselben liegt auf dem Festlande wiederum der Stadttheil Boa-Vista, sodaß Pernambuco aus drei Hauptabtheilungen besteht, Olinde natürlich nicht mit einbegriffen, denn das ist eine von Pernambuco ganz getrennte Stadt.

Vom Stadtquartier Recife führen zwei Brücken nach S.-Antonio und nur eine von S.-Antonio nach Boa-Vista, alle aus Holz gebaut und 5—600 Fuß lang. Unter der Recifebrücke, der Hauptbrücke zwischen dem Recife und S.-Antonio, finden sich noch Reste einer Steinbrücke aus holländischer Zeit. Dazu hängt das Inselquartier S.-Antonio nach der Seeseite hin weiter durch eine neue Wegeanlage und die dort beginnende Eisenbahn mit dem Festlande von Boa-Vista zusammen.

So ist denn das Terrain, auf dem Pernambuco gebaut ist, so mannichfach gegliedert, zu so regem Verkehr in so seltener Weise geeignet und bestimmt, wie sich dessen keine zweite Stadt in Südamerika rühmen kann.

Das haben auch die portugiesischen Gründer der Stadt vollkommen erkannt; das erkannten vollkommen die nachfolgenden holländischen Eroberer, und erkennen das auch die heutigen Bewohner und benutzen die von Natur und Kunst gebotenen Vortheile so gut sie können.

Pernambuco ist durch und durch Handelsstadt. Trotzdem, daß es nur 100000 Einwohner hat und den Städten Rio-

de-Janeiro und Bahia an Menschenmengen nachsteht, entwickelt es dennoch eine außerordentliche Handelsenergie, die indeß in den letzten Jahren durch eine Reihe von Einflüssen, unter welchen Brasilien überhaupt leidet, etwas beeinträchtigt worden ist.

Die Altstadt, schlechtweg Recife genannt, besteht aus einem Chaos von engen, schmuzigen, meistens stinkenden Straßen, die zum Theil mit Häusern von vier Stockwerken Höhe eingefaßt sind. Hier liegen die vorzüglichsten Handelscomptoire, das Zollhaus, die Börse, ein Arsenal u. s. w. Die andern Stadttheile dagegen treten schön und selbst glänzend hervor, haben manche breite, gerade Straßen mit prachtvollen Läden und bieten Prospecte, die unbedingt mehr als irgendeine andere brasilianische Stadt an Europa erinnern. Längs der Kais an den breiten, herrlichen Lagunen mitten in der Stadt hat bereits eine Vornehmheit und Pracht einzelner Häuser und öffentlicher Neubauten sich zu entwickeln angefangen, daß hier einmal eine der schönsten Städte der Welt aus dem Wasser hervortauchen wird, die selbst Hamburg um sein großartiges Alsterbassin nicht zu beneiden braucht. In der That ist die Aussicht von den einzelnen Brücken nach allen Seiten hin, namentlich nach Norden, wo das alte Olinde auf seinem Hügel wundervoll prangt, unaussprechlich schön.

Mit allen diesen gegebenen Elementen ist Pernambuco die eigentliche Zukunftsstadt Brasiliens. Vor ihr das offene Meer, dessen rollende Wogen vom Riff gebrochen werden und in dichten Schaummassen hoch aufbrausen, — längs des Ufers der natürliche Hafendock, der sich hineinzieht in die schöne, wunderschöne Doppellagune der Stadt, — das alles bewegt von Ebbe und Flut: das sind allerdings kostbare Elemente zur großartigsten Zukunft, zu einer europäischen Entwickelung

der Stadt Pernambuco, wie sie denn ja als östlichster Punkt Brasiliens am weitesten hinüberblickt nach Europa.

Unter den zum Theil ansehnlichen öffentlichen Gebäuden ragen zahlreiche Kirchen überall heraus; sogar Marmorbauten entdeckt man an ihnen, gerade wie in Bahia, wenn auch der Baustil sämmtlicher Kirchen, wie überall in Brasilien, ungefällig ist. Der Palast des Präsidenten auf S.-Antonio ist einfach und hübsch. Dicht bei ihm steht ein ganz ansehnliches Theater; beide liegen an einem großen Platze, der fast ringsher von der Lagune umflutet wird und mit der Zeit wunderschön werden kann, wenn man ihn sorgsam zu benutzen versteht. Vorläufig weiden einige Wiederkäuer friedlich auf dem schönen Forum und fressen die hübschen Rubiaceen, Malven und Leguminosen ab, die dort harmlos wachsen.

Wenn nun auch in Pernambuco nach allen Seiten gethan, geschafft, gebaut an allen Ecken und Enden und nach Fortschritt, nach Vollendung gestrebt wird, soviel Umstände, Raum, Zeit und Geldmittel das erlauben, so hat doch die Stadt auch ihre schwachen Seiten. Eine der schwächsten ist offenbar das Straßenpflaster. Viele Straßen und selbst breite, vornehme Straßen sind gar nicht gepflastert und bilden Moräste, an denen man zwar längs der Trottoirs mit einiger Vorsicht hingehen kann, nicht aber ohne von trabenden Pferden und rollenden Wagen eingespritzt zu werden. Diese Schmuzgassen geben einen schrecklichen Gestank, der an den Kais, zumal zur Zeit der Ebbe, noch viel schlimmer ist. An eine Reinlichkeitspolizei scheint nirgends gedacht zu werden; überall sieht man Sudelei, oft in einem ganz unerträglichen Grade. Dazu kommt noch abends spät das beliebte Ausgießen aus dem Fenster. Fliegt solch ein Ausguß vom dritten oder vierten Stockwerk aus dem Fenster, so ist die Wirkung des weit umherspritzenden Projectils wirklich entsetzlich.

All diesem Stadtungemach hat die vornehme Welt sich zu entziehen gewußt, indem sie auf dem Lande wohnt.

Die Umgegend von Pernambuco ist flach, sodaß der Anlage von Gärten reichlich Raum gegeben ist. Besonders nach Nordwesten hin hat sich die Anlage von Gärten und Gartenwohnungen weit hingezogen, und nichts ist lieblicher, als in diesen Gartenrevieren von Pernambuco umherzustreifen. Unter mächtig hohen Kokospalmen blüht die farbenglühende Schar der schon oft genannten Bougainvillien, Poincettien, Poincionen, Iroren u. s. w.; überall duften Alpinien, Hedychien, Gardenien und Plumierien und wirklich alles, was in Farben weithin strahlt und Wohlgeruch auszuhauchen im Stande ist. Und zwischen all der Pracht von Bäumen, von Palmen, Mangiferen, Spondien, Artocarpen liegen hübsche, zum Theil prächtige Landwohnungen umher, in deren innerer Einrichtung europäischer Luxus herrscht, modificirt von den Nothwendigkeiten eines heißen Klimas. Und wenn nun zwischen dieser Gartenpracht, zwischen diesen reizenden Landwohnungen ein stiller Fluß sich dahinzieht und im verdoppelnden Spiegelbild das liebliche Schauspiel noch einmal blicken läßt, wie man das an der Magdalenenbrücke des Capiberibe finden kann, so ist die ganze Naturscenerie ein lieblicher Anblick.

Auch weht ein fast ununterbrochener Luftstrom über Pernambuco und seine Umgegend hin, wodurch mehr als in Bahia Kühlung, Labung und Erquickung ausgegossen wird über alles organische Leben. Meistens ist dieser Wind ein Seewind aus Nordost oder Südost, dessen regelmäßiger Lauf nur morgens in der Frühe von einigem Landwinde unterbrochen wird.

So können wir uns kaum verhehlen, daß Pernambuco, wenn ihm auch die felshohe, schroffe Bergnatur von Rio-de-Janeiro abgeht und manche prachtvolle Fernsicht von der Victoria in Bahia versagt ist, dennoch ein wundervoller, von

der Natur reich gesegneter Punkt ist, in dem es gewiß nur an den Menschen liegt, wenn sie sich denselben nicht zum angenehmsten Aufenthalt herauszubilden verstehen.

Das wenigstens war der Eindruck, den mir Pernambuco in den ersten Tagen meines Aufenthalts daselbst machte, ein Eindruck, der mir ein bleibender sein wird; denn er ging hervor aus der unwandelbaren Schönheit der Natur. Rein blau war der Himmel; in allen Tinten von Grün und Blau spielte die Farbe des herrlichen Oceans; ruhig strich der Nordostpassat darüber hin und verlor sich im Lande zwischen der herrlichen Vegetation, welche überallhin Duft und Farben ausgoß. In Pernambuco trat mir lebendiger als wol sonstwo vor die Seele jener tiefe Sehnsucht athmende Gesang: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?"

Einen ganz verschiedenen Eindruck machte mir die Stadt Olinde. Olinde, an und auf einem Hügel gelegen, einst die Königin und Herrscherin der Meere, eine kostbare Perle, um welche Holland und Portugal blutige Kämpfe geführt haben, dann der Sitz katholischer Priesterweisheit und noch später juristischer Gelehrsamkeit, Olinde, was noch weit hinausprangt in die See mit Klöstern und Kirchen, ist ein Kirchhof geworden! Seine Häuser fallen ein, seine Kirchen stehen leer, seine juristische Schule ist nach Pernambuco verlegt worden; in seinen Straßen wächst Gras, weiden die Pferde.

Ich besuchte Olinde am 18. April. Ein langer Damm mit einigen Brücken führt vom Stadtviertel Boa-Vista in schnurgerader Richtung durch die Jungleniederungen des Beriberibe, zwischen welchen die festern Stellen zierlich mit Häusern besetzt sind. Dort am Wege liegt auch ein hübsches englisches Hospital und zuletzt noch ein englischer Kirchhof mit einer saubern Kapelle, wie die Engländer denn auch ihre eigene Kirche auf dem schönen Kai der Boa-Vista besitzen.

Gerade beschien die untergehende Sonne mit scharfen Lichtern den grünen, von Häusern übersäeten und mit Kirchen gekrönten Hügel von Olinde und gab der alten Stadt ein wehmüthig freundliches Ansehen. Aus der See dämmerte der Abend, aber dennoch übersah ich vom hervorspringendsten Punkte des Hügels ein wundervolles Panorama. Im tiefsten Süden lag das Cap S.-Agostinho in leichtem, blauem Duft. Pernambuco aber mit seinem sichern Hafen hinter schäumenden Brandungen, mit seinem Binnensee, mit seinen im Wasser liegenden Häusern und seiner prachtvollen Landschaft glänzte blendend auf im Abendsonnenstrahle. Olinde sah aus wie eine entthronte Fürstin neben der königlichen Herrscherin hinter dem Recife und in den Lagunen.

Außer allen ihren Naturreizen ist die Stadt Pernambuco, wie ich schon andeutete, ein höchst bedeutender Handelsplatz.

Die Provinz Pernambuco hat, wenn ihr Areal auf der Karte auch nicht so bedeutend erscheint wie das mancher anderer Provinzen, dennoch eine Einwohnerschaft von fast einer Million Menschen. In ihrer numerischen Bedeutung ist sie die dritte Provinz des Kaiserthums; nur Minas und Bahia gehen ihr voran. Vor Minas hat sie die schöne Communication mit dem Meere voraus, vor Bahia eine muthigere, elastischere, energischere Natur der Einwohner, vor Rio-de-Janeiro die größere Nähe zur Alten Welt. Alle diese Vorzüge und Eigenthümlichkeiten wissen die Pernambucaner in hohem Maße geltend zu machen. Bei der Regsamkeit des kecken Volks, welches schon mehr als einmal einem gewissen politischen Schlendrian der brasilianischen Staatsmarime mit den Waffen in der Hand sich widersetzte, ist die Production der Landschaft an Baumwolle, Taback und Zucker ganz bedeutend, bei der Wohlhabenheit der Bewohner der Import europäischer Fabrikate außerordentlich groß. Von allen Nationen gehen die Flaggen aus und ein, besonders reißen sich

England, Frankreich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika in eifriger Concurrenz um den Haupthandel von Pernambuco, obwol auch deutscher Handel ziemlich lebhaft ist. Von allen brasilianischen Hafenstädten ist Pernambuco am schnellsten zu erreichen. Durch eine eigene Kette von Strömungs- und Windesverhältnissen ist Pernambuco zwischen seinen beiden, am meisten nach Osten vorspringenden Nachbarhügeln, Olinde und S.-Augustin, ein kaum zu vermeidender Ort geworden. Alles, was aus dem nördlichen Atlantischen Ocean nach Brasilien, um das Cap Hoorn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien, China, Neuholland und Californien will, muß in einiger Nähe von Pernambuco vorbeisegeln und kommt selbst in Sicht vom Cap Augustin. So glücklich sind dazu die Windverhältnisse zu einer Reise von Europa nach Pernambuco, daß schon Schiffe von Liverpool in 18—20 Tagen von diesem wichtigen Hafen nach dem Recife gelangt sind. Die Bedingungen zur Rückreise nach Europa sind ebenso günstig; es sind einzelne Schiffe in 25 Tagen von Pernambuco nach dem Kanal gesegelt. Der erste Hafen, den die große südamerikanische Dampfschifffahrtslinie berührt, ist Pernambuco; der letzte Punkt, den sie mit ihren heimkehrenden Dampfschiffen anläuft, ist wieder Pernambuco. Ebenso ist die Stadt ein Hauptpunkt für die von Rio-de-Janeiro ausgehende große Dampfschiffahrt bis Para. Zwei Tage muß jedes Dampfboot dieser wichtigen Küstenlinie dort anhalten. Auch schickt Pernambuco zweimal im Monat ein kleineres Dampfboot nach Süden bis Maceio, und nach Norden um das Cap Roque herum bis Maranhão mit Anlaufung der kleinern Küstenhäfen.

Bei der Lebendigkeit dieses Dampfschiffverkehrs nach Norden und Süden, dem schnellen Verkehr und dem innigen Zusammenhange Pernambucos mit Europa ist diese gewaltige Handelsstadt recht eigentlich der Schwerpunkt für den

ganzen Norden von Brasilien geworden. Alle Bewegung, aller Handel vom Flusse S.-Francisco an bezieht sich auf Pernambuco, alle Handelsplätze von dort an, Maceio, Rio-Grande do Norte, Parahyba do Norte, Ceara, Maranhão sind alle mehr oder minder Handelsfiliale von Pernambuco. Selbst Para, was als wichtiges Emporium des ungeheuern Amazonengebiets und der fernen Districte einzelner Republiken spanischer Abkunft so bedeutend ist und so unabhängig und selbständig erscheint, kann sich doch nicht von der Souveränetät Pernambucos ganz frei machen. Pernambuco schickt ihm die neuesten europäischen Nachrichten, Pernambuco befördert die Correspondenzen von Para nach England, Pernambuco ist bei tausend Gelegenheiten der letzte Recurs für den Handel am Amazonenstrome, und die Kaufleute aus dem so fernen Moyabamba in Peru gehen auf ihrem langen Zuge vom fernen Westen über Para nach Pernambuco, wenn sie ihre Hüte von Bombanassa gut und sicher verkaufen und sich mit gewählten europäischen Producten zur Rückreise versehen wollen.

Das ist ein Handelseinfluß, dessen sich Bahia durchaus nicht rühmen kann, ein Einfluß, wie er nur von Rio auf die Südprovinzen ausgeübt werden kann und ausgeübt wird.

Und immer weiter sucht Pernambuco seinen Einfluß auszudehnen. Als Bahia den Entschluß faßte, sich mit einer Eisenbahn an den Rio-de-S.-Francisco beim Joazeiro anzuknüpfen und so diese mächtige Lebensader der Provinz Minas mittels flüchtiger Locomotiven bis nach der Allerheiligenbai pulsiren zu machen, traten die Pernambucaner, obwol geographisch viel weiter entfernt vom Handelsknotenpunkt Joazeiro, keck mit gleichem Bewerben auf und projectirten unverdrossen eine Eisenbahn nach dem genannten Handelsplatz am Rio-de-S.-Francisco durch das Ländergebiet auf dem linken Ufer des Flusses.

Und das Schicksal hilft sichtlich dem unternehmenden Volke von Pernambuco. Während in Bahia zwar an der Eisenbahn gebaut wird, so liegt sie doch immer nur noch in den ersten Anfängen da und kann noch immer nicht in der kleinsten Ausdehnung benutzt werden. Vom Bahnhof in Pernambuco aber läuft schon die Locomotive 7—8 Meilen durch das Land, und glaube ich, daß die Nordbahn des S.-Francisco, die von Pernambuco, eher den Platz Joazeiro erreicht als die Südbahn, die von Bahia, wenn letztere auch bedeutend kürzer ist.

Diese Keckheit, diese Thätigkeit, vielleicht noch ein Erbtheil aus guter holländischer Zeit, womit die Pernambucaner sich zu Lande und zu Wasser geltend machen und immer weiter ausdehnen, macht sie nun auch etwas übermüthig der Centralregierung von Rio-de-Janeiro gegenüber; und in Rio-de-Janeiro weiß man sehr gut, welche gefährliche Stelle Pernambuco ist. Man sucht die Provinz auf alle Weise zufrieden zu stellen, schickt ihr einen Präsidenten nach dem andern, achtet ihre Häupter und Vornehmen ganz besonders hoch und — wird es doch noch einmal erleben, daß sich die Provinz im wilden Revolutionstumult der Centralregierung widersetzt und ihr Geschick von dem der Hauptstadt trennt.

Gerade die ängstliche Sorge um die Erhaltung der Provinz mag es sein, warum die Provinz sich einmal emancipirt. Ich kann und will es nicht beurtheilen, ob das ewige Wechseln der Provinzialpräsidenten zur Erstarkung der Provinzen dient oder zu ihrer Schwächung. In einem wohlgeordneten Staate aber ist solch ewiges Wechseln mindestens lächerlich. Oder ist es nicht lächerlich, daß mir der Marquis von Olinde als Ministerpräsident im November 1858 einen Brief an den damaligen Präsidenten von Pernambuco, Herrn Taques, gab, daß im December Manoel Felizardo Präsident war, dann im Februar Saraiva zum Präsidenten erwählt ward, und

ich im Mai einem Vicepräsidenten, dem Baron von Camaragibe meine Aufwartung machen mußte? Wer nachher ordentlicher Präsident geworden ist, weiß ich nicht. Das aber ist gewiß, daß vom November 1858 bis Juni 1859, also in etwa sechs Monaten, Pernambuco fünf bis sechs Präsidenten gehabt hat. Daß aus solchem Wechseln keine vernünftige Administration hervorwachsen kann, ist jedem einleuchtend, von den bedeutenden Geldopfern gar nicht zu reden, die solch Wechseln mit sich führt.

Das schien nun auch den Pernambucanern, als ich in Pernambuco war und die Aeußerungen mancher verständiger und nicht ohne Besorgniß lebender Männer hörte, vollkommen einleuchtend zu sein. Und doch ist auch das allgemeine Ueberzeugung, daß eine krampfhafte Wendung der Dinge, ein aufrührerisches Verfahren, um eine bessere Zukunft herbeizuführen, ein höchst zweideutiges Verfahren sein würde. So geht denn der Rückschritt auch in Pernambuco, wie in ganz Brasilien, seinen Gang weiter. Es fehlt mehr und mehr an arbeitenden Kräften. Man versteht es nicht, sie mit Geschick heranzuleiten, man weiß sie nicht anständig zu behandeln, man will sie nicht ebenbürtig sein lassen. Gerade so wie man in manchen südlichern Gegenden Brasiliens das deutsche Einwanderungselement zum Dienst großer Grundbesitzer verwenden möchte, gerade so sucht man in Pernambuco das portugiesische Einwanderungselement zu knechten und zu unterjochen. Und da das nicht gelingt, so haßt man es vorläufig recht gründlich und verfolgt es ganz unverkennbar; ja mehr als einmal mag es schon im Sinne gewisser Volksschichten gelegen haben, die fleißigen, wenn auch etwas plumpen Portugiesen — Gallegos und Ilheos —, die man spottend mit dem Namen „Bleifüße" (pédechumbos) bezeichnet, ganz aus dem Lande zu vertreiben.

Angesichts solcher politischer Zustände und socialer Stim-

mungen muß man auf Pernambuco, wie viele Vergünstigungen die Provinz auch von der Natur empfangen haben mag, mit großer Sorge blicken und in Rio besonders mit vielem Ernst, mit voller Gewissenhaftigkeit, mit ganzer Spannung zusehen, daß nicht der Gemeinstaat irgendwelchen Schaden nehme. Mir schien aber der Gesammtstaat nirgends so verwundbar zu sein wie in Pernambuco, und das alte römische „Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica" lag mir nahe genug.

Zweites Kapitel.

Ausflug nach der Provinz Alagoas. — Die Hauptstadt Maceio. — Fahrt nach der Stadt Alagoas. — Ritt durch einen Theil der Provinz nach Penedo. — Die Tabuleiros von Alagoas. — Der Rio-de-S.-Francisco. — Fahrt nach Pão de Assucar. — Ritt durch den Sertão nach den Fällen von Paulo Alfonso. — Rückkehr nach Penedo. — Piassabuçu.

Mein erster Aufenthalt in Pernambuco konnte nur kurz sein, da ich mit einiger Bestimmtheit wußte, es würde mir am Ende meiner ganzen Reise vergönnt sein, mich noch einige Zeit daselbst verweilen zu dürfen, bis ich mich nach Europa einschiffte. Ich wollte die selbst noch im April schöne Jahreszeit benutzen, um meine Excursion zum Rio-de-S.-Francisco auszuführen, dessen Besuch von vielen Witterungslaunen abhängt und sehr häufig gar nicht gelingt, wenn man einen ungünstigen Wasserstand antrifft.

Ich hatte mir vorgenommen, die Reise nach der südlich von Pernambuco gelegenen Stadt Maceio zu Lande zu machen und von dort durch die kleine Provinz Alagoas zu reiten nach Penedo am S.-Francisco. Zum möglichst guten Gelingen dieser Excursion hatte mich der Staatsrath Saraiva,

damals Präsident von Pernambuco, dessen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit ich mit lebhaftem Danke anzuerkennen alle Ursache hatte, mit zweckmäßigen Geleitsbriefen an verschiedene Personen von Ansehen und Einfluß ausgestattet, sodaß ich meinen Aufbruch nach Maceio schon auf den 19. April festsetzen konnte. Den ersten Reiseabschnitt wollte ich mit der Eisenbahn machen und zugleich die dort in Angriff genommenen Arbeiten besichtigen, wobei sich mir ein dort angestellter Bremer zum freundlichen Führer angeboten hatte.

Statt des bis dahin schönen Wetters geiselte aber am 19. April ein wilder Regenschauer nach dem andern Land und Meer. An ein Abreisen war den Tag nicht zu denken; als es volle 24 Stunden fortfuhr, aus allen Schleusen des Himmels zu gießen, gab man mir die Versicherung, daß ich jetzt fürs erste gar nicht daran denken könnte, den Landweg von Pernambuco einschlagen zu wollen, da er nur bei und nach anhaltend gutem Wetter reitbar wäre.

Und ich mußte solchen Versicherungen schon glauben. Brasilianische Landstraßen zur Zeit anhaltenden Regens gibt es nun einmal nicht. Wie sollte ich jetzt eine benutzbare Straße erwarten zwischen zwei Küstenpunkten, die in so leichtem Seeverkehr mittels Segelschiffen und Dampfbooten standen? Und wenn ich auch wirklich mit Aufopferung von Zeit und Gesundheit mich durchschlagen wollte durch alle Eventualitäten eines bodenlosen Wegs, was hatte ich von der mühevollen und gefahrvollen Arbeit?

Recht wie ein Deus ex machina kam mir da, als ich am 19. April nachmittags ziemlich ärgerlich aus dem Fenster meines unmittelbar am Hafen liegenden Hotels in den grauen Wassertumult auf der offenen See hineinschaute, das große Dampfpacket Oyapock auf seiner Heimreise von Para nach Rio aus dem Ocean herangebraust. Meine Landreise war mir zu Wasser geworden, und zu Wasser konnte ich mit der

größten Leichtigkeit nach Maceio kommen. Ich schlug mich zu den Passagieren des Oyapock und begab mich um 5 Uhr nachmittags des 20. April an Bord.

Ich hatte Ursache, das Packetschiff, wie viel Räumlichkeiten es auch als genaueste Copie des schönen Cruzeiro do Sul hatte, mit Passagieren überfüllt zu fürchten. Es war nämlich das Schiff, welches sämmtliche Senatoren und Deputirte, wenn sie anders zur Eröffnung der legislativen Kammern in Rio-de-Janeiro sein wollten, von sieben oder acht Nordprovinzen in seinem Bauche mit sich führen mußte. Und diese Herren reisen meistens mit einem ganzen Hausstande. Doch waren nur wenige von diesen Solonen gekommen, und wirklich konnten die Kammern am 2. Mai in Rio nicht eröffnet werden, eine ganz unerhörte Thatsache, die indeß dem Kaiserreiche nicht den geringsten Schaden gethan hat.

Bei einbrechender Dämmerung zog unser stattlicher Oyapock aus dem Hafen von Pernambuco hinaus, und eine mäßig wogende See trug uns während der Nacht südlich, sodaß wir schon am folgenden Tage (21. April) bei guter Zeit vor Maceio Anker werfen konnten.

Der Rio-de-S.-Francisco wird von dem Punkte an, wo er in jähem Sturz aus den Provinzen von Bahia und Pernambuco heraustritt, bis zu seinem Ausströmen in das Meer von zwei kleinen Provinzen eingefaßt, welche, wie klein sie auch immer auf der Landkarte des ungeheuern Kaiserreichs erscheinen mögen, dennoch bedeutende agricole und mercantilische Wichtigkeit haben und gewiß gern von jedem Reisenden berührt werden. Es sind die Provinzen von Alagoas und Sergipe.

Beide sind nach ihren Hauptrichtungen leicht zugänglich. Der Rio-de-S.-Francisco ist zwischen beiden Provinzen schiffbar; beide Landestheile besitzen mehrere kleine Hafenplätze am Ufer des Flusses. Die Dampfschiffe von Rio besuchen auch Maceio auf ihren regelmäßigen Fahrten. Dazu kommt

noch eine kleinere Dampfschiffahrtslinie zwischen Pernambuco und Maceio, welche einige kleine Zwischenpunkte berührt; und eine andere von Bahia ausgehende, welche einzelne Punkte der Provinz Sergipe, namentlich deren Hauptstadt Aracaju am Rio-de-Cotinguiba, besucht, den S.-Francisco-fluß hinaufgeht bis nach Penedo und von dort bis Maceio läuft, von wo dann die Schiffe in derselben Weise wieder nach Bahia zurückkehren.

So hat die Stadt Maceio in drei verschiedenen Dampfschifflinien einen recht lebhaften Verkehr und würde auch, da die Stadt als Hauptstadt einer Provinz die vollste Handelsberechtigung hat und directe Beziehungen mit dem Auslande unterhalten darf, am Welthandel den lebhaftesten Antheil nehmen, wenn nicht ein bedeutendes Hinderniß an solcher Handelsentwickelung in dem schlechten Hafen läge.

Daß Maceio eigentlich gar keinen Hafen hat, habe ich schon angeführt. Die vor der Stadt ankernden Schiffe sind jeglichen Stürmen von Osten und Süden und von letzter Himmelsgegend her noch der rollenden See ausgesetzt, wozu noch das hinzukommt, daß kein Schiff beim Löschen und Laden bis in die Nähe des Ufers, bis zu einer Landungsbrücke gelangen kann. Glücklicherweise befindet sich Maceio in einer Zone, welche von Stürmen selten heimgesucht wird. Aber schon mäßige Bewegungen vom Meere und Winde werfen die Schiffe bedeutend auf und nieder; ruhig und sicher liegt kaum je eins vor seinen Ankern.

Maceio macht, vom Meere aus gesehen, einen, wenn auch nicht großartigen, aber dennoch hübschen, freundlichen Eindruck. Alles sieht neu aus, alles jung und ordentlich gehalten. Schon von weitem her erblickt man die ganz neue Hauptkirche, ein großes, neues Ständehaus, einen Palast des Präsidenten, — alles auf halber Höhe liegend, während nach Osten hin sich ein Häuserstreif, eine Art von Vorstadt, dicht

am Strande ausdehnt und unter dem Namen Jaragua ganz besonders am Seehandel theilnimmt. Außerdem besitzt die Stadt ein Zuchthaus, eine Kaserne, einen neuen Kirchhof und einen stattlichen, nördlich über der Kirche auf der dortigen Höhe stehenden Leuchtthurm.

Von diesem Leuchtthurm aus genießt man eine prachtvolle Aussicht über Stadt, Land und Meer. Leicht entdeckt man, daß Maceio auf einer Art von Halbinsel liegt. Im Südwesten der Stadt dehnt sich gegen Nordwesten hin eine schöne, mehrere Meilen lange Lagoa weit in das Land hinein, deren Zusammenhang mit dem offenen Meere, etwa eine Meile südlich von Maceio, durch flache und ziemlich sumpfige Inseln versteckt ist. Die Niederung östlich von der Leuchtthurmshöhe ist ebenfalls sumpfig und sandig. Zahllose Kokospalmen bedecken die weite Fläche, in welcher an ganz festen Stellen sich höchst malerisch zerstreut Menschenwohnungen aller Art befinden. Auch macht der Anblick der offenen Rhede mit ihren auf- und absteigenden Schiffen einen ganz guten Eindruck.

Die Aussicht auf die Stadt wird noch schöner, wenn man eine kleine Meile längs der breiten Lagune nach Nordwesten hin reitet. Man kommt dort bald zum kleinen Oertchen Bebedouro, überschreitet den dortigen kleinen überbrückten Fluß und gelangt auf ziemlich steilem Wege auf die Höhe. Tief unten im Grunde dehnt sich dort die Lagune aus, nach dem Meere hinwärts mit kleinen Inseln und Wasserstraßen geziert, — nördlich von diesen die hübsche Stadt, an vielen Stellen hoch überragt von schlanken Kokospalmen, — und in fernem Hintergrunde vor allem das schimmernde Meer, welches in ewigem Hinrollen über den weißen Ufersand schneefarbige Brandungen bildet. Ein einfaches Bild eines Seegestades aus der Tropengegend ist es, aber gewiß ein in hohem Grade anziehendes.

Und so ist mir denn auch die Stadt Maceio bei meinem ersten Betreten derselben, noch viel mehr aber bei meinem spätern Besuche frisch, freundlich und angenehm vorgekommen. Fast ununterbrochen weht der Seewind vom Gestade hinauf zur Stadt; ununterbrochen rauschen Palmen und Meeresbrandungen ineinander, und selbst das launige Wetter, welches bald dicke Regenwolken heranjagte, bald den schönen Tropenhimmel vollkommen rein fegte, brachte immer neues Leben in die bewegte Scenerie.

Wie freundlich ich nun auch gleich bei meiner Landung in Maceio am 21. April empfangen ward, so glaubte ich doch jeden Augenblick klaren Wetters in der sehr schwankend gewordenen Jahreszeit benutzen zu müssen, um meinen beabsichtigten Ausflug nach dem Rio-de-S.-Francisco auszuführen. Noch an demselben Tage meiner Ankunft schiffte ich mich schon wieder ein.

Es war aber nicht der stolze Dampfer Oyapock mit seiner kräftigen Maschine, der mich aufnahm, — nicht das offene Meer, auf welches ich hinausstrebte. Vielmehr bestieg ich auf der Binnenseite der Stadt ein ganz kleines Canot; ein einziger alter Neger war meine Besatzung. Ein kleines Ende schob der Alte, dessen weißes Haar seltsam mit dem schwarzen Gesicht contrastirte, meine Fregatte in einem kleinen Flußarme abwärts, bis wir zur Lagune kamen. Dann breitete er sein Segel aus, und unser kleines Fahrzeug, eben nur ein ausgehöhlter Baumstamm, eilte schnellen Laufs dahin längs der schönen Lagoa von Maceio, die sich zwischen mäßig hohen, oben ganz gleichmäßig flachen Hügeln nach Nordwesten hin ausdehnte und einen lieblichen Anblick gewährte.

Wir blieben auf dem südlichen Ende des salzigen Binnensees, wo einige Inseln mit vielfach gewundenen Wasserverbindungen die Lagune vom Meere trennen und dennoch einen Zusammenhang mit demselben zulassen. Ich sah auf meiner

Canotfahrt das offene Meer nicht, hörte es aber deutlich rauschen und konnte in nicht angenehmer Weise seine Nachbarschaft fühlen, indem mein kleines Fahrzeug, als ich quer an der Hauptverbindung der Lagune mit dem Ocean vorbeisegelte, ungebührlich zu tanzen anfing und einiges Spritzwasser aufnahm, wozu im engen Nachen eben kein überflüssiger Platz war.

Doch gewann ich bald das andere Ufer, an dessen Höhe eine kleine, weiße Kirche glänzt, Nossa Senhora dos Remedios, welche man so gar weit hinaus in See erblickt, „huma imagem muito milagrosa", wie mein alter Fährmann das dortige Muttergottesbild nannte, ein „sehr wunderthätiges Muttergottesbild". Dabei rückte er andächtig seine Mütze und erzählte mir eine lange Schiffbruchsgeschichte gerade an der Barre der Lagune, wie da die mit der Todesgefahr ringenden Seeleute Nossa Senhora dos Remedios erblickt, sie inbrünstig angerufen hätten und so mit dem Leben davongekommen wären.

Unterdessen war es spät geworden; das letzte Abendroth glühte purpurfarben am Himmel. Mein Canot hatte sich in eine jener Wasserstraßen verloren, welche die kleinen Inseln vom Festland trennen. Es dunkelte auf den Ufern, wo in einem fast ununterbrochenen Haine über Hütten und kleinen Landwohnungen emporragend edle Kokospalmen leise rauschten. Rein und klar wiederholten sich des unbewölkten Himmels glänzende Sternbilder im dunkeln Wasser, in dessen schwarzer Tiefe die vom herankommenden Canot aufgeschreckten Fische im Fortschießen zuckende Blitze von wunderbarer Helle erregten, — lebende Sternschnuppenschwärme im Salzwasser, welches, einmal erregt, bis in seine kleinsten Tropfen hinein hell aufglänzte in bläulichem Phosphorschimmer. Auf dem Ufer aber wetteiferten mit dem geheimnißvollen Licht der Tiefe die glänzenden Elateren.

Erst um 9 Uhr führte mich mein alter Canoeiro aus der seltsamen Scenerie heraus. Noch einmal gelangten wir zu einer großen Lagune. Jedoch galt es nur das untere, schmale Ende dieses zweiten Binnensees zu durchschneiden. Am jenseitigen Ufer sahen wir noch zahlreiche Lichter schimmern.

Nach einer halben Stunde rüstiger Fahrt rannte mein kleines Canot auf den Strand, und ich befand mich in der Stadt Alagoas, der ehemaligen Hauptstadt der Provinz, nach welcher ehemaligen Hauptstadt die ganze Provinz Alagoas genannt wird, eigentlich wol: As lagoas, „die Seen", denn allerdings sind die beiden tief in das Land eindringenden Binnenwasser charakteristisch genug für die kleine Provinz.

Am Ufer war es wüst und leer. Ich stieg die Straße hinauf zur obern Stadt. Zahlreiche Menschenscharen zogen hier noch umher, um die Kirchen zu besehen, denn es war der Donnerstag der Stillen Woche.

Das ist nämlich ein strenger Brauch durch ganz Brasilien, daß am Vorabend des Charfreitags die sämmtliche Damenwelt in schwarzen seidenen Kleidern von sehr weltlichem Zuschnitte, zumal in den großen Städten, von einer Kirche zur andern geht und zu allen Heiligen betet. Ein wie tiefer Ernst auch im Grundgedanken solches Kirchenbesuchens liegen mag, so ist doch dadurch eine Profanation der stillen, heiligen Woche entstanden, die mir im eigentlichsten Sinne des Worts eine heidnische genannt werden zu müssen scheint, eine jener Lügen in blendender Form, welche die katholische Kirche in ganz Brasilien so gern aufführt.

Beim freundlichen Juiz municipal, an den ich einen kleinen Brief hatte, fand ich ein Unterkommen und besah mir am folgenden Morgen ganz früh den Ort.

Wie reizend auch die Lage der Stadt Alagoas nur immer sein mag, wie lieblich auch von den obern Straßen die

Aussicht auf die Lagune, die an Ausdehnung den Binnensee von Maceio noch übertrifft, und auf die ganze Umgegend ist, dennoch ist Alagoas ein recht jammervolles Nest. Alles ist verfallen, lotterig und erbärmlich. Kaum eine Straße mag man noch als eine wirkliche, anständige anerkennen; kaum einige hübsche, ordentliche, sauber gehaltene Häuser erblickt man. Eine Menge von Wohnungen steht leer; viele von ihnen drohen den Einsturz, gar manche sind bereits eingestürzt. Das Vieh weidet zwischen den Trümmern und auf den Gassen. Alles scheint der vollständigsten Auflösung entgegenzugehen.

Und so ist es wirklich nach dem unbefangenen Urtheile meines freundlichen Municipalrichters. Wirklich zerfällt alles, wirklich hört alles auf. Früher lebte die Stadt davon, daß die Hauptbehörden der Provinz und der ganze Administrationstrain in Alagoas residirten und immer einigen Umschwung im Handel und Wandel hervorriefen. Seitdem aber Maceio der Vorort der Provinz geworden ist und alle diejenigen, die ihre Besoldung früher in Alagoas verzehrten, dorthin übersiedeln mußten, ist Alagoas total ruinirt. Alle gut erzogenen Familien, denen das möglich war, zogen ebenfalls nach Maceio oder auf ihre umliegenden Landgüter hinaus, und kaum etwas Besseres als die untern Volksschichten blieben im Orte zurück. Das Schlimmste von allem ist, daß bei der allgemeinen Entmuthigung niemand arbeiten mag und zu arbeiten versteht, sondern alles sich dem Müßiggange und der Liederlichkeit hingibt. So wenigstens urtheilte mein juristischer Freund über die Einwohnerschaft von Alagoas, und der Anschein widersprach keineswegs seiner Aussage.

Am Morgen des Charfreitags zog die ganze Einwohnerschaft der Stadt und der Umgegend zur Kirche, in deren Nähe ich meine Wohnung hatte. Sämmtliche Leute waren

ganz gut angezogen, und der lange Zug von Kirchengängern machte wirklich einen recht hübschen Eindruck. Nur muß man keine chronique scandaleuse, in der der Municipalrichter ungemein bewandert war, zu hören bekommen beim Anblick aller Frauen und Mädchen, die in schwarzen Kleidern mit langen, vom Kopfe herunterhängenden Schleiern vorbeizogen und sich ganz gut darin ausnahmen. Rein weiße Frauen bemerkte ich nur vier oder fünf. Und in der vorbeiziehenden Menge mochte kaum eine einzige sein, die nur einigermaßen sich zur guten Gesellschaft hätte zählen können.

Da nun außer der allgemeinen und vollständigsten Misère des Orts absolut nichts in Alagoas zu sehen war und ich trotz aller Mühen meines Municipalrichters nicht die geringste Aussicht hatte, dort einen Mann mit Pferden zu meiner Weiterreise nach Penedo miethen zu können, so stieg ich, um den angesehensten Mann der ganzen Provinz aufzusuchen und mit seiner Hülfe einen sichern Weg des Fortkommens einzuschlagen, um 1 Uhr mittags wieder in ein Canot und segelte unter scharfem Südostwind in fliegender Fahrt die Lagune von Alagoas hinauf.

Das wundervollste Wetter begleitete mich, und gar prächtig machte sich auch dieser stattliche Salzsee. Bei einer zwischen 1 — 2 deutschen Meilen variirenden Breite hat er in seiner größten Ausdehnung wol 3 Meilen Länge und bietet an seinen ansteigenden und oben ebenfalls schnurgerade abgeflachten Ufern mannichfachen, hübschen Anbau. Ueberall erkennt man, zumal am nördlichen Ende, Pflanzungen von Zuckerrohr und gute Weideplätze; überall steigen Wege zur Höhe hinauf; überall erkennt man Häusergruppen, kleine Dorfschaften und selbst größere Oerter, unter denen Pilar der bedeutendste ist, eine hübsche Anlage in voller, lebensfrischer Entwickelung begriffen, welche, wenn sie auch nur noch von kleinerm Umfang erscheint, dennoch schon jetzt

in Handel und allseitiger Thätigkeit die Stadt Alagoas überflügelt hat.

Das nordwestliche Ende der Lagune nimmt einen kleinen Fluß auf, auf dessen einem Seitenarm meine Canoeiros mich bis zu einer Zuckerplantage, dem Engenho da Lama, und somit an das Ende meiner Segelpartie führten.

Das Engenho da Lama ist eins der Landgüter, welche der Baron von Atalaia, ein Schwager des Senators Cansançao de Sinimbu, in der Provinz von Alagoas besitzt, wie denn die ganze Familie der Vieiras, zu der Sinimbu mit gehört und als deren politischer Chef angesehen werden muß, die erste Stelle in der Provinz einnimmt, sodaß Cansançao de Sinimbu eben von dieser Provinz auf die dreifache Liste der Candidaten zur Senatorenwürde erwählt und vom Kaiser vor seinen Mitbewerbern zum Senator ernannt ward.

Freundlicher als dort konnte ich wirklich nicht aufgenommen werden, größere Herzlichkeit bei besserer Erziehung nirgends wünschen. Und so unterlasse ich denn hier jegliche weitere Darstellung über diese so ausgezeichnete und seltene Familie, welche mich in Zweifel ließ, ob der Baron, oder seine edle Frau, oder Donna Francisca, die jugendliche Tochter von 16 Jahren, das gediegenste Element in sich trüge.

Mit der allergrößten Bereitwilligkeit und Leichtigkeit räumte mir der Baron alle Schwierigkeiten meines Ritts nach Penedo aus dem Wege. Schon am nächsten Morgen stand ein Pferd gesattelt vor der Thür nebst einem Reitknecht und Führer, sodaß ich gleich nach dem Frühstück fortreiten konnte, nicht ohne das feste Versprechen zu hinterlassen, daß ich die liebenswürdige Familie, wenn ich vom Rio-de-S.-Francisco nach Maceio zurückgekehrt sein würde, noch einmal besuchen wollte auf einem andern, 5 Leguas von Maceio gelegenen Landgute, wohin die Familie gerade denselben Tag noch übersiedeln wollte.

Der Baron begleitete mich eine Legua bis oben in den Wald hinein, und wir schieden, wie ich auch von seiner Seite vermuthen darf, als herzliche Freunde.

Nun ritt ich drei Tage durch eine Landschaft, die mir in hohem Grade eigenthümlich erschien und vieles Interesse erregte.

Wenn man sich vom Meere her der Provinz Alagoas nähert, und noch mehr, wenn man längs der beiden oben schon bezeichneten Lagunen dahinfährt, wird man von einer eigenthümlichen Formation des Bodens zu aufmerksamer Betrachtung angeregt. Vom Meere aus, von den Lagunen aus, ja fast von jedem Flußthale aus erhebt sich der Erdboden, etwa in einem Winkel von 45 Graden fast in Form eines künstlichen Erdwalls, zu einigen hundert Fuß Höhe und bildet dann ein weit hinlaufendes Plateau, dessen mathematisch horizontale Hochfläche mit nichts besser als mit einer Tischplatte verglichen werden kann.

Tabuleiros nennt mit vollem Recht, ja mit ungemeinem Geschick das Volk diese Hochebenen von Alagoas. Ihr Boden ist meistens leicht und locker, manchmal sogar vollkommen sandig. Kein Quell entspringt auf ihnen, kein Bach durchrinnt sie, von keinem Fluß werden sie getränkt. Kaum trifft man da, wo sie etwas eingedrückt sind, eine stehen bleibende Lache süßen Wassers, in deren Nähe sich dann auch meistens einige Ansiedler zusammengefunden haben, kümmerlich lebende Menschengruppen, die in beständiger Gefahr sind, daß ihnen bei anhaltender Regenlosigkeit auch die kleine Lagune, der Quell ihres ganzen Lebens, versiege und sie das mühsam behauptete Terrain zuletzt doch noch aufgeben müssen.

In der That ist alles Leben, vegetabilisches wie animalisches, auf den Tabuleiros vom Regen bedingt. Todt und öde, eine pflanzenleere Sandfläche kann das Plateau erscheinen, wenn der Regen ausgeblieben ist. Wenige Tage nassen

Wetters dagegen genügen, um die Einöde in einen grünen Teppich zu verwandeln, auf welchem die aus den umliegenden Tiefen hinaufsteigenden Rinder und Pferde ihr Futter mit Behagen suchen.

Wie sehr nun auch der Pflanzenwuchs vom lebenweckenden Regen abhängig ist, so gibt es doch eine eigenthümliche Vegetation der Tabuleiros, welche weniger vom Regen bedingt wird und ihr Fortbestehen selbst in dürren Monaten behauptet, sodaß durch sie der Pflanzencharakter der Hochfläche vollkommen bezeichnet wird.

Am Abhange der Tabuleiros befindet sich ganz regelmäßiger Wald, der indeß oben, sowie er die Hochebene erreicht, dünner und durchsichtiger wird und keine bedeutend dicken Stämme mehr bildet, wenn auch manche ziemlich hoch in bedeutender Schlankheit emporwachsen. Carrasco nennt man solchen Halbwald, in welchem gerade in der Zeit, als ich Alagoas besuchte, in wundervoller Pracht und Fülle der Páo de Arco, eine Bignonie, mit Tausenden von rothen und gelben Blumen blühte, ein Baum mit ungemein zähem, elastischem Holze und deswegen vielfach zum Verfertigen von indianischen Bogen benutzt. Wird der Carrasco noch dünner, so drängt sich eine niedrigere, prächtig blühende und duftende Vegetation in den Vordergrund. Weiße Cordien, rankende Banisterien, Lantanen und Cannaarten, eine weiße Plumierie mit lieblichem Duft, viele Solanen und einzelne Myrtaceen wuchern weithin, hoch überragt von Aliculipalmen (Cocos schizophylla?) und der schönen, edeln Palmeira, auf deren meistens sehr kurzem Stamme die üppigen Blätter von 25 Fuß Länge hinausragen mit einer halben Wendung des Blatts, sodaß die obere und untere Fläche zu Seitenflächen werden.

Während die kräftigern Baumformen in regenlosen Zeiten ungestört fortbestehen, verdorren die kleinern ebengenannten

Pflanzen und bilden ein trockenes Untergebüsch. Dieses geräth manchmal in Brand; ein verzehrendes Feuer frißt über den ganzen Tabuleiro hin und hinterläßt eine schwarze, verkohlte Fläche, aus der die größern Bäume halb verbrannt herausschauen. Nach wenigem Regen schon deckt neues, jungen Grün die Fläche; aber die halbverkohlten Stämme bleiben noch lange stehen als Denksteine ihres eigenen Kirchhofs. Solch ein verbrannter Tabuleiro hat ein ganz eigenes, seltsames Ansehen.

Am eigenthümlichsten erscheint der Tabuleiro und dann recht in seiner eigentlichsten Tabuleironatur, wenn sich nur zwei Baumformen auf ihm finden, der Murici und der Mangababaum.

Der Murici (Byrsonima verbascifolia) ist kaum ein Baum zu nennen. Vielmehr ist diese Malpighiacee ein mit einem kurzen, dicken Stamme versehener Busch, dessen grobe, sperrige Aeste mit großen, wolligen, graugrünen Blättern sparsam besetzt sind, welche Blätter mich ziemlich lebhaft an die der Königskerze (Verbascum) erinnern. Das ganze Gewächs sieht verkrüppelt aus und vergrämt, ein alter Zwerg in der Baumwelt. Die kleinen, gelben Früchte, die er hervorbringt, lassen sich essen und schmecken säuerlich süß.

Viel eleganter präsentirt sich der Wüstengenosse des Muricibaums, der Mangababaum (Hancornia Mangaba), eine Apocynee. Im Habitus zwischen Birke und Weide stehend, hat er dennoch viel Aehnlichkeit mit manchen Myrtaceen, wie denn die Blätter manchen Myrtenblättern, wie z. B. Myrthus pitanga, auffallend nahe kommen. Die Hauptzierde des nicht eben viel über 12 Fuß hoch werdenden Baums ist seine Frucht, unsern kleinen Pflaumen an länglich runder Form und gelbrother Farbe sehr ähnlich, aber mit drei bis fünf kleinen Kernen versehen, welche mit dem Fleische der Frucht verwachsen sind. Solange die Mangaba, und wäre sie auch

noch so reif und schön gefärbt, am Baume hängt, ist sie bitter und ungenießbar. Pflückt man sie, so milcht sie nach Art der meisten Apocyneen stark aus der Wunde des abgerissenen Stiels, wie denn der ganze Baum reich an weißem Safte ist. Ist die Frucht dagegen abgefallen und nur einige Stunden auf dem warmen Boden gelegen, so enthält sie keine Milch mehr und hat einen angenehmen Geschmack, der unsern Pflaumen nicht fern steht. So wird sie denn in Menge roh gegessen und in ganzen Körben in die Städte gebracht. Mit Zucker eingemacht spielt die Mangaba im nördlichen Brasilien eine Hauptrolle in der langen Reihe der mit Zucker conservirten Früchte und hat schon ihren Weg nach Europa gefunden.

An manchen Stellen des Tabuleiro, selbst auf einer ganzen Hochfläche fehlen auch diese sonst so treu ausharrenden Bewohner, und eine völlig einsame, kaum mit sparsamem Grase bedeckte Fläche liegt vor uns. Höchstens kommen hier noch einzelne Aliculipalmen vor, kaum eine über 12 Fuß hoch, deren Blätter in eigenthümlicher Fünfzeiligkeit oben am Stamme herauswachsen und beim Abfallen ein etwa einen Fuß langes Ende des Blattstiels am Stamme sitzen lassen, wodurch das obere Stammende in fünf Reihen mit einem groben Kamme gezähnt erscheint. Dadurch gewinnt die Aliculipalme, welche an jeder Stelle eines ehemaligen Blattes eine grobe Narbe behält, nach dem allmählichen Abfallen solcher Kammzähne ein warziges, ungefälliges Ansehen. Schief und krumm, einzeln oder zu vier bis sechs Exemplaren zusammengedrängt, bildet diese Palme den letzten Pflanzenvorposten auf den kahlen Tabuleiros von Alagoas. Gesellen wir ihr noch die vergrämten Muricistämme und die Hancornien hinzu, so haben wir das volle Bild der seltsamen Hochflächen in der ebengenannten Provinz.

Wegen Mangel an regelmäßigem Trinkwasser findet man,

wie ich schon andeutete, nicht leicht bleibende Bewohner auf den Tabuleiros. Aus den angrenzenden Abhängen, Thälern und Schluchten, welche regelmäßiger als die Hochflächen mit Wasser versehen sind, kommen in den Zeiten häufiger und regelmäßiger Regenniederschläge kleine Abtheilungen von Rindern, Ziegen und Schafen zum Weiden auf die Ebene, und man hört das Läuten ihrer Glocken, womit jedes Stück versehen ist, überall durch den weiten Raum. Um die wiedererwachte und blühende Pflanzenwelt schwirrt dann auch wol ein glänzendes Insektenheer, und selbst kleine Papagaien schreien überallhin zwischen den niedrigen Bäumen.

Den ersten Tag ritt ich vom Engenho da Lama bis zur Plantage Sinimbu, dem Geburtsorte des schon so oft genannten Senators. Sinimbu liegt in einem weiten Thalgrunde, ganz dicht vor dem kleinen Städtchen S.-Miguel, an welchem ein kleiner Fluß vorbei- und dem Meere mit eigener Mündung zueilt, sodaß kleinere Seefahrzeuge in dieselbe einlaufen und die Zuckerernte zu großer Erleichterung der im weiten Thale wohnenden Pflanzer auf directem Wasserwege zum Markt von Maceio oder Pernambuco bringen können. Vom obern Rande des Tabuleiro gesehen bietet das weite Thal von S.-Miguel einen wunderhübschen Anblick. Die Tiefe enthält schöne Weideplätze und weite Zuckerrohrfelder, welche freilich in dem kleinen Flusse einen schlimmen Nachbar haben. Oft schwillt der kleine Fluß von S.-Miguel rasch an und überschwemmt die Niederung in solchem Grade, daß das Zuckerrohr ertrinkt und so manchmal in wenigen Stunden ganze Ernten von großem Werthe verloren gehen.

Auf Sinimbu lernte ich den Herrn Frederico Vieira, den Bruder des Senators, kennen, der mit großer Rüstigkeit die Pflanzung in Bewegung erhält und mich so zuvorkommend aufnahm, daß es mir am folgenden Morgen nicht ganz leicht ward, früh fortzukommen.

Am Ostersonntage früh ritt ich über die Brücke von S.-Miguel, auf der natürlich ein breites Bret von einer Seite zur andern fehlte, sodaß wir, ich und mein Reitknecht, nur mit großer Mühe unsere Pferde dahin brachten, mit einem Satze über die Lücke hinwegzuspringen. Aber solche Nachlässigkeiten der Municipalitäten dürfen einen Reisenden, der schon ein gutes Stück Wegs in Brasilien gemacht hat, gar nicht mehr alteriren. So ritt denn auch ich seelenvergnügt über den schönen Ostertag durch S.-Miguel hindurch, welches mit seinen zur Messe gehenden Bewohnern ganz gut aussah.

Einen kleinen Mittagshalt machten wir an einer einsam gelegenen Stelle, wo einige Farbige, Halbindianer, sich angesiedelt hatten und trotz all ihrer Freundlichkeit mich lebhaft an das nicht eben günstige Urtheil erinnerten, was der Municipalrichter in Alagoas am Stillen Freitage über die freie, farbige Klasse und die untern Stände der Provinz gefällt hatte. Wie voll steckt solch ein erbärmliches Häuschen von Bewohnern und was thun sie eigentlich? Wirklich nichts, gar nichts! Während sie ein hübsches Stück Land besitzen, sieht man kaum eine Spur von kleinem Gartenbau in der Nähe der Wohnung, kaum einen eingezäunten Platz für irgendein Stück Vieh, eine Ziege, ein Schwein oder einige Hühner. Lieber hungern die Leute, lieber leben sie in der schmuzigsten Armuth, als daß sie eine kleine Arbeit thäten, durch welche sie sich das Leben angenehm oder wenigstens erträglich machen könnten. Ein Fremder oder Durchreisender erscheint ihnen da immer wie ein Krösus, und es haben besonders die Frauen eine merkwürdige Leichtigkeit im Betteln. Doch betteln sie nicht um ein Almosen, sondern um einen Patacão, einen Dollar. Würde man ihnen weniger als einen Thaler geben, so würden sie sich dafür sehr bedanken,

und die Darbietung einer kleinern Summe für eine Beleidigung ansehen.

Denselben Tag kam ich durch die große Zuckerpflanzung von Jiquia und auf weitem Tabuleiro selbst zu einer kleinen Vertiefung, wo um eine Süßwasserlache sich einige Anbauer zu einem Oertchen, Sta.-Luzia, vereinigt haben. Die wenigen Häuschen unter Kokospalmen am kleinen See, wenn man den Teich von Sta.-Luzia so nennen will, machen einen ganz angenehmen Oaseneindruck mitten in der Wüste des weiten Tabuleiro.

Da nun auf solcher Hochebene alles Weg ist und eine Menge von kleinen Fußsteigen sich kreuzen, so verirrt man sich nur allzu leicht, wenn man nicht vollkommen bewandert ist in der einsamen Gegend, selbst wenn man schon einigemal über die Tabuleiros geritten. So ging es auch meinem Wegweiser. Wir ritten einige Stunden lang im Sande und zwischen Halbgebüsch planlos umher, oft auf einem Steige, oft ohne alle Spur eines Wegs, bis wir endlich zu dem Gehöft einer Donna Anna Pastora gelangten. Gar zu gern wäre ich, müde von dem langweiligen Umherirren, geblieben. Doch rieth mir die gute, alte Dame, die auffallend viel Aehnlichkeit mit dem alten Feldmarschall Blücher hatte, noch einige Minuten weiter zu reiten, um zu einer großen Pflanzung, der von Genipapo, zu gelangen, wo ein englischer Dr. Morne, zugleich ein Ingenieur, wohnen sollte.

Das that ich denn auch und erreichte bald ein großes Landgut, wo ich einen Mann von angelsächsischem Typus vor der Thür stehen fand, der mich zwar gastfrei aufnahm, aber seine Identität mit dem Dr. Morne nicht eingestehen wollte. Aus dieser Verleugnung entstand eine recht hübsche Scene. Der Angelsachse war ein Mann, der offenbar eine sehr gute Erziehung genossen hatte und selbst in deutscher Wissenschaft bewandert schien. Angelegentlich fragte er mich,

ob Alexander von Humboldt noch lebte, wobei er mir erzählte, wie er als Knabe diesen großen Mann angestaunt, als derselbe bei seinem Aufenthalt in London im Hause des alten Morne einst zu Mittag gespeist hätte. So plauderten wir bis tief in die Nacht hinein zu unserm, wie ich glaube, gegenseitigen Wohlgefallen und trennten uns am folgenden Morgen als gute Freunde, wo ich nicht unterlassen konnte, dem Angelsachsen herzliche Grüße an den Dr. Morne aufzutragen.

An der Pflanzung von Genipapo eilt ein kleiner Fluß vorbei, an welchem 4 Leguas weiter südöstlich gegen die Küste hin das kleine Oertchen Cururipe liegt, eine Legua vom Meere entfernt. Das Flüßchen von Cururipe ist bis zum Oertchen gleichen Namens mit kleinen Seeschiffen befahrbar und bietet den an demselben liegenden Zuckerplantagen einen guten Abzugskanal für ihre Producte. Leider aber war auch auf diesem kleinen Küstenflusse das Gelbe Fieber bis zum Städtchen Cururipe hinaufgezogen und geiselte die Einwohner ziemlich heftig, als ich in Genipapo war.

Ein tüchtiger Ritt brachte mich über Lagoa-Nova, einer kleinen, an einer vollkommen ausgetrockneten Lache liegenden Ortschaft, nach der hübschen Besitzung von Pescoço, wo ich bei einer wohlerzogenen Familie einen Halt von zwei Stunden machte. Dicht bei dieser Pflanzung ist ein sehr übel berüchtigter Paß, der Camondongo. In eine schroffe, tiefe Waldschlucht steigt man hinein und reitet durch ein Wasser, welches von einem sehr schlechten Knüppeldamm in seinem Laufe aufgehalten wird. Wenn nur einigermaßen Regen fällt, so füllt sich der Grund im Walde mit Wasser an und ist oft auf Wochen lang nicht zu passiren.

Abends spät und in vollkommener Dunkelheit kam ich endlich in Peñedo an und fand im Hause des Commandanten der Nationalgarde, des Herrn Pinheiro, mittels eines

Empfehlungsbriefs die allerfreundlichste Aufnahme und ein allerliebstes Zimmer des saubern Hauses zu meinem Quartier. Nach dem langen, ermüdenden Ritte über Tabuleiros und durch wegelose Waldschluchten schlief ich ganz vortrefflich.

Beim Erwachen am nächsten Morgen hatte ich einen überraschenden, prachtvollen Anblick. Penedo, zu deutsch Felsen, hat seinen Namen von einer ungefähr 50—60 Fuß hohen Sandsteinschicht, welche sich unmittelbar aus dem Fluß S.-Francisco an dessen linkem Ufer erhebt. Gerade oben auf diesem lothrechten Sandsteinabhang stand recht wie ein Schwalbennest das Haus, worin ich wohnte; mit einem Blicke aus meinem Fenster sah ich den schönen Strom durch sein breites Thal dahergerollt kommen.

Der S.-Francisco war etwas angeschwollen, und seine graugelben Wasserwirbel stachen scharf ab vom lieblichen Grün der Niederungen und einzelner ganz flacher Inseln, um welche er mit mannichfachen Armen sich herumschlingt. Eben wegen dieser Inseln ist es nicht leicht, die volle Breite des Flusses abzuschätzen. Doch ist gleich unter Penedo eine Stelle, wo der Fluß keine Insel bildet. Hier ist er mindestens 1000 Klafter breit. Wo aber Inseln seine Wasserstraße unterbrechen und weiter ausdehnen, da gleicht der S.-Francisco oft einem schönen Landsee und gewährt prachtvolle Prospecte, wie wir dergleichen weiter sehen werden.

Penedo am S.-Francisco ist eine schon ziemlich alte Stadt, an deren vier bis fünf Kirchen und Franciscanerkloster man sehr genau sehen kann, daß sie zu größern Dingen bestimmt war und wirklich schon viel größere Bedeutung hatte, als sie gegenwärtig besitzt. Sie erinnert allerdings etwas an Olinde; auch um Penedo haben sich Portugiesen und Holländer gestritten, bis es unter brasilianischer Herrschaft seine jetzige Kümmerlichkeit erreicht hat, ohne irgendwelche erhebliche Fortschritte zu machen. Der Haupttheil der Stadt liegt auf einer

Anhöhe, wo die Hauptkirche, ein hübsches Gebäude mit zwei Thürmen, von fern gesehen einen herrlichen Effect macht. Einige Straßen laufen von dort zum Fluß hinab und führen so in das eigentliche Handelsquartier, an die Praia do Commercio, wo viele recht hübsche und selbst schöne, prächtige Häuser, zum Theil mit zwei Stockwerken aneinander gereiht stehen und manche gute, offene Laden sich befinden. Einige Briggs und Schooner und zahlreiche Canots bezeichnen diesen Uferstreifen als den eigentlich thätigen, mit der offenen See in directem Zusammenhange stehenden, von wo die Fahrzeuge nur 6 Leguas bis zum offenen Meere zu machen haben.

Einige Ausfuhr von Häuten, Baumwolle, Carua, von der wir weiter unten reden werden, von Reis und Bohnen findet immer statt; am untersten Flußende wird selbst einige Zuckercultur getrieben. Mag es nun aber an Flußschiffahrt nicht fehlen, mag zuletzt auch noch die schon bemerkte Dampfschiffahrt von Bahia aus die Stadt Penedo in schnellen Zusammenhang mit Maceio und Bahia bringen und es mehr als reichlich mit europäischen Manufacturartikeln versehen, Penedo ist und bleibt ein ziemlich todter Ort, und seine 8—10000 Einwohner befinden sich in derselben zweifelhaften Lage wie ganz Brasilien; die Zahl der producirenden Sklavenarme nimmt ab, und es fehlt an Geschick, der freien Arbeit Raum, Recht und volle Geltung zu verschaffen.

Für den ganzen untern S.-Francisco ist Penedo der eigentliche Stapelplatz. Der gegenüberliegende Ort Villa-Nova, auf der Seite von Sergipe, kann sich nicht im entferntesten mit der Stadt der Provinz Alagoas messen, wie gern er ihr auch einige Concurrenz machen möchte. Dafür ist aber auch der Fluß für Penedo alles, so sehr, daß sich kaum irgendein Landweg von der Stadt in die umliegende Landschaft hineinerstreckt und daß diese umliegende Landschaft nicht das kleinste Interesse gewährt.

Gleich am 27. April besorgte mir mein guter Oberstlieutenant Pinheiro ein sogenanntes Canot zur Fahrt den Fluß hinauf. Solch ein Canot ist von dem, was man sonst ein Canot nennt, sehr verschieden. Es ist ein langes, wohlgezimmertes Flußschiff mit einem flachen Boden, etwa 40 Fuß lang, 6 Fuß breit und 2 Fuß tief. Das Vorderende ist mit einem dichten Dach aus Palmenblättern überwölbt. Die so entstehende Kajüte hat Platz für mehrere Personen, und man sitzt und schläft vollkommen geschützt darin gegen Sonnenschein, Nachtthau und Platzregen. Durch eine Thür kann dieses wunderliche Boudoir vollständig vom Schiffsraume abgeschlossen werden. Vor dem Steuer ist meistens eine Portion Sand auf den Boden gelegt, auf welchem Feuer angemacht und das Essen für Mannschaft und Passagiere gekocht wird. Das Nothwendige an Nahrungsmitteln muß man sich von Penedo mitnehmen, denn unterwegs findet man eben keinen Ueberfluß an Victualien.

Bei der Größe des Fahrzeugs und der Heftigkeit der Strömung ist, selbst wenn das Canot, wie das meine, das nur für mich bestellt war, ohne Fracht fährt, an eine andere Fahrt den Strom aufwärts als vermittelst Segel kaum zu denken. Auch würden sich die Canoeiros absolut zu keiner Arbeit bei der Schiffahrt bequemen, da sie als freie Leute mit der strengsten Gewissenhaftigkeit an der allgemeinen Landesfaulheit theilnehmen. Da ist es denn ein großer Vortheil, daß fast bestimmt jeden Tag von 10 oder 12 Uhr an der Seewind aus Südost oder Nordost den Fluß hinaufweht und bis zum Wasserfall von Paulo Alfonso und noch darüber hinaus zu fühlen ist. Auf diesen Wind rechnen die Flußschiffer mit großer Bestimmtheit und haben ihr Fahrzeug ganz danach eingerichtet. Gleich vor der Kajüte steht ein hoher Mast, an welchem mit einem einfachen Mechanismus zwei große, dreieckige Segel, auf jeder Seite des Mastes eins, un-

gemein leicht ausgespannt werden können. Durch diese Gleichseitigkeit der Segel erscheint das Canot im eigentlichsten Sinne des Worts geflügelt, eine etwas große Flußdiptere. Wenn so eine Reihe von Canots, 10—12 Fahrzeuge, wie man deren manchmal erblickt, nebeneinander den Fluß hinaufsegelt, so gewährt das einen wirklich wunderhübschen Anblick.

Auch mein Schiff breitete gegen Mittag seine beiden Flügel aus und flog zierlich und doch in kräftigem Zuge vor dem Südostwind den Fluß hinauf, an dessen Ufern einfache und hübsche Scenerien sich entwickelten.

An dem breiten Bogen, den der Strom gleich nordwestlich von Penedo bildet, liegt zuerst das kleine Boassica mit einer auf steilem Hügel hübsch angebrachten Kapelle, während weiter den Fluß hinauf auf dem flachen Ufer der entgegengesetzten rechten Seite, der von Sergipe, die kleine Ortschaft Nossa Senhora da Saude aus einem Gebüsch heraustritt, mehr eine Reihe zerstreuter Häuser als ein wirkliches Dorf. Am Ufer und häufiger noch auf den ganz flachen, grünen Inseln weiden Pferde und Rinder, unbesorgt um das ansteigende Gewässer, welchem sie durch Schwimmen zum nahen, festern Ufer sehr gut zu entgehen wissen. Kleine Reisfelder liegen hier scheinbar mitten im Wasser, besonders an stillern Buchten des Flusses, welche ganz wie kleine Landseen oft nur durch eine sehr schmale Einfahrt mit dem Flusse zusammenhängen. An solchen Buchten liegt dann meistens ein kleines Gehöft auf grünem Weideplatze mit einer Rinderheerde von bescheidener Zahl; alles sieht ärmlich, alles dürftig aus und doch anmuthig und lieblich.

In eine dieser stillen Buchten, zu solchem abgelegenen Winkel ärmlicher Romantik flüchteten wir uns, als uns der Wind, der gleich nach unserer Abfahrt von Penedo flauer geworden war, am Abend völlig verließ. Es war schon

dunkel, als wir an das Ufer anlegten und ich meine Palmenkajüte, um zu schlafen, occupirte. Um so überraschender war die kleine Morgenscenerie des folgenden Tags. Einige muntere Pferde kamen aus dem Stalle eines unscheinbaren Landhauses und tobten muthig hin und her auf dem grünen Plane an der stillen, fast ganz geschlossenen Bucht. Langsam und bedächtig zogen einzelne Rinder in das Wasser hinein und durchschwammen es, um zu einem guten Weideplatze zu gelangen. Mit großer Geschicklichkeit liefen in unserer nächsten Nähe einige Paare der dunkeln braungrünen Parra Jaçana auf langen Stelzen am Ufer jagend umher, während der ihnen so nahe Verwandte, der Queroquero, ein viel hellerer Vogel, mit seinem unerträglichen Geschrei überall umherflog. Espanta-boijadas, Erschrecker der Ochsenheerden nennt das Volk den Schreivogel, und das mit vollem Recht. Wirklich sollen dichte Scharen dieses Spornflüglers, wenn sie schreiend und mit den scharfbewehrten Schwingen schlagend, zwischen eine Ochsenheerde fahren, dieselbe in große Unordnung bringen und vollkommen auseinander sprengen können.

Ein ordentlicher, wohlerzogener Mann aus Villa-Nova bewirthschaftete den kleinen Hof, in welchem besonders Orangen und Reis außer der Viehzucht erzielt wurden; aber es war noch alles sehr im Beginnen, zumal das Haus, was man in Europa kaum für einen Stall passiren lassen würde. Und doch wohnte der Mann, der das Amt eines Schullehrers in Villa-Nova versehen hatte, mit seiner ältesten Tochter, einem hübschen weißen Mädchen von ganz guter Erziehung, in dem aschgrauen Hause und der tiefeinsamen Stelle, die für einen Eremiten ganz anziehend gewesen wäre.

Erst gegen Mittag kam wieder etwas Wind, und unser Canot lief aus. Kaum hatte es seine weißen Flügel ausgespannt, so legte sich der kaum begonnene Lufthauch, und wir

mußten an der äußern Einfassung der Bucht wieder halt machen. Einige botanische Erscheinungen vertrieben mir hier die Zeit, eine Myrte mit kleinen rothen eßbaren Beeren, Cruiri genannt, eine große Cassia fistula mit reifen Schoten behängt, in deren Querfächern eine dunkle, süßliche Masse sitzt, — ferner ein hoher Genipapobaum (Genipa brasiliensis), eine Cinchonee aus der Rotte der Gardenideen, ein Baum mit unschönen, brüchigen Aesten und ziemlich großen, nicht übermäßig zahlreichen Blättern. Wundervoll duftet die grüngelbe Blüte. Die reifen Früchte sind grau, länglich rund, 3 — 4 Zoll im Längendurchmesser und bestehen aus einem süßlichen Brei, in welchem die reifen Samen in fünf Säulen aufeinander liegen, wie etwa in den Cacaofrüchten. Dieser Fruchtbrei mit Zucker gemengt gibt die berühmte Genipapada, welche einigermaßen wie Apfelmus schmeckt.

Plötzlich jagte uns eine kräftige, fast sturmartige Bö von unserm stillen Ankerplatze fort und den mächtigen, breiten Fluß hinauf. Am Morro-Vermelho flogen wir vorüber, einem Vorsprung aus rothem, weichem Sandstein, und unter der Höhe der kleinen Kapelle von Nossa Senhora dos Prazeres durch, von wo man in herrlicher Fernsicht fast zwei Leguas den Fluß hinaufschaut. Bei mächtiger Breite macht er hier ganz den Eindruck eines sturmbewegten Landsees.

Ganz stattlich sieht von hier aus der Ferne gesehen auf der rechten Seite des Flusses die sergipenser Stadt Propia aus, in zwei Abtheilungen hügelartig dicht an den Fluß hinantretend, mit einer Kirche des heiligen Antonius, und einer andern kleinen Kirche do Rosario. Dem Ort gegenüber liegt das sogenannte Collegio, ein Indianeraldea, in welchem man wie fast überall ohne Erfolg die Indianer katechisiren wollte. Einen prachtvollen Rückblick hat man dort den mächtigen Fluß hinunter.

Eine kleine Meile weiter hinauf liegt das Oertchen

S.-Braz mit zwei Kapellen. Gleich dahinter nehmen die Ufer des Flusses schon Felsennatur an, die überall vorkommenden Geschiebe scheinen Sandsteinbildungen, Micoschisten und Schieferformen zu sein. Noch weiter hinauf liegt auf der Seite von Sergipe der kleine Ort S.-Sebastião, dann auf der Seite von Alagoas das Oertchen Lagoa-Comprida mit einer kleinen Kapelle. Im vollen Abenddunkel segelten meine Canoeiros noch unter schwarzen Bergen dahin, von denen eine Doppelbildung die Irmaoes, Brüder, genannt wird. So erreichten wir noch den Ort Traipu auf dem linken Ufer des reißenden Flusses, wo unser Canot festgebunden ward und ich wieder in meinem schwimmenden Palmenrancho die Nacht zubrachte.

Am folgenden Morgen konnte ich Traipu in seiner Verfallenheit übersehen. Es liegt auf einem dürren Felsenabhang von Quarz und Glimmerschiefer, wo gar keine Vegetation zu Stande kommt. Einige Cactus, Crotonarten, eine Capparidee und die Argemone mexicana bilden fast die ganze Flora, welche von Eidechsen und einer sehr kleinen, wilden Taubenart einigermaßen belebt wird. An eigentlichen Straßen besitzt der Ort nur eine mit leidlichen Häusern; sie macht einen trübseligen Eindruck. Von irgendwelchem Arbeitstreiben oder Geschäftsleben entdeckte ich keine Spur. Wovon in solchem Orte die Leute eigentlich leben, ist meistens ein tiefes Geheimniß.

Am Flusse angelten einige Leute. Zwei schöne Fischarten wurden gefangen. Den einen nennt man Pira (also schlechtweg Fisch); er ist etwa einen Fuß lang, seitlich stark zusammengedrückt, silberfarben und schuppenlos, mit langem, nach unten gezogenem, schnauzenförmigem Kopf und kleinem Mund, fast einem Saugemund, mit zwei obern und vier untern Fühlfäden — letztere kürzer als erstere —, mit zwei Brustflossen, zwei Bauchflossen, einer Afterflosse, einer großen, langen,

sichelförmigen Rückenflosse und dazu noch einer zweiten, kleinern Rückenflosse nach hinten. Die Schwanzflosse ist abgerundet.

Die Traira oder Traira-açu, der andere Fisch, ist schleienartig, mit einzelnen spitzen Zähnen im Munde, mit zwei kleinen Brustflossen, zwei Bauchflossen, einer Afterflosse, einer sehr nach vorn gestellten Rückenflosse, mit großen Schuppen besetzt, dazu sehr schleimig. Das Exemplar, was ich kaufte, wog gewiß 3 Pfd. und hatte ein sehr wohlschmeckendes Fleisch.

Einen Fisch aber hat der Fluß, der verschrien ist wie kaum ein anderes Thier, die Piranha. Diese Piranha, die ich selbst nicht zu sehen bekommen konnte, ist nicht einmal über einen Fuß lang, hat aber sehr scharfe Zähne und soll Menschen beim Baden in Schwärmen anfallen und sie im Augenblick zerfressen. Die Geschichten, die man da dem Reisenden erzählt, klingen schaurig. Doch ist es auf der andern Seite tröstlich, daß eigentlich kein Mensch jemand kennt, der von den Piranhas gefressen worden wäre, wie genau ich mich auch erkundigte und wie viel Menschen ich auch im Flusse badend gesehen habe, sodaß ich, wenn ich auch weit entfernt bin, die Menschenfresserei der Mordfische in Zweifel zu ziehen, dennoch alle dahin gehörende Geschichten mit großer Vorsicht aufzunehmen rathen möchte.

Was an Menschen sich am Ufer bewegte, sah ziemlich lotterig und zweideutig aus und spielte in allen Menschenfärbungen. Armselig und verkommen im höchsten Grade sah die ganze Historie von Traipu aus.

Erst um 3 Uhr nachmittags kam etwas Wind. Und doch konnten wir nur unter großer Mühe und mit manchen Hindernissen weiter segeln, indem wir auf der starken Südwestkrümmung des Flusses den Südostwind kaum benutzen konnten, sondern mit unserm platten Fahrzeug mehreremal an

das Ufer getrieben wurden. Bald ward unser Cours ein nordwestlicher, und mit ungemeiner Schnelligkeit liefen wir vor dem starken Winde vorwärts.

Vollkommen öde und verlassen erschienen die Ufer des Flusses zu beiden Seiten. Ununterbrochene Schieferlagerungen bilden die steilen Abhänge, auf denen kaum etwas anderes als Cactusvegetation gedeiht. In den Spalten über den Ufern nisten die Schwalben; einzelne Geier und Falken durchziehen die Luft; auf kahler Felsplatte steht der weiße Reiher und lauert vergebens auf Beute. Wirklich schaurig einsam und verödet sind diese Felsberge des S.-Francisco, selbst da noch, wo der Fluß sich landseeartig ausdehnt und das dunkle Colorit der Ufer ferner tritt. Solche bedeutendere Ausdehnungen trifft man gerade beim sogenannten Curral das Pedras. Dort wogt der Fluß und rauscht ganz wie ein sturmbewegter Landsee, sodaß man ihn mit kleinen Flußcanots schwerlich zu beschiffen wagen möchte.

Eben oberhalb des kleinen Oertchens Genipatuba auf dem rechten Flußufer überfiel uns das Dunkel, und wir mußten einen Anlegepunkt suchen. Gerade vor einem kleinen Hause hielten wir unsere Nachtruhe und erkannten am folgenden Morgen, daß wir eine kleine Estancia für Viehzucht vor uns hatten, welche ich mir mit dem Besitzer, einem einfachen, jungen Manne, etwas ansah. Freilich war eigentlich nichts zu sehen als einige zerstreute Rinder, die sich hungerig ihr Futter suchten. Kaum begreift man, wie dieser dürre Schieferboden irgendetwas hervorbringt, wovon das Vieh leben kann. Es muß sich förmlich groß hungern zwischen Cactus und Bromelien, wie wir das weiter unten sehen wollen, wenn wir den Sertão betreten, die Wüstenei am Flusse.

Doch sind auf solcher kleinen Estancia unmittelbar am Flusse immer einige Bäume bemerkenswerth. Am nächsten

Wasserrande, ja scheinbar im Wasser selbst, wächst hier der Marizeiro oder Omarizeiro (Geoffroya spinosa), eine Leguminose mit dickem Stamm und außerordentlich vielen Aesten und Zweigen und einer so dichten Belaubung, daß man nirgends durch die Krone hindurchblicken kann. Von fern gesehen gleicht die Laubkrone einer runden Blätterkugel. Mit jedem Boden zufrieden wächst dicht neben dem Marizeiro der Joazeiro (Zizyphus joazeiro), eine Rhamnacee, die unserm nordischen Kreuzdorn allerdings sehr ähnlich ist. Wichtiger als beide ist der Angico (Pithecolobium angico), eine zu den Akazien gehörende Leguminose mit sehr bitterer, herber Rinde, welche mit einigen andern nahe verwandten Pflanzen zum Gerben der Rinderhäute verwandt wird, während das Holz eine gute Feuerung liefert.

Etwas früher als in den beiden Tagen konnten wir von Genipatuba unter Segel gehen und die mächtige Ausdehnung des Flusses hinaufeilen. Immermehr hob sich der Wind in der Gegend der kleinen Ortschaften Jacobina und Francisca, bis er sich zu einem förmlichen Sturm gestaltete beim hübschen Oertchen Boa-Vista. Wir nahmen unsere Segel ein und suchten das Land zu gewinnen. Das war aber unmöglich. So stark wehte der Wind, daß unser Canot vor dem Mast ohne Segel mit großer Heftigkeit gegen den Strom anlief, bis mein Steuermann es endlich auf eine Insel auflaufen lassen konnte.

Hier ragte mitten aus dem breiten Flusse ein abgerundeter Felskegel heraus, den man oben mit einer hübschen kleinen Kapelle, Nossa Senhora dos Prazeres, versehen hat. Während der Sturm tobte, stieg ich auf die Höhe hinauf und hatte eine wundervolle Aussicht nach allen Seiten über den breiten Strom hinweg. Besonders war die Aussicht nach der nördlichen Seite hin schön. Hier kommt ein Nebenfluß des S.-Francisco, der Rio-Panema, aus ganz enger

Gebirgsschlucht heraus und schlängelt sich dann durch ein Flachufer, wo eine kleine Ortschaft angelegt ist von frischem Ansehen und dem Ausdruck einiger Handelsthätigkeit. Dicht daneben ist eine kleine, mit dem S.-Francisco zusammenhängende Lagoa. Die Stelle ist unbedingt die schönste am ganzen Flusse.

Der Sturm verflog, und wir konnten uns mit unserm zweiflügeligen Canot wieder auf den gelbgrauen, aufgeregten Strom hinauswagen. Schnell zogen wir an der kleinen Ortschaft Lagoa-Funda, an Cajueiro und Limoeiro vorbei und hatten auch bald das auf einer flachen Insel liegende S.-Pedro hinter uns, sowie das ihm schräg gegenüberliegende Espinhos. Dann sahen wir in der Entfernung einer starken Meile einen Kegel aus dem Flusse herausragen, das Wahrzeichen des Städtchens Pão de Assucar. Bald konnten wir auch den Ort selbst unterscheiden. Aber schnell brach der Abend herein, und mit ihm ward der Wind flauer, sodaß es schon sehr spät war, als wir den Ort und mit ihm das Ende meiner Flußschiffahrt erreicht hatten.

Dennoch fand ich noch das freundlichste Unterkommen beim Oberstlieutenant der Nationalgarde J. Dias Gonzalves und bekam sogar noch an demselben Abend mehrfachen Besuch von den Honoratioren der Stadt, an die ich einige Briefe mitgebracht hatte.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, dem 1. Mai, ward nun großer Rath gehalten, wie meine Tour nach den Fällen von Paulo Alfonso, den mächtigen Katarakten des S.-Francisco, am besten zu bewerkstelligen sein möchte. Denn auf den Rath, diesen Besuch ganz aufzugeben, da ich zur allerungünstigsten Jahreszeit nach Pão de Assucar gekommen war, wollte und konnte ich unbedingt nicht eingehen.

Kaum möglich erschien mein Vorhaben. Eine Dürre von sieben Monaten hatte wirklich alles, was im Sertão sterblich

war, umkommen machen. Aus Mangel an Trinkwasser und Futter war das Vieh in Menge gestorben. Pferde gab es das eine oder andere im Orte, aber so mager, so matt, daß diese Rosinanten kaum sich selbst, geschweige denn einen Reiter tragen konnten. Zudem war es bei dem ganz kürzlich wieder eingetretenen Regen vorauszusehen, daß die Pfade sehr schlecht, einzelne Lagoen voller und manche Bäche, die sonst ganz leer waren, bedeutend angeschwollen sein würden und in hohem Wasserstande dem durchreitenden Reisenden Gefahren mancher Art bringen könnten; denn von Brücken und Stegen war natürlich keine Rede. Wirklich, in solchen Gegenden, in denen man bei der eigenen Unthätigkeit alles der Natur überläßt, stößt man auf Schwierigkeiten, an die ein Europäer gar nicht denkt.

Vor allem entschloß sich ein alter Kapitän Manoel Joaquim, der schon siebenmal, das letzte mal freilich vor 15 Jahren, nach dem Wasserfall gewesen war, mich zu begleiten, obwol er meinte, ich würde es nicht mit ihm aushalten können in der Wüstenei. Dann brachten wir drei Pferde, oder eigentlich nur zwei Pferde und ein kleines Maulthier zusammen. Der Anblick der beiden erstern machte mich fast an der Möglichkeit, auf ihnen eine mühsame Tour durch einen Theil des Sertão zu machen, zweifeln. Das Maulthier war nöthig, um den nothwendigsten Proviant für uns selbst und Mais für unsere Thiere mitzuschleppen; denn daß wir hinreichendes Essen für Roß und Mann finden würden, daran war bei vorliegender Jahreszeit nicht zu denken. Die drei Thiere wurden gut gefüttert, um am folgenden Tage reisefertig und „muthig" zu sein, obgleich es mir vorkam, als ob der Ausflug zum Sturze von Paulo Alfonso ein Ritt auf Leben und Tod für sie sein müßte.

Unterdeß brachten wir den Sonntag damit zu, Pão de Assucar zu besehen. Solch ein Ort hat nun seine 2—3000

Einwohner, und wie sieht er aus? Wirklich, man hat keinen Begriff von der Indolenz dieser Menschen! Wie die Schweine wohnen sie, wie die Schweine leben sie, wie die Schweine faulenzen sie. Und dieses Faulenzen macht sich um so trüber, als die Natur hier den Leuten wirklich alles versagt, was zum bequemen Leben gehört. Sonst macht die Noth erfinderisch; am S.-Francisco macht sie die Leute faul, stupid und bis zum Verhungern enthaltsam. Lieber möchten sie an Entbehrungen und unter drückendem Mangel sterben, als die furchtbare und ehrlose Katastrophe: Arbeiten, über sich ergehen lassen.

So sind denn die meisten von diesen Leuten recht eigentlich bettelarm zu nennen und halten auch wegen Mangel an guter Nahrung und andern Lebensnothwendigkeiten nirgends Stich. Zur Zeit von Krankheiten erliegen sie ungemein leicht; man hat mir erzählt, daß zur Zeit der Cholera im traurigen Orte 471 Leichen beerdigt worden sind.

Bei dieser entsetzlichen Abspannung und Indolenz der Leute ist denn auch um Pão de Assucar nirgends eine Spur von Anbau zu entdecken. Die Wüstenei beginnt gerade da, wo die Stadt endigt, — ein sandiges, triftes Erdreich, aus welchem eine Höhe hinter der Stadt ebenso traurig kahl hervorragt und oben mit einem Haufen großer Granitblöcke endigt, dem Lieblingssitz der Geier, von welchem herab sie hungerig nach Beute spähen. Wo man geht, wo man steht, überall geht das trübe Bild der Verödung mit, überall steht die Ueberzeugung fest, daß aus Land und Leuten hier nie etwas werden wird.

So freute ich mich denn herzlich, daß ich am Montag Mittag mit meinem alten, unermüdlichen Kapitän, der sich schon weit durch die Sertäoes von Piauhy und Maranhão umhergetrieben hatte, aufbrechen konnte. Ein Neger führte unser Packthier mit Vorräthen, und nach wenigen Minuten

Reitens längs des Flusses aufwärts lag das kümmerliche Pão de Assucar hinter uns und mit ihm die letzte, wenn auch nur schwache Erinnerung an zusammenhängende Cultur.

Wir lenkten hinein in den Sertão, die Catingawaldung, wie man jenes Mittelding zwischen Gestrüpp und Wald nennt, was sich an den öden Ufern des S.-Francisco hinzieht und sich durch manche eigenthümliche Pflanzenformen kennzeichnet.

Wer mit europäischen Träumen von der Vegetation auf den Ufern eines südamerikanischen Tropenstroms den Rio-de-S.-Francisco hinauffährt und sich vom Ort Pão de Assucar nur etwas in die Catingawaldungen hineinschlägt, der mag kaum seinen Augen trauen, wenn ihm statt all der geträumten Herrlichkeiten ein Land entgegenstarrt, dessen Unwirthlichkeit und Verödung wirklich erschreckend ist.

Ein trockener Sandboden ist kaum bedeckt von einigem Graswuchs. Meistens sind es Bromeliaceen, die ihn überziehen, Bromeliaceen und Cactus von verschiedenen Formen und Bedeutungen.

Zu baumartiger Höhe emporsteigend, einen Stamm, Aeste und Zweige bildend, steht der große Armleuchtercactus überall umher, oft so vorzugsweise den Wald bildend und andere Vegetationsformen so erstickend, daß man durch einen wirklichen Cactuswald hindurchreitet. Mit furchtbaren Stacheln auf seinen Rippen bewaffnet, versperrt er vielfältig den schmalen Pfad und mahnt den durch solchen Cactuswald reitenden Reisenden zu beständiger Vorsicht. Denn wie dünn auch die Cactusstacheln erscheinen, so sind sie doch ungemein fest und so spitz, daß sie mit Leichtigkeit einige Zoll tief in das Fleisch dessen, der ihnen zu nahe kommt, eindringen können.

Nicht weniger häufig, sondern nur weniger bemerkt, steht in Tausenden von Exemplaren der Kugelcactus umher, groß wie ein Menschenkopf, mit zehn Rippen versehen, auf denen

in kleinen Zwischenräumen hornige Stachelkronen stehen. Oben auf dem Cactus bildet sich ein kleiner Aufsatz, aus welchem die kleinen Cactusblüten hervortreten. Dadurch gewinnt der Kugelcactus allerdings einige Aehnlichkeit mit einem Mönchskopf, von dem er seinen Volksnamen Cabeça de frade erhalten hat.

Höher hinaus wachsen die zahlreichen Gebüsche von Angico, von Joazeiro und von Imbuzeiro. Letzterer Baum, Spondias tuberosa, leicht kenntlich an seinen unpaarig gejochten Blättern und seinen angenehm säuerlichen Früchten, bildet eben wegen dieser Früchte einen Lieblingsbaum für die Bewohner vom Sertão. Sie machen die bekannte Limonade Imbuzada aus ihnen, zu der sie selbst noch Milch hinzuthun; sie behaupten, ein kühlenderes und nützlicheres Getränk könne es in der Tropenhitze nicht geben. Und allerdings ist die Säure der Frucht sehr angenehm. So oft wir die grünen, pflaumenförmigen Früchte nur in einiger Menge am Boden liegen sahen, stiegen wir gern ab, um davon zu essen.

Viel Aehnlichkeit im Habitus mit den Imbuzeiros hat offenbar die Catinga de porco, eine den Cäsalpinien ganz nahe stehende Leguminose mit gutem, hartem Nutzholz und der Eigenthümlichkeit, daß, wenn man einen Zweig des Baumes abbricht oder auch nur einige Blätter abstreift, dieselben ganz unleidlich nach Schweinen stinken. Desto angenehmer ist neben dieser Stinkpflanze die mannichfache Schar der Camaras, veilchenduftender Lantanen, die mit ihrem Wohlgeruche, wenn man sie nur im Vorbeireiten etwas streift, den ganzen Catingawald anfüllen. Von den Pferden wird sie eifrig gefressen.

Neben der ebengenannten Leguminose zeigt sich eine andere, ganz nahe verwandte, die Barauna oder Mariapreta (Melanoxylon barauna), ein Baum mit gutem dunkeln Nutzholz, welches selbst zum Dunkelrothfärben benutzt werden kann,

sowie die Jurema und Quijabeira, verschiedene Leguminosen, deren Rinde ebenfalls zum Gerben gebraucht wird.

Auch des Pao velame muß ich hier als eines Charakterbaums gedenken, eines schlanken, mit wenigen Aesten versehenen Baums voll von gelbem Milchsaft. Er ist eine Euphorbiacee, eine Crotonart, und hat frischgrüne, auf beiden Seiten mit einigen Stacheln versehene gezähnte Blätter, deren Genuß das Vieh, als eines giftigen Baums, sorgsam vermeidet.

Das sind einige von den Hauptformen der Pflanzen, die am S.-Francisco bis tief in Piauhy hinein den Sertão bilden, — in dichterer Fülle, wo der Boden etwas ergiebiger ist, — sparsamer wachsend, wo ein dürftiger Grund sie trägt, — und ganz verschwindend, wo der Granit, der die ganze Unterlage der Gegend bildet, bloß zu Tage tritt.

Diese Granitlagerung ist nicht sowol wegen ihrer Höhe, obwol manche Erhebungen an 1000 Fuß hervorragen, als vielmehr wegen ihrer Ausdehnung und eigenthümlichen Bildung merkwürdig. In ganz flachen Lagerungen findet man den Granit, ganz dem Erdboden gleich, weithin ausgedehnt, von einzelnen dünnen Quarzadern durchstreift. Ein starkes Lager sah ich von zwei weißen, parallelen Streifen durchzogen. An einer Stelle war es quer durchgeborsten und die eine Hälfte an der andern einige Fuß weit verschoben, wie man an den verschobenen Quarzstreifen sehr genau sehen konnte. Die Spalte selbst war vollkommen wieder ausgeglichen durch den Druck der Granitmassen gegeneinander. Eine ungeheuere Gewalt mußte dazu gehört haben, solch mächtiges Granitlager durchzubrechen, beide Hälften nebeneinander zu verschieben und dann wieder aneinander zu drücken, als wären es zusammengekittete Scherben eines geborstenen Topfes.

Dabei erblickt man ungeheuere Granitblöcke in den bizarr-

sten Lagerungen. Auf zwei länglichen Blöcken liegt ein dritter, alle drei wie vom Steinmetz behauen und aufeinander gelegt. Oder auf schräger Granitwand liegt ein beinahe kugelrunder Stein von riesigen Dimensionen. Man begreift nicht, wie er in diese schwebende Schräglage gekommen ist, — noch weniger, wie er in derselben beharren kann. Burgruinen glaubt man überall zu sehen, Tempelreste, cyklopische und pelasgische Mauern, ja selbst aufrecht stehende Leichensteine, an denen nur die Inschrift fehlt.

Es hat hier die Natur zwar mannichfach ihr Spiel getrieben; doch hat sie beim Spielen an ein ernstes Schaffen wenig gedacht. Ihre Schöpfung ist armselig und dürftig geblieben.

Dennoch zeigt sich mannichfaltiges animalisches Leben in den weiten Räumen des Sertão, zu welchem der Mensch noch sein eigenes Dasein hinzugetragen hat.

Wie wenig und gering auch die Vegetation im Sertão sein mag, so wandern dennoch zahlreiche Rinder und kleine Scharen von Pferden im Gebüsche der Catingawaldungen umher, ohne besonderes Gedeihen zu finden. Wenigstens sind sie in gar keinen Vergleich zu stellen mit den reichlichen Heerden der südlichen Provinz Rio-Grande. Doch liefern sie immer einige Milch, woraus der Sertanejo seinen Käse macht, aber nicht leicht Butter bereitet. Am Ende ist es doch nur auf die Haut und ein schlechtes Fleisch abgesehen, welches als eine weiche Carne seca consumirt und selbst nach andern Gegenden verschickt wird.

Viel besser gedeihen in den dürftigen Gegenden die Ziegen. In zahlreicher Menge trifft man sie um die Wohnungen der Matutos (Waldbewohner, von mato, Wald); gemsenartig klettern sie auf den kahlen Granitstöcken umher und springen mit wunderbarer Geschicklichkeit von Klippe zu Klippe. Doch sucht man sie abends gern näher an das Haus heranzu-

bringen; eine kleine Unzenart Sussurana, über deren Natur man mich nicht hinreichend aufklären konnte, wenn man nicht den Puma damit meint, stellt in jenen Gegenden den Ziegen ganz besonders gern nach, ohne sich jedoch in die Nähe der Menschenwohnungen zu wagen.

Außer diesen genannten Wiederkäuern sind noch kleine Hirsche außerordentlich häufig, etwas größer als eine Ziege, mit silbergrauem Fell und ganz heller Färbung am Bauche. So häufig kommen sie an einzelnen Stellen vor, daß ich bei einem Sertanejo 12 Felle in seiner Wohnung hängen sah, die er alle in einer Woche erlegt hatte.

Haben die Ziegen einen Feind an der Sussurana, so sind die Hirsche des Sertão nicht weniger verfolgt. Mit dem Schwanz um einen Baum gewickelt, lauert die Giboia im Gebüsche auf die vorbeiziehenden Thiere. In kräftiger Umschlingung packt die Schlange ihre Beute und zerdrückt sie an dem Baume, um sie nachher unzerstückt und ganz zu verschlingen. An größere Thiere soll sich, wie ich mich genau erkundigt habe, diese Riesenschlange nicht machen, und auch nicht an den Menschen. Vielmehr scheint sie letzterm möglichst aus dem Wege zu gehen. Uebrigens hat das schlimme Thier außer, daß sie auch Ratten wegfängt, immer doch einen Nutzen. Man gerbt die Haut zu Leder und macht Schuhe und Stiefel daraus, welche bei der regelmäßig viereckigen Form der Schuppennarben sehr hübsch aussehen. Mein alter Reisegefährte Manoel Joaquim trug hohe Reitstiefel von Giboialeder, worauf er nicht wenig stolz war. Und ich gestehe ganz gern, daß ich ihn um die originelle Bein- und Fußbekleidung nicht wenig beneidete.

Viel schlimmer für die Menschen als die Giboia ist im Sertão die Klapperschlange, um so schlimmer, als sie sich gern in die Hütten einschleicht zur Abendzeit, um die Wärme des dort brennenden Feuers aufzusuchen. In dasselbe Haus

eines Sertanejo, in welchem ich eine Nacht schlief, hatten sich vor einigen Monaten zwei Klapperschlangen eingeschlichen. Die eine biß den Bruder des Mannes, und nach 24 Stunden war er todt. Selbst die Sertanejos, von denen man doch bei der gefahrvollen Nähe der Schlange vermuthen sollte, daß sie sich um ein Gegenmittel gegen den Biß ernsthaft bekümmert hätten, halten denselben für absolut tödlich und thun eigentlich gar nichts dagegen. Höchstens streuen sie etwas Asche auf die Wunde. Von der Anwendung einzelner Aristolochien oder des Ammoniak wissen sie nichts. Das Gift muß wirklich furchtbar sein. Man erzählte mir von einem Falle, wo der Gebissene fast augenblicklich zusammenbrach und nur noch mit der allergrößten Anstrengung einige Muskelbewegungen machte, wenn er auch noch bis zum folgenden Tage lebte. Je schneller das Sehvermögen schwindet, desto rascher tritt auch der Tod auf.

Aus Furcht vor dieser Schlange ist deswegen im Sertão das Schlafen in Hängematten ganz allgemein. Dazu hielt mein alter Kapitän abends immer ganz gewissenhaft eine Lichtparade in allen Ecken und Winkeln unsers Ranchos, ehe wir uns zur Ruhe begaben. Wenn man aber die Wohnungen nur etwas menschlicher halten wollte, so würde auch dieses Ungeziefer, wie so vieles andere, nicht so zudringlich werden, wie es allerdings zu sein scheint.

Und doch sind all diese Gefahren nur gering im Vergleich zu einer viel allgemeinern, für Menschen und Thiere gleich großen Gefahr. Oft kommen Zeiten vor, wo es in Monaten, ja in einem halben Jahre nicht regnet. Eine Lache nach der andern wird kleiner und vertrocknet; ein Bach nach dem andern versiegt; jegliche Wasseransammlung auf den Granitlagern verdampft. Das Gebüsch verdorrt; alles Grün verschwindet, das letzte Camarakraut verwelkt; und hungernd und durstend streift das mager werdende Vieh umher im öden

Revier, in welchem aller Nahrungsstoff verschwunden, jede Lebensquelle versiegt zu sein scheint.

In ihren stillen Werkstätten aber schafft die Natur noch Mittel und Wege, daß das fast latent gewordene Leben nicht ganz vergehe. In den ungeheuer zahlreichen Melocactus ist selbst in der dürrsten Zeit noch ein Lebensquell verborgen, Essen und Trinken zu gleicher Zeit. Die große Kugel ist mit einem sehr saftigen Pflanzenmark angefüllt, welches Nahrungsstoff genug enthält, um das Thierleben durch die Zeit allgemeiner Dürre hindurchzufristen. Aber die scharfe Bewaffnung der Pflanze hindert vielfach die hungernden Rinder und Pferde am Genuß des weichen Stoffs im Innern. Geschickt und tapfer greifen die Ziegen den Feind mit den Hörnern an; einige Ziegen verfolgen diese Cactuskugeln so vorzugsweise gern, daß ihre Hörner halb abgeschliffen erscheinen. Auch die Rinder zerschlagen vorsichtig und ziemlich leicht die stachelige Schale, um das Innere mit vorgestreckten Lippen zu fassen. Am schlimmsten aber ergeht es den Pferden und Maulthieren. Dringt ihnen beim Versuch, sich den Quell verborgener Nahrung zugänglich zu machen, ein Stachel in das Gelenk über dem Huf, so sind sie auf zwei bis drei Wochen unfähig, vor Schmerz und Geschwulst aufzustehen und fernere Nahrung zu suchen. Entdeckt der Sertanejo sein so verwundetes Thier zeitig genug, so bringt er ihm sein Fressen regelmäßig, bis der Cactusstachel herausgeeitert ist. Auch kommt man den vom Hunger hartbedrängten Thieren überhaupt dadurch zu Hülfe, daß man die nährenden Cabeças de frade im Feuer versengt, wodurch die Dornen vernichtet oder doch unschädlich gemacht werden.

Die Menschen selbst essen unterdeß, wenn die Dürre arg wird und alle sonstige vegetabilische Nahrung versiegt ist, die dicken, saftigen jungen Triebe des Armleuchtercactus, welche selbst in der schlimmsten Trockenheit nicht verdorren. Man

zieht die äußere Haut und die Stacheln ab und röstet das Innere am Feuer, was dann gar nicht unangenehm schmeckt. Seltsam genug dienen diejenigen Cactusäste, welche gelegentlich vom Sturme oder sonst einer Gewalt abgebrochen wurden und auftrockneten, zur vortrefflichsten Feuerung beim Rösten der frischen Zweige. So leicht verbrennlich ist die trockene Cactussubstanz, daß die langen, trockenen, grauen Aeste vorzügliche Fackeln abgeben, sodaß die Pflanze Facheira, offenbar unsere Fackeldistel, genannt worden ist.

Also fristet und rettet, wenn alles zu veröden scheint, die seltsame Cactusbildung für eine Zeit wenigstens das Leben von Menschen und Thieren in den Wüsteneien des Sertão am S.-Francisco.

Kaum weniger nützlich sind im Sertão für den Menschen die beiden in Menge vorkommenden Bromeliaceen Macambira und Carua oder Graua, besonders die letztere. Diese Caruaananas hat ein schmales, fast drehrundes, langes, dicksaftiges Blatt mit weißen Ringstreifen und einigen Randstacheln. Mit dicken Handschuhen werden die Blätter ausgerissen und einige Zeit im Wasser macerirt. Nach einigen Tagen sind sie so angegangen, daß man sie nur stark durch die Finger zu ziehen braucht, um ein schönes, silberglänzendes Fasergewebe, was mit dem Flachs viel Aehnlichkeit hat, zurückzubehalten. Dieses wird getrocknet und zum Markt nach Penedo gebracht, um zu Stricken, Bändern, Netzen und jeglichem Gewebe benutzt zu werden. Da die Carua in großer Menge wild wächst, so ist sie für fleißige Leute die Quelle eines schönen Gewinns. Sie wird der Macambira, einer Bromeliacee mit breitern, längern Blättern, bedeutend vorgezogen.

In solcher Natur, mit so eigenthümlichen spärlichen Hülfsmitteln, die er sich auch nicht in der allergeringsten Weise zu bessern, zu erweitern sucht, führt der Vaqueiro, der

„Küher im Sertão", ein dürftiges, ödes, erbärmliches Leben, dessen äußere knappe Form auch ganz auf das innere, auf das Gemüthsleben übergeht. Außer seinem Vieh und dessen Leiden und Drangsalen rührt nichts diesen meistens braunen, aus afrikanischem und indianischem Blut, besonders letzterm zusammengeronnenen Menschenschlag. Für ihn existirt kaum eine Außenwelt, kaum eine Geschichte, kaum ein Ereigniß, wenn es nicht gerade bis zu ihm kommt. Und ein Ereigniß ist ein Reisender immer, zumal ein Europäer. Gastlich öffnen sie ihm ihren Rancho und würden ihm auch gern etwas zu essen geben, wenn sie selbst etwas hätten, was sie dem Fremden anbieten möchten. Solange sie Milch und Käse haben, solange sind sie gerade wie die Küher auf den Alpen reichlich versorgt. Ich traf aber die Gegend im schlimmsten Uebergangspunkte nach einer unerhörten Dürre. Zwar regnete es schon seit einigen Tagen wieder sehr reichlich; schon ward der Sertão wieder grün; schon konnten die ausgehungerten Kühe wieder ihr Futter finden, aber von Milch und Käse war noch keine Spur zu sehen. Und ich sah ein, wie vollkommen recht wir gethan hatten, uns einen kleinen Eßvorrath mitzunehmen auf die Reise nach den Wasserfällen von Paulo Alfonso, und wie nothwendig für unsere drei Thiere der Mais war, den wir mit uns führten.

So waren Menschen und Gegenden beschaffen, die ich am 2., 3. und 4. Mai mit meinem alten Kapitän mir ansah. Er selbst ritt, obwol er den Sertão ziemlich genau kannte, oft irre im Labyrinth der Catingawaldung, auf Granitflächen und in Wasseransammlungen, wo allerdings häufige Wegespuren sind, ohne daß man je einen Hauptweg erkennen kann. Mehr als einmal blieben wir, wenn die letzte Wegspur unter den Hufen unserer Reitthiere ausstarb, zwischen Cactus und Macambira hängen. Mehr als einmal ritten wir, jeder um einen Weg zu suchen, auseinander und konnten uns dann

nur durch gegenseitiges Zurufen wieder zusammenfinden. Manche Strecke mußten wir auch zu Fuß durchwandern, um den elenden Thieren ihre Tagesarbeit zu erleichtern. Wirklich, die Leute in Pão de Assucar hatten recht, wenn sie meine Excursion widerriethen und die Ansicht hatten, ich möchte trotz meines zähen Begleiters dennoch unverrichteter Sache wieder umkehren.

Auch wegen des Wetters war unser Wüstenritt keineswegs angenehm. Ein Schlagregen jagte den andern und machte uns triefen. Ein Bach nach dem andern füllte sich und schoß brausend zwischen Granitblöcken dahin, sodaß das Durchreiten derselben oft etwas bedenklich erschien. Durch manche breite, wenn auch flache Lagoa mußten wir ebenfalls hindurchschreiten. Und dazu weichte der Sand in höchst unangenehmer Weise auf, sodaß die Thiere an Stellen, die trocken und fest erschienen und es für einen Fußgänger auch wirklich waren, plötzlich einsanken und sich, matt wie sie waren, nur dann mit Leichtigkeit aus solchem Atoleiro (weichen Stelle) heraushalfen, wenn wir schnell herabsprangen.

So brachten wir ziemlich ununterbrochen drei Tage und drei Nächte in denselben durchnäßten Kleidern zu. Am Abend des 4. Mai jedoch kamen wir zu einem freiern Platze, einer Art von Ortschaft, Salgado genannt, wo etwa sieben Familienwohnungen zusammenstanden. Hier fanden wir ein Quartier, um wenigstens unser Zeug zu trocknen.

Im fernen Westen düsterte im Abendroth ein blauer Höhenzug, vor dem an zwei dicht aneinander liegenden Stellen schneeweiße Dampfmassen aufstiegen. Das war der Wasserdampf des 5 Leguas (fast 4 deutsche Meilen) fernen Salto von Paulo Alfonso, das Ziel meines mühsamen Ausflugs. Doch konnte ich sein Geräusch nicht vernehmen, obwol man es, wenn der Fluß weniger geschwollen ist und seine Wasser in leichtern Massen gegen die Fels-

wände anschlagen, auf 5 Leguas Weite sehr genau hören kann.

Mit einem Führer der kleinen Ortschaft versehen ritten wir am nächsten Morgen ganz früh fort. Das Wetter war viel heller, und ich freute mich, daß ich im frischen Morgenwinde wieder vollständig austrocknete. Nach einem Ritt von einigen Stunden unter manchen oben angedeuteten Hindernissen näherten wir uns dem Ziele unserer Wanderung. Wir stiegen ab und ließen die Pferde abgezäumt, aber angebunden an einer Stelle stehen, wo sie einiges Futter finden konnten, und gingen dann zum Fluß.

Der mächtige S.-Francisco ist schon vor seinem Austritt aus den Provinzen von Bahia und Pernambuco, ja schon viele Meilen oberhalb seines eigentlichen Falls auf ein so geneigtes, steiniges Terrain gerathen, daß sein Lauf nirgends mehr ruhig ist, sondern eine Stromschnelle der andern folgt und der Fluß absolut nicht mehr zu befahren ist.

Er kommt daher oberhalb seines eigentlichen Falls mit großer Heftigkeit angebraust. Wenn man sich durch ein Labyrinth von Granitblöcken und großen Rollsteinen, den Zeugen mächtiger Wasserrevolutionen, einen Weg gesucht hat, so erblickt man, an den Rand des Wassers tretend, mit Staunen und Verwunderung keinen Fluß mehr, sondern einen in einer Flachgegend kochenden Landsee. Alles ist Rasen und Toben auf der weiten Fläche. Welle schlägt vernichtend an Welle. Ein Wasserwirbel reißt den andern aus seiner drehenden Bewegung. Einzelne ganz niedrige partielle Wasserfälle, die sich mitten im Flusse an günstigen Stellen bilden, werden vom brausenden Wassertumult aufgefangen und verschlungen im wilden rasenden Aufruhr des Stroms, den man eine gute halbe Meile aufwärts übersehen kann, und aus dem fast ebenso viele Granitblöcke herausragen, als sich Wellen gegen dieselben brechen.

Die ungeheuere Wassermasse stürzt gegen den Rand eines Abgrundes an, welcher den eigentlichen Fall bildet. Wenige Klafter oberhalb desselben und gleichsam mitten in dem letzten convulsivischen Aufbäumen des Flusses kann man sich hinlagern auf breitem und sicherm Felsen und von dem Vorsprung desselben hineinschauen in die wilde Wuth des aufgehetzten Elements. Hier hielten wir unser kleines, mitgebrachtes Frühstück. Nie hatte ich mich vor einem imposantern Naturwunder in so behaglicher Lage und Stellung befunden.

Wie jemand, der beim Herunterstürzen in einen Abgrund noch einmal krampfhaft um sich greift, um sich anzuklammern, so scheint auch die ganze Wassermasse gerade vor dem Rande, über welchen sie hinunterstürzen soll, einen Halt machen zu wollen. Dem stürzenden Strome brandet eine hoch auf sich bäumende Woge entgegen; dann rast alles hinab in den tiefen Schlund und der Fluß ist verschwunden in mächtig aufwallendem Wasserdampfe.

Auf einem Umwege erreichten wir eine Felswand von 250 Fuß Höhe, auf deren schroffem Rande man den Wasserfällen des Stroms gerade gegenübersteht und sie in der schönsten Weise übersehen kann.

Zur Zeit hoher Wasser, wie ich sie gerade traf, bildet der Fall vier voneinander durch schöne Felsgruppen getrennte Hauptarme, welche in eine Tiefe von etwa 230 Fuß — die Messungen und Schätzungen schwanken zwischen 210 und 250 Fuß — hinunterdonnern.

Der nördliche Arm, etwa 60 – 80 Fuß breit, existirt nur bei hohem Wasser. Wenn der S.-Francisco weniger geschwollen ist, so ist der Kanal dieses Falls nur eine trockene Felsschlucht, durch welche man hindurchgehen und die Felsengruppe erreichen kann, die die Nordeinfassung des eigentlichen Falls von Paulo Alfonso bildet.

So nahe an den Fall, so unmittelbar in denselben hinein kann man dort treten, daß man auf hoher Felswarte mitten im tobenden Sturz steht.

Der eigentliche Fall bildet eine halbe Windung; anfangs stürzt die Wassermasse gerade hinab, wird dann aber in halber Tiefe etwas nördlich geleitet von dem schroffen Felsenkanal, durch den sie hinunterfällt. Gerade hier stürzt ihr wiederum auf halbem Wege ein anderer Fall entgegen. Beide durchdringen sich und zermalmen sich förmlich. Man erkennt keine compacte Wassermasse mehr; alles ist Schaum, Dampf, dichte Wasserwolke. In gemeinsamem Sturze tobt das Chaos vollends hinab in die Tiefe.

Dieser eigentliche Fall ist 50—60 Fuß breit und nicht sowol wegen seiner Breite wie wegen seiner ungeheuern Gewalt merkwürdig. Die Dicke der Wassermasse muß wirklich enorm sein. Ein ganzer Strom ist es, der schon einige hundert Meilen durchlaufen ist und in diesem Laufe viele Gewässer auffing, der ganze S.-Francisco ist es, der sich durch diesen Felsenriß hinabdrängt. Da muß allerdings der eben erwähnte Standpunkt auf jener Felsenwarte, um die sich der mächtige Fall herumwindet und den ich nicht erreichen konnte, weil der nördliche, nur zeitweilige Arm mich daran verhinderte, gleich gewaltig auf das Auge, das Ohr und das Gefühl einwirken, denn selbst der Boden erdröhnt vom mächtigen Sturze.

Daher ist denn auch unten in der Tiefe des weiten Felsschlundes, in welchen sich etwas weiter hin noch ein Arm des Flusses hinunterstürzt, ein ewiges Sieden und Schäumen, zu welchem von allen Seiten scheinbar lothrecht die zerhackten Granitwände hinabsteigen. Nimmt man aber einen Stein und sucht ihn in das kochende Wasser der Tiefe zu werfen, so sieht man mit Erstaunen, daß er nach langem Falle nicht in die Caldeira, den Kochkessel, fällt, sondern scheinbar im

Bogen zur Felswand zurückkehrt und unten auf die Felsen aufschlägt.

Deswegen ist auch eine Schätzung der ganzen Breite des Schlundes, in welchen der Strom hinabstürzt, sehr schwierig.

Bei geringerm Wasserstande kann man an der Nordseite des Felskessels, wo ein kleiner Bach einen gesonderten Wasserstrahl in die Tiefe sendet, hinunterklettern und zu einer bedeutenden Grotte von 90 Fuß Höhe, dem Aufenthalt zahlloser Fledermäuse, gelangen; man nennt sie die Forna, den Ofen. Dort steht man dem Falle ganz nahe am Rande der noch vom Falle kochenden Wassermassen, in welchen sich Baumstämme und andere Holzmassen in mannichfachen Wirbeln umhertreiben und zu wunderlich glatten Formen abreiben, gerade als ob sie auf einer Drechselbank verarbeitet worden wären.

Wegen dieses Herabsteigens zu jener Grotte und wegen des schon erwähnten Umstandes, daß man auch oben am Falle bei geringerm Wasserstande bis unmittelbar an den Hauptsturz hinantreten kann, behaupten die Leute, daß der Fall schöner ist bei geringerer Fülle des Stroms. Dann donnert auch mit viel lauterm Getöse die ganze Cascade, während ihr Geräusch bei dickerm Volumen der hinabfallenden Wassersäulen viel dumpfer und dröhnender ist, sodaß man dann kaum weiß, ob man in der nächsten Nähe des Sturzes denselben mehr hört oder mehr fühlt.

Ohne darüber entscheiden zu können, wann der Wasserfall des S.-Francisco schöner ist, ob bei hohem, ob bei niederm Stande des Flusses, — immer wird der Fall von Paulo Alfonso an Größe und Mächtigkeit der zweite in der Welt sein. Mag immerhin die vereinte, compacte Masse der herabtobenden Wasser beim Niagara viel bedeutender sein, wie ein Reisender, der beide Fälle gesehen hatte, mir erzählte: an Formenreichthum, an vielfacher Gliederung, an Mannichfal-

tigkeit der Gegensätze kann kein Wasserfall bei ähnlichen kolossalen Dimensionen reicher sein als der Salto des S.-Francisco. Zwischen den ewig bewegten, dahinrasenden Wassermassen die ewig starren, schweigenden Granitmassen; — unmittelbar aus den schroffen Wänden hervorsprossend liebliches, immer grünes Gebüsch, in welchem sich hübsche Allamanden und duftende Gardenien auszeichnen; — hier eine Stätte des tiefsten Friedens, dort ein Schauplatz des wildesten Tumults. Wie aus einem Höllenschlunde steigt hoch auf der weiße Wasserdampf der wilden Gewässer; aber harmlose Schwalben durchziehen ihn in zahlreichen Schwärmen, lustig sich badend zugleich im Aether und im Wasserdunst. Im Schlunde selbst flattern einzelne Falken umher, während hoch oben, weit hinaus über allem Aufruhr, einzelne Geier ihre luftigen Kreise schlagen.

Unten im Felsschlunde stürzt indeß der eingekeilte Fluß zwischen lothrechten Wänden rastlos weiter und bildet später noch einzelne kleine Fälle, von denen die Cachoeira dos Veados, der „Hirschfall", der bedeutendste ist. Erst nach einem Laufe mehrerer Meilen treten seine Ufer so weit auseinander, daß der Strom wieder hinreichend Platz findet zwischen den schroffen Einfassungen, und mit Vorsicht befahren werden kann, eben oberhalb des Oertchens Piranhas.

Wir ritten zurück nach Salgado. Nur ein einziges mal hatte es am Tage geregnet, und dennoch war einer der zwischen Granitblöcken dahinschäumenden Bäche, den wir am Morgen ohne Mühe durchsetzt hatten, so geschwollen, daß wir kaum noch den Durchritt wagen konnten. Wäre der Bach um einen halben Fuß tiefer gewesen, so hätten wir ganz ruhig auf der andern Seite sein Fallen und unser weiteres Schicksal abwarten müssen.

Frühmorgens den 6. Mai brachen wir von Salgado wieder auf und ritten einen vollen Tagemarsch bis zu einem

Punkte, Olho de Agoa genannt, wo einige Familien wohnen, und wir, obwol sich dort schon mehrere Reisende einquartiert hatten, ein Unterkommen fanden.

Diese Reisenden waren die Begleiter und Diener eines guten, wackern katholischen Missionars, Frey Caetano, eines Franciscaners aus Sicilien, eines Mannes von guten Kenntnissen und wirklich christlicher Gesinnung. Er hatte auf einem langen Zuge von seinem Standquartier Pernambuco aus den öden Sertão am S.-Francisco mit der heiligen Messe und andern Kirchensegnungen versehen wollen und war bis zum Falle von Paulo Alfonso gewesen. Zur vollen Ausübung seines heiligen Amts hatte er außerordentlich viele Kirchengeräthe und zahlreiche Heilige aufgerollt oder in ganzen Standfiguren bei sich. Der fromme Zug bildete eine wirkliche kleine Karavane.

Und da nun meine Thiere zum Umfallen matt geworden und die Wege offenbar noch schlechter als vor einigen Tagen waren, so beschloß ich mit meinem alten Manoel Joaquim, den Rückritt nach Pão de Assucar zu Lande aufzugeben und mit Frey Caetano nach dem nur 4 Leguas fernen Piranhas am S.-Francisco zu reiten, von wo wir in einigen Stunden in Pão de Assucar eintreffen konnten in schneller Schiffahrt.

Der Weg von Olho de Agoa nach Piranhas war ziemlich gut und selbst so breit, daß ich meistens zwischen meinem guten, dicken Missionar und seinem spindeldürren Sakristan dahintraben konnte unter gar vielen discutirenden Gesprächen. So lustig nach Piranhas gings mit frischen, muntern Schritten, — Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten, — daß wir schon um Mittag den schroffen Abhang zum Oertchen hinunterritten.

Hier rollte der S.-Francisco in mächtigen grauen Wirbeln und noch vielfach rauschend zwischen seinen schroffen, hohen Felsufern hin. Bei niedrigem Wasserstande ist sein

Bett auch hier noch voll Steine und Felsblöcke; doch läßt er sich ohne große Gefahr mit großen Canots beschiffen. Bei vollem Wasser ist das aber riskanter. Im grauen, schmuzigen Wasser erkennt man nur an dem Rauschen und Wirbeln der Flut die kaum bedeckten Felsenblöcke und kann sehr leicht auf ihnen Schiffbruch leiden, was immer eine sehr gefährliche Katastrophe ist.

Ein Freund des alten Manoel Joaquim besorgte uns ein Canot mit kundigen Canoeiros. Um 1 Uhr schon konnten wir unsere Rosinanten und uns selbst einschiffen und das Oertchen Piranhas, was wie ein Schwalbennest über dem Flusse längs des Abhangs angeklebt ist und einigen Handel und Faulenzerei treibt, verlassen, um die sieben Leguas von dort bis Päo de Assucar noch an demselben Tage zu machen. Den guten Sicilianer ließen wir in Piranhas.

Wie kahl auch die schroffen Felsabhänge des graugelben, wirbelnden Flusses unterwegs waren, so boten sie doch wundervolle Prospecte, und manche kühne Felspartie möchte Rheinerinnerungen im Reisenden hervorrufen, wenn irgend Cultur, Geschichte, Monumente hinzukommen wollten. Nur einmal bietet das Oertchen Entremontes einen Anblick von Cultur dar. Eine hübsche weiße Kirche ragt heraus aus der kleinen Ortschaft. Eine andere kleine weiße Kapelle, einsam am Ufer gelegen, ist das Begräbniß einer angesehenen Frau.

Am Nachmittag hatten wir ein seltsames Jagdabenteuer. Wir waren mitten auf dem Flusse, der uns in schöner Schnelligkeit mit sich fortriß, als wir verschiedene Sariemas auf den Bergen sich locken hörten. Bald flog auch einer dieser eigenthümlichen Waldvögel, die mehr zum Laufen als zum Fliegen geeignet sind, vom Hochrand des rechten Ufers fort, um das linke zu erreichen, ward aber unterwegs matt und fiel in den Fluß. Unser etwas schweres Canot setzte

ihm nach. Der Vogel, ebenso ungeschickt im Schwimmen wie im Fliegen, irrte hin und her im Wasser, um uns zu entgehen, bis es mir gelang, den arg um sich Beißenden beim Hals zu packen und in unser Fahrzeug zu werfen.

Das Sariema (Dicholophus cristatus) ist recht ein Charaktervogel für den Sertão und die offenen Gegenden des nördlichen Brasilien. Schon sein Volksname bringt ihn dem Ema, dem Strauß nahe, und fast möchte ich das Sariema ein kleines Ema, einen kleinen Strauß nennen. Ein langer Hals mit mäßig langem Schnabel, der in einen weiten Schlund übergeht; ein hübscher, fast zweizeiliger Federbusch längs des ganzen Kopfes; große Augen mit hellblauer Iris; geringes silbergraues und weißes Gefieder; kurze breite Flügel; lange rothe Stelzenbeine mit kurzen, dicken Zehen und Nägeln und einer abgerückten Zehe, — das sind die Hauptkennzeichen des Vogels, der an Größe dem Reiher nicht nachsteht, aber entschieden plumper aussieht. Sein Aufenthalt ist an halb offenen, sonnigen Plätzen, wo er in geschicktem Laufe allen möglichen kleinen Thieren, Mäusen, Eidechsen und Schlangen nachstellt; ja er scheint eigentlich wie sein Namensvetter, das Ema, alles zu fressen. Allerdings hat er in seinem Lebensberufe viel Aehnlichkeit mit dem afrikanischen Gypogeranus; doch ist dieser wirklich mehr ein langbeiniger Raubvogel, während das Sariema ein stelzenbeiniger Laufvogel ist. Eine lobenswerthe Eigenschaft des Dicholophus ist noch die, daß er einen wohlschmeckenden Braten liefert. Sein Fleisch schmeckte mir ganz wie das der wilden Enten.

Kurz nach unserer Sariemajagd passirten wir den inselartigen Felsblock Ilha de Ferro und erkannten gegen Abend im breiter werdenden Flusse den Pão de Assucar, das Wahrzeichen der Stadt gleichen Namens und das Ziel unserer Schiffahrt.

Im Dunkel stiegen wir an das Land. Beim freundlichen

Oberstlieutenant Gonzalves Dias dehnte ich mich nach den kurzen, aber höchst anstrengenden Strapazen des Ausflugs zu den Wasserfällen des Paulo Alfonso so behaglich wie nur möglich im bequemen Bette aus und freute mich, wieder bei Menschen zu sein. In nassen Kleidern Tag und Nacht, ohne ordentliche Schlafstelle, mit dem allerdürftigsten Essen versehen, auf sehr schlechten Pferden, die inniges Mitleid einflößen, und auf schlechten Wegen, auf denen das Reiten eine beständige Vorsicht erheischt, zwischen Bromelien, Cactus und Mimosen, die alle mit Stacheln bewaffnet sind, durch Lagoen und angeschwollene Flüsse, in denen man mindestens recht naß wird, einhertraben — dazu gehört allerdings eine tüchtige Gesundheit und ist ein solcher Ritt durch den Sertão eine böse Arbeit. In der That muß man den Cynismus des Lebens und die Verzichtung auf alles, was nur noch im entferntesten an Lebensbequemlichkeit erinnert, auf solcher Reise etwas weit treiben. Dafür bilden auch Vorkommnisse, wie ich sie im Anfange des Mai durchmachte, rechte Glanzpunkte im Leben eines Reisenden, wie er dieselben nur ganz allein zu schätzen weiß.

Am folgenden Morgen ward ein großes Canot ausgerüstet, damit ich möglichst schnell nach Penedo zurückkehren könnte. Mit der herzlichsten Dankbarkeit schied ich von den guten Leuten in Pão de Assucar. Ohne die größte Aufopferung von seiten des Herrn Gonzalves Dias und des Kapitäns Manoel Joaquim wäre es mir absolut unmöglich gewesen, in der allerungünstigsten Jahreszeit den Ritt durch den Sertão nach dem großen Salto des S.-Francisco zu bewerkstelligen.

Um 9 Uhr stieß ich ab. Schnell glitt mein Canot mit dem grauen, schmuzigen Wasser abwärts, kaum geleitet vom Canoeiro. Die Fahrt schien die allergünstigste werden zu wollen. Aber noch ehe ich Pão de Assucar aus dem Gesicht

verloren hatte, brach ein heftiger Südostwind los und hielt mein Canot, ja die ganze Oberfläche des Flusses zurück, sodaß meine Fahrt unmöglich geworden wäre, wenn die Canoeiros nicht zu einem Mittel gegriffen hätten, was auf dem S.-Francisco beim Abwärtsfahren gegen den regelmäßig wehenden Südostwind eine ganz gewöhnliche Marime ist.

Sie legten an das nächste Ufer an und hieben eine Menge Zweige und grünen Buschwerks ab. Das banden sie im Canot zu einem dicken Packet zusammen, beschwerten es mit einigen Steinen und ließen es an einem Stricke einige Fuß tief vom Steuerende des Canots in den Fluß hineinhängen. Alsobald packte die mittlere Wasserschicht des Stroms, auf die der entgegengesetzte Wind keinen Einfluß hatte, das dicke Convolut und zog mittels desselben unser Canot mit großer Gewalt gegen Wind und Wellen an. Die Fabel vom dienstwilligen Delphin schien Wahrheit geworden zu sein; unser grünes Flußpferd unter der Oberfläche des Wassers zog unverdrossen und ohne sich auch nur einen Augenblick zu verschnaufen. Während wir in unserer Kajüte bei Sturm und Regen zusammenhockten, fuhr unser Canot in schnellem Laufe den Strom hinab. Kaum war es nöthig, zuweilen das Fahrzeug aus einzelnen stiller fließenden Seitenbuchten des Flusses in den Strom hinauszubringen.

So wurden wir die ganze Nacht hindurch geschleppt und erblickten schon am Morgen des folgenden Tags das stattlich aussehende Penedo auf seiner Höhe liegen. Um 10 Uhr landeten wir. In 25 Stunden hatte ich die ganze Fahrt mit Hülfe des Laubbüschels zurückgelegt, eine Distanz von 24 Leguas.

Daraus ergibt sich auch einigermaßen die Schnelligkeit des Flusses. Wenn auch die Canoeiros, wol nur mehr zum Schein, mit ihrem Ruder nachhalfen, so können wir diese Hülfe reichlich gegen den hindernden Wind aufgehen lassen

und mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß der S.-Francisco bei vollem Wasserstande in einer Stunde eine Legua zurücklege. Nun ist aber in den beiden Provinzen Sergipe und Alagoas die Messung einer Legua sehr klein. Die beiden Ländchen möchten gern etwas größer sein, und um das zu scheinen, machen sie ihre Leguas kleiner. Wir dürfen sie nur zu 2800 Klaftern anschlagen. Das gibt immer noch eine bedeutende Geschwindigkeit für den Strom des S.-Francisco. Sie zeigt fast 47 Klafter in einer Minute und zwischen 4—5 Fuß in der Secunde. Doch ist solche Geschwindigkeit nur bei reichlichen Wasserständen vorkommend. Bei mittlern ist sie etwas langsamer. Immer aber möchte sie doch 2000 Klafter in einer Stunde liefern.

Bei Herrn Pinheiro in Penedo ward ich mit voller Freundlichkeit aufgenommen. Es hatten sich in meiner Abwesenheit noch ein Herr Carvalho aus Bahia und Herr Aguiar aus Maceio, von dem ich in jener Stadt bei meinem ersten Ankommen höchst freundlichen Empfang erfahren hatte, im Hause des Oberstlieutenants eingefunden. So lieb mir nun auch ein Rasttag in Penedo unter belehrenden Gesprächen jener Herren über die inländischen Handelsverhältnisse gewesen wäre, so konnte ich dennoch viel Zeit gewinnen, wenn ich gleich von Penedo in zwei Tagen Alagoas hätte erreichen können, um dann von der Stadt Maceio mit dem am 12. oder 13. von dort nach Pernambuco fahrenden Dampfboot weiter zu gehen, wodurch ich 14 Tage Zeit gewonnen haben würde.

Aber noch einmal sollte ich die Erbärmlichkeit aller Recurse für einen Reisenden am S.-Francisco in ungünstiger Jahreszeit kennen lernen. In ganz Penedo und seiner nächsten Umgegend war kein Reitthier zu bekommen, wie viel ich auch das berühmte „A horse! a horse!“ ausrufen mochte und Herr Pinheiro danach umhersuchen ließ. Zwei Pferde

wurden gefunden, ja! Aber sie waren in so desolaten Umständen, so ausgehungert in der Dürre von sieben Monaten, daß ein Ritt auf ihnen, eine Reise von zwei forcirten Tagemärschen, ganz unmöglich war. So mußte meine Rückkehr nach Maceio zu Lande unterbleiben.

Nun wollte ich sie zu Wasser forciren. Dazu war es nöthig, bis dicht zur Mündung des Flusses nach dem Orte Piassabuçu zu fahren, von dort den etwa 4 Leguas fernen Ort Peba an offener See zu gewinnen und von da mit einem Floß, einer Jangada, wie ich sie schon oben beschrieben habe, nach Maceio hinaufzusegeln. Diese Tour hätte nichts Außerordentliches, nichts Gefährliches an sich gehabt. Vor Einführung der Dampfboote reiste man häufig auf diese Weise von Penedo nach Maceio, obwol man immer die Sommerzeit dazu wählte.

Mit einem Briefe an den Kapitän Benvenuto de Faria Lobo in Piassabuçu versehen fuhr ich wirklich am 10. Mai in einem ganz kleinen Canot, in welchem ich platt auf dem Boden saß und nur einen Neger und dessen kleinen Jungen zur Besatzung hatte, den S.-Francisco hinunter. Immer breiter und mächtiger ward der Strom, immer flacher seine Ufer; immermehr grünende Inseln umfaßten seine einzelnen Arme, unter welchen Inseln die Ilha dos Bois und die Ilha Grande bedeutend sind. Gute Weideplätze, Reisniederungen und wogende Zuckerrohrfelder wurden immer häufiger, und derselbe Fluß, der von Traipu aufwärts das Bild der schlimmsten Unfruchtbarkeit geboten hatte, zeigte an seinem untersten Ende üppige Triften.

Nach der Fahrt einiger Stunden sah ich den Ort Piassabuçu ziemlich im Gebüsche versteckt unter Kokospalmen liegen, und bald war ich beim Kapitän Benvenuto am Kirchenplatz des unfreundlichen, fast verödet aussehenden Ortes.

Wie freundlich nun auch der Kapitän gegen mich war,

so hatte er doch nur sehr geringen Trost für mich. Auch in Piassabuçu war kein Pferd zu bekommen, ja nicht einmal ein großes Canot oder eine Barcasse, mit der man hätte in See gehen können. Kleine Canots, um an stillen Stellen des Flusses zu angeln, waren genug vorhanden, doch konnte man mit ihnen nicht die wilde Mündung des Flusses passiren. Auch machten mich die Erkundigungen, die ich über das Fischerdorf Peba einzog bei einem Manne, der von dort her war, ziemlich unschlüssig. Freilich sollten dort Jangadas, mit denen dort die Leute zum Fischen in die See hinausgehen, hinreichend vorhanden sein. Seitdem aber Dampfboote den Fluß befuhren, hatte man auch an den Jangadas, mit denen man früher Passagiere nach Maceio brachte, die dazu nöthigen kleinen Palmenhüttchen u. s. w. fortgelassen. Um ein Floß zum Transport eines Reisenden einzurichten, hätte man doch einen ganzen Tag gebraucht. Und dann wäre es noch sehr die Frage gewesen, ob ich Leute bekommen hätte, die gerade etwas in Maceio zu thun gehabt hätten. Denn für bloßes Geld und als ein gemietheter Arbeiter geht nicht leicht einer von diesen Strandaristokraten mit einem Ausländer in See.

Am schlimmsten war aber die Ungewißheit des Ankommens in Maceio. Schon in sechs bis acht Stunden waren Jangadas von Peba nach Maceio gesegelt; doch erzählte man mir auch den tröstenden Fall eines Juristen, der 13 Tage unterwegs gewesen war. Ich mußte aber, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte, auf jeden Fall in einem Tage von Peba nach Maceio gelangen.

Endlich brachte man mir einen Gaul zum Ritt nach dem genannten Ort. Aber der Gaul hinkte und hatte ein Geschwür an einer Fessel. Dennoch wollte ich fortreiten, als ein ungeheuerer Regen sich entschieden in das Mittel schlug. Zwei volle Stunden strömte das Wasser vom Himmel. Es ward unmöglich, selbst mit einem guten Gaul noch denselben

Tag Peba zu erreichen. Am folgenden Tage aber wäre es zu spät gewesen. Und so mußte ich mich denn einmal wieder zu einer Umkehr entschließen. Ich beschloß am nächsten Morgen nach Penedo zurückzukehren.

Unterdeß suchte mir der gute Benvenuto meinen ephemeren Aufenthalt im grausigen Piassabuçu möglichst angenehm zu machen. Der Ort ist ein Kirchflecken, hat ein sehr kleines Gotteshaus auf einem schiefwinkeligen Platze, einen Geistlichen und eine Knaben- und Mädchenschule, in welcher 120 Jungen und 45 Mädchen von allen Hautfärbungen unterrichtet werden. Das Kirchspiel enthält etwa 3000 Menschen, unter ihnen etwa 400 Nationalgarden. Doch schien mir der Ort eine sehr ungesnnde Lage zu haben. An der Cholera, die auch in Peba eingedrungen war, sollten über 1000 Menschen gestorben sein. Die Hinterbliebenen sollen einigen Landbau treiben. Viele leben von Fischerei, doch soll das Faulenzen auch bedeutend an der Tagesordnung sein, wenigstens bei der freien Klasse, die es schändlich findet, eine eigentliche Arbeit, namentlich auf dem Felde, zu verrichten.

Einiges geschah noch da, wo Sklavenkräfte arbeiteten. Zum Bezirk von Peba gehörten z. B. acht Zuckerpflanzungen, von denen die größte doch immer 3000 Arroben Zucker producirte (96000 Pfd.). Doch war im unfreundlichen Ort alles im Stagniren, im Verwelken. Der Kapitän Benvenuto, der seit 19 Jahren in Piassabuçu lebte, gab mir die Versicherung, daß er in der langen Zeit seines Aufenthalts daselbst auch nicht den geringsten Fortschritt im Ort merken könnte; vielmehr wäre alles in einem Zusammensinken begriffen. Die Dampfschiffahrt auf dem Fluß berührt den Kirchflecken nicht; jeglichen Bedarf an Waaren u. s. w. muß man sich von Penedo holen, sowie auch das Wenige, was man zum Markt nach Bahia oder Maceio mit dem Dampfschiff schicken will, zur Verladung nach Penedo bringen.

Ein günstiger Wind am 11. Mai trieb mich wieder in mein kleines Canot, und ich segelte mit meiner geringen Mannschaft den Fluß hinauf, gerade als das hübsche Dampfboot Valeria de Sinimbu in die Mündung des Flusses einlief. Geschickt und mit großer topographischer Kenntniß der ziemlich unbewegten Nebenarme brachte mich mein Canoeiro zwar nach besten Kräften vorwärts; jedoch blieben Wind und Wetter uns nicht günstig, sodaß es schon vollkommen dunkel und in meinem Canot recht ungemüthlich war, als ich in Penedo wieder an das Land stieg und für alle meine gehabte Mühe mit Hohngelächter von den Bewohnern des Pinheiro'schen Hauses empfangen ward.

Beim dampfenden Thee erzählte ich ihnen meine Schicksale in den 48 Stunden meiner Abwesenheit. Und da machten wir denn, um mich für die fehlgeschlagene Expedition nach Piassabuçu zu entschädigen, den Anschlag zu einem Ausflug, den ich mit dem Herrn Carvalho aus Bahia, welcher selbst Handelszwecke damit verknüpfen wollte, schon für den nächsten Tag festsetzte.

Das Dampfboot Valeria de Sinimbu kam von Maceio und sollte nach Bahia gehen mit Anlaufung einiger Zwischenhäfen in der Provinz Sergipe. Das Dampfschiff, was von Bahia kommend mich von Penedo nach Maceio bringen sollte, konnte erst in fünf bis sechs Tagen in Penedo sein, mußte aber ebenfalls die Zwischenhäfen der Provinz Sergipe anlaufen, sodaß ich es, wenn ich mit der Valeria de Sinimbu ging, auf jeden Fall im Cotinguibafluß treffen mußte. So erschien mir nichts leichter und statt des unerquicklichen Aufenthalts in Penedo nichts angenehmer, als mit der Valeria de Sinimbu einen kleinen Abstecher nach der andern, am untern S.-Francisco und zwar auf dessen rechtem Ufer liegenden Provinz Sergipe zu machen, um dort die ganz neu angelegte Hauptstadt Aracaju am Rio-Cotinguiba zu besehen,

und auch Maruim, einen kleinen, aber recht bemerkenswerthen Handelsplatz denselben Fluß hinauf, aufzusuchen, wo ich sogar dem Herrn Schramm aus Hamburg, als ich ihn wenige Monate zuvor in Bahia kennen gelernt hatte, einen Besuch versprochen, wenn ich die Wasserfälle des Paulo Alfonso aufsuchen würde.

Bei meinen Canotfahrten auf dem S.-Francisco suchte ich mir mittels meiner Boussole annäherungsweise eine Ansicht über den Lauf des Flusses zu verschaffen.

Danach fließt der S.-Francisco von Piranhas:

1 Legua O. z. S.
1 = SO.
1 = SSO. und fast S.
2 = SO.
2 = O. z. S., bis Pão de Assucar. Von dort
1½ = SO.
2 = SO. z. O.
1 = SO.
1 = OSO.
1 = SO.
½ = O. z. S., O. und NO. bis Traipu.
2 = O., SO., OSO.
1 = S. und S. z. W.
1 = SSO.
1 = OSO.
½ = SSO. bis Propia.
2 = SSO., und nach unbedeutender Biegung wieder
1½ = SSO. und SO. z. O.
1 = O. und NNO.
½ = NO.
¾ = O.
¾ = SSO. bis Penedo. Von dort
2 = SSO.

2 Leguas O.
2 = S. z. O., bis zur Barre des Flusses.

Ich habe bei diesen Angaben keine Rücksicht auf eine magnetische Abweichung genommen, da sie in jenen Gegenden unbedeutend ist. Das wenigstens beweist meine magnetische Angabe, daß der Lauf des S.-Francisco von Piranhas an viel mehr ein südlicher ist, als er sich auf manchen Karten aufgezeichnet findet.

Drittes Kapitel.

Ausflug nach der Provinz Sergipe. — Fahrt nach Aracaju am Rio-Cotinguiba. — Maruim. — Rückkehr nach Penedo und Maceio. — Nach Pernambuco.

Der Dampfer Valeria de Sinimbu, also benannt nach der ausgezeichneten deutschen Gemahlin des Senators, überraschte mich durch seine Eleganz. Das ganz neue, hübsch proportionirte Schiff konnte 86 Passagiere erster Klasse unterbringen; dazu bot die Damenkajüte noch für sechs Frauen Platz. Alles war auf das sauberste und angenehmste eingerichtet auf dem in England gebauten Fahrzeug, welches noch das für sich hatte, daß man von dem hohen Hinterdeck weit um sich schauen konnte.

So zog ich denn am 12. Mai, zum zweiten mal in 48 Stunden, den S.-Francisco hinunter, noch mehr als auf meiner ersten Fahrt erfreut von so manchen hübschen Scenerien, die ich vom hohen Kajütenverdeck viel besser übersehen konnte, als auf dem Boden eines kleinen Canots sitzend. Nach wenigen Stunden hatten wir die Barre erreicht, nachdem der Lootse für die Flußschiffahrt an das Land gegangen war.

Zwar hat die Flußmündung des S.-Francisco 14—18 Palmen (die Palme zu 8 Zoll) Tiefe, bietet aber meistens immer wegen des regelmäßigen Südostwindes einen starken Seegang dar, weswegen die Mündung ziemlich übel berüchtigt ist und von Schiffen, die zur Barre hinausziehen wollen, nur bei besonders guten Gelegenheiten durchfahren werden darf. Die Valeria de Sinimbu fand sehr geschickt ihren Weg in das Meer hinaus; doch macht es immer auf Reisende einen fatalen Eindruck, wenn sie, aus still fließendem Strome kommend, sich statt in regelmäßigem Fahrwasser plötzlich mitten in Brandungen und hohen rollenden Wogen befinden, heftige Sturzwellen bekommen und mit dem Fahrzeuge gewaltig hin- und hergeworfen werden.

Doch dauerte diese unruhige Fahrt nur einige Minuten. Wir befanden uns bald im offenen Meere und liefen in friedlicher Fahrt südlich die Nacht hindurch.

Am folgenden Morgen ganz früh befanden wir uns vor der Barre vom Rio-Cotinguiba und mußten mindestens zwei Stunden umhersteuern, ehe die weiße Atalaia, der Wartthurm am Strande, uns das Zeichen gab, daß das Wasser hoch genug zu unserm Einlaufen gestiegen wäre.

Der Fluß hat zwei Barren. Eine nördliche führt direct ostwestlich in den Hafen, ist aber absolut nicht zu passiren, obgleich sie auf den ersten Blick als die natürliche Einfahrt erscheint. Man muß den südlichen Kanal aufsuchen und läuft südlich zwischen Brandungen hindurch, dann nordwestlich auf das Land zu, wo man mit einem mal auf ein schmales, vom Meere nach Osten nur durch eine große, flache Sandbank getrenntes Binnenwasser gelangt. Nun steuert man nördlich und etwas nach Westen, worauf man in den weiten Fluß einsegelt, auf dessen rechtem Ufer die neue, erst vor vier Jahren begonnene Hauptstadt der Provinz Sergipe, die Stadt Aracaju, liegt.

Früher war die Provinzialhauptstadt etwa 8 Meilen südlicher, sie hieß S.-Christovão; doch waren dort die Schiffahrtsgelegenheiten viel schwieriger, als das für den Centralort einer, wenn auch nur kleinen Provinz — einer der kleinsten von Brasilien — wünschenswerth war, und man sah sich zur Wahl einer neuen Hauptstadt genöthigt. Die Wahl fiel auf die Mündung des Rio-Cotinguiba, an welchem, freilich immer erst hinter einer gefährlichen Barre, eine prächtige Hafengelegenheit sich aufthat, und die kleine Stadt Maruim, einige Meilen aufwärts an einem Arm des vielgegliederten Rio-Cotinguiba gelegen, schon längst ein reges, auf die ganze umliegende Landschaft zurückwirkendes Handelstreiben entwickelt hatte.

Man nannte die neue, gleich oberhalb der Flußmündung gelegene Niederlassung Aracaju. Sie gewährt einen ungemein freundlichen Anblick. Alles ist nett und neu am Ufer, wenn auch vieles nur provisorisch ist. Die Wohnung des Präsidenten, das Haus der Provinzialdeputirten, ein Soldatenquartier, eine Kirche, sogar eine Freimaurerloge, — alles hat bei seiner Kleinheit und räumlichen Unzulänglichkeit immer einen saubern, hübschen Anstrich. Ueberall regt es sich, überall wird gebaut, überall geschaffen. Auf dem breiten Flusse, in welchen hinein ein neues Zollamt gebaut wird, lagen, als wir kamen, etwa 20 Segelschiffe, unter ihnen manche europäische Flagge, vor Anker, und selbst schon ein Schleppdampfboot, ein mächtiges Erleichterungsmittel für die Befahrung der gewundenen Barre, machte sich bemerkbar. Wer von Penedo kommt, wird auf das allerangenehmste überrascht von dem neuen Orte.

Ehe ich Zeit hatte, mich weiter umzuschauen vom Verdeck unsers Dampfboots, kam der Agent der Dampfschiffahrtslinie, Herr Urpia, ein geborener Spanier, welcher mich von Rio her sehr wohl kannte, an Bord und lud mich auf das zuvor-

kommendste zu sich ein. Nach einem kurzen Gespräche aber erschien es zweckmäßiger, meine ganze sergipenser Expedition mit einem Besuche des fernern Maruim zu beginnen, und dann in Aracaju das von Bahia kommende Dampfboot abzuwarten. So miethete ich denn gleich eins der Boote, die vom Ufer an das Dampfschiff gekommen waren, und fuhr mit dem Herrn Carvalho, der von Penedo aus mein Begleiter war, den schönen, breiten Fluß hinauf, wobei uns der Wind und die laufende Flut günstig waren.

Nach einigen Leguas Fahrt theilte sich der Fluß. Ein südlicher Arm führt nach dem Orte Laraugeiras hinauf; ein mittlerer Arm kommt vom Kirchspiel von Sta.-Anna; ein nördlicher führt durch Manglegebüsch und Sumpfgegend nach Maruim. Bis weit hinauf ist der gemeinschaftliche Fluß schiffbar. Einige Meilen an demselben aufwärts war ehemals sogar ein Zollamt zur Erleichterung des Zuckerhandels; doch ist diese Alfandega jetzt nach Aracaju verlegt. An einem Oertchen, Porto das Pedras, ist eine Zuckerniederlage eingerichtet worden, bis zu welcher aus dem Innern der Flüsse die einzelnen Kisten des Rohproducts in kleinen Fahrzeugen gebracht werden, um von dort in größern Frachtschiffen nach Aracaju abzugehen, weil der breite Cotinguiba oft von heftigen Wellen, denen ein kleines, beladenes Canot nicht widerstehen würde, aufgeregt ist.

Mitten aus dem Junglegebüsch und aus dem Moraſt steigt Maruim auf. Unmittelbar am Ufer des hier zwischen Rhizophoren sich auflösenden kleinen Flusses liegt es und man begreift nicht, wenn man eben aus dem Boot steigt, wie jemand hier eine Ortschaft anlegen konnte. Doch macht die Stadt selbst einen keineswegs ungünstigen Eindruck in ihren Baulichkeiten. Gleich vorn an der Piazetta präsentiren sich einige hübsche Häuser. Die ganz neue Kirche mit zwei Thürmen sieht gut aus; und selbst die Straßen, welcher Ausdruck

sonst bei kleinern Städten im Norden Brasiliens euphemistisch ist, gewähren den Anblick von Handelsthätigkeit und regem Treiben.

Wollte ich aber Maruim nach der Art und Weise skizziren, wie man mich dort aufnahm, so kann ich nur an die Scene erinnern, wie es dem sich herumtreibenden Odysseus bei den Phäaken ging.

Gleich das erste Haus war das große Geschäftshaus des Herrn Schramm. Ich brauchte wirklich nur meinen Namen zu nennen, um mich im selben Augenblick in einem angenehmen Kreise freundlicher Deutscher und mit ihnen am wohlbesetzten Mittagstisch zu befinden, dessen ausgesuchte Speisen durch die Gegenwart einer liebenswürdigen jungen deutschen Hausfrau ihre vollendete Weihe und Würzung gewannen.

Nach dieser ersten freundlichen Aufnahme ging ich mit einem der anwesenden deutschen Herren, einem Herrn Winter, dem vieljährigen Associé des Schramm'schen Handlungshauses, durch die Stadt nach dem Landhause des Herrn Schramm, wo ich ihn selbst und seine erst vor wenigen Monaten mit ihm von Hamburg über Bahia gekommene Gemahlin antraf, eine Dame, deren edle Geltung und Bedeutung nicht etwa nur in Brasilien, sondern gewiß auch im Norden auffallend und ausgezeichnet ist. Nirgends ist mir darum auf meiner ganzen Reise eine freundliche Aufnahme so angenehm, so wahrhaft erquickend gewesen wie die im Hause des Herrn Schramm in Maruim. Und nun gar, wenn man aus dem Sertão von den Lästrygonen oder cactusfressenden Lotophagen des S.-Francisco kommt, bei denen alle Cultur, Sitte, Humanität in kümmerliche Viehzucht aufzugehen und vollkommen zu verschwinden droht, wo alle Lebensannehmlichkeit aufhört, ja kaum und nicht einmal kaum die nothwendigsten Lebensbedingnisse gegeben sind, wenn man von solchen kommt, und nun, wenige Meilen fern von solcher Verödung plötzlich vor

der freundlichsten, duftigsten europäischen Cultur steht, deren gleichmäßige Entwickelung sich in den Menschen, ihrem Hause, ihrer Hauseinrichtung, Sitte, Lebensgewohnheit, ja bis in Stuhl und Tisch hinein ausprägt und ausspricht, und nun auch nicht im geringsten Punkte, in der unbedeutendsten Beziehung sich widerspricht, da ist die herzliche Freude an der Aufnahme in solch ein Haus gewiß leicht erklärlich.

Ich lasse darum das einzelne aus den zwei Tagen, die ich im freundlichen Familienkreise hinter Maruim zubringen durfte, fort. Für einen deutschen Leser würde die Darstellung desselben vieles von dem enthalten, was er in dem Landhause einer deutschen Familie von der besten Erziehung schon erlebt hat, oder noch erleben würde.

Die Gegend hinter Maruim ist hübsch und einfach, ohne irgendwie großartig zu sein. Leichte Hügel mit frischem Grün, Waldgebüsche ohne große Baumformen, offene Weideplätze und Zuckerrohrpflanzungen bilden die Landschaft. Ueppig blühende Bignonienranken, Lantanen und Solanen, eine hübsche gelbe Canna, viele sensitive Mimosen u. s. w. traf ich überall auf zwei Morgenspaziergängen, die ich machte. Dazu kommen Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken, Vogelspinnen und Käfer aller Art vor, wie das kleine, eben begonnene zoologische Museum der liebenswürdigen deutschen Dame hinter Maruim das mit hinreichenden Schlachtopfern bestätigen kann.

Höchst bedeutend ist die Zuckerproduction um Maruim sowie im ganzen Gebiet des Cotinguiba. Die kleine Provinz Sergipe, der man, vielleicht etwas zu großmüthig, 160000 Einwohner gibt, exportirt im Jahre 60000 Kisten mit Zucker, von denen allein auf die Cotinguibamündung 40000 Kisten kommen, die Kiste zu 50—80 Arroben (zu 32 Pfd.). Maruim spielt eine Hauptrolle in diesem Zuckerhandel. Es zieht den Zucker aus der ganzen Nachbarschaft an sich; es kommt sogar der größte Theil der Zuckerernte, die am kleinen aber wichti-

gen Fluß Japaratuba zwischen dem S.-Francisco und Cotinguiba, einem Fluß mit gefährlicher Barre, gewonnen wird, über Maruim auf den Markt, und erst ganz kürzlich ist der Versuch gemacht worden, einen Zwischenarm zwischen dem genannten Flusse und dem Cotinguiba, den Rio-Pomongo, zu einer kürzern und bequemern Handelsstraße vom Japaratuba nach Aracaju zu benutzen.

Und doch ist bei all dem rüstigen Treiben ein Rückschritt unverkennbar. Der Zuckerrohrbau wird fast ausschließlich von Sklavenhänden getrieben. Unter den Sklaven hat aber auch in Sergipe die Cholera furchtbar aufgeräumt. Man sucht freie, farbige Tagelöhner zu miethen, kann aber nicht viel mit den faulen Leuten anfangen. Man sucht sich bei Verarbeitung des Rohrs durch Maschinen zu helfen, kann aber doch nicht jede Handarbeit durch den Hebel einer Maschine ersetzen. So ist denn auch für den Zuckerbau in der Provinz Sergipe, den Lebensnerv der ganzen Provinz, alles in der nächsten Zukunft zu fürchten; und die neue Hauptstadt wird, wenn sie auch günstiger liegt als die alte, den alten Schaden der Sklaverei mit seinen hektischen Folgen doch nicht heilen können.

Schon am Sonntag Abend, den 15. Mai, mußte ich die lieben Landsleute in Maruim wieder verlassen. Auf demselben Wasserwege, den ich gekommen war, kehrte ich nach Aracaju zurück, nicht ohne von hohem Wellenschlag auf dem breiten Cotinguiba und der auflaufenden Flut unangenehm umhergeworfen zu werden. Um 11 Uhr erreichte ich die Stadt und fand schon beim Landen in halbheller Mondnacht, daß ich gar keine Ursache gehabt hatte, mich mit meiner Abreise von Maruim zu beeilen. Noch war das Dampfboot von Bahia nicht gekommen, und die Aussage einiger Leute, die am Bord der Valeria de Sinimbu mit uns gekommen waren und behauptet hatten, daß der nächstfolgende Dampfer zwei Tage später erscheinen würde, schien sich zu bestätigen.

Trotz der späten Stunde fand ich bei Herrn Urpia Einlaß und freundliche Aufnahme. Ich konnte drei volle Tage benutzen, um die neue Stadt kennen zu lernen.

Von dem vielen Guten und Neuen, was dem Ankommenden schon von fern in die Augen springt, habe ich bereits geredet. Es ist in den vier Jahren der neuen Stadtanlage schon außerordentlich viel gethan in Aracaju und fast noch ebenso viel wird gethan. Zu einem umfangreichern Präsidentenpalast und andern größern Bauten ist der Grund gelegt. Zum Bauen wird allgemein ein wenn auch weicher, doch auch ungemein leicht zu bearbeitender junger Kalk benutzt, der in großen Schieferplatten den Fluß herunterkommt und hübsche Fliesen und Trottoirbelege liefert. Gerade zum Trottoirlegen macht er sich bei seiner reinen, hellgelbweißen Färbung ganz besonders gut.

Ein sehr großer Mangel in Aracaju, ein Mangel, den selbst der gute Hafen nicht aufwiegt, ist gutes Trinkwasser, was sich auch, soweit ich sehen konnte, von keiner Seite herbeischaffen läßt. Man fängt das Regenwasser auf und besitzt einen Brunnen, eine Art Quelle im Sande hinter der Stadt, aber dennoch ist alles Wasser, was man zu trinken bekommt, sehr schlecht. Das meiste Wasser sieht goldgelb aus. Ich konnte es kaum genießen; ich muß ihm selbst einen entschiedenen Einfluß zuertheilen auf eine Reihe von Wechselfieberanfällen, die ich in Aracaju hatte und noch heftiger bekam.

Eine andere Schattenseite der Stadt ist die Hinterseite derselben. Man hat den Leuten der untern Stände, die sich nach und nach in Aracaju ansiedelten, erlaubt, sich Häuser nach ihrer Weise und wie sie schon Modelle davon vorfanden unter den mächtigen Kokospalmen aufzubauen. Da sieht man denn hinter und neben dem hübschen Stadttheil von Aracaju eine greuliche Wirthschaft von aschfarbenen, mit trocke-

nen Palmblättern bedeckten Lehmhäusern, urzuständlichen Ranchos, wie man sie im Sertão den Leuten wohl verzeiht, die man aber in einer neuangelegten Stadt, einer Provinzialhauptstadt nimmermehr dulden sollte. Dadurch verliert Aracaju wirklich alle Illusion, wenn auch die braunen Einwohner jenes grauen Stadttheils, meistens indianischen Ursprungs und selbst ganz rein indianischen Stammes, manchmal ganz gut aussehen und vortrefflich zu ihren Palmendächern und den hoch über ihnen rauschenden Kokospalmen passen. Einigemal bemerkte ich unter diesen Tapuis schöne, braune Gestalten, Männer wie Weiber. Auf ein Tapuimädchen von prachtvoller Gestalt, die wegen ihrer Schönheit besonders bekannt schien, machte mich Herr Urpia aufmerksam. Sie stand in der Thür ihres Häuschens und kämmte sich ihr Haar, wobei sie ganz wie ein Tizianisches Modell die vollen Schultern mit dem schneeweißen Hemde bedeckt zu halten sich eben keine Mühe gab, wie denn die ganze wilde Person sich ihrer übermüthigen Reize vollkommen bewußt zu sein schien.

Und solche wilde, übermüthige Frauenreize scheinen in Aracaju immer noch einige bedeutende Uebergriffe auf den zahmen Theil der Bevölkerung zu machen. Ich lernte unter diesen zahmen Einwohnern manche freundliche, sehr wohl erzogene Leute kennen, die mir aber fast alle, besonders einige zum Administrationsetat gehörende Angestellte, sehr offen klagten, daß es vorläufig noch in Aracaju kaum zum Aushalten wäre.

Das kann ich mir vollkommen gut denken. In einer kleinen, erst seit vier Jahren aus dem Sande des Meeres herauswachsenden Stadt kann sich noch keine gute Gesellschaft herausbilden, noch kein höherer Lebensgenuß, noch kein Kunstgenuß aufkommen. Jemand, der eine Stadt nur flüchtig auf einige Tage besucht, kann ja kaum über etwas, am allerwenigsten über das gesellige Leben, urtheilen. Es

schien sich mir aber solch geselliges Leben auf gar nichts zu reduciren.

Von Concerten, einem Theater, Casino u. s. w. habe ich keine Spur bemerken können. Zu kleinen Gruppen versammelt sich abends das Volk vor dem Hause des Präsidenten, wenn dort die kleine Musikbande des in Aracaju stationirten Bataillons bläst. Und ein solcher Abend hat allerdings seine Schönheit; ich lernte sie kennen, um sie nie wieder zu vergessen. Der Vollmond schwebte über den Palmen des jenseitigen Flußufers und beleuchtete scharf den breiten Hafen, die hellen Häuser der Stadt und die darüber hinausrauschenden Kokosbäume. Anmuthig schwebten die Töne der Musik in den klaren Abend hinaus, während einzelne Menschengruppen langsam auf dem Ufer hin- und herwandelten, braune und weiße Gestalten durcheinander.

Das war allerdings reizend und wirklich tief poetisch. Ob aber Geist und Gemüth auf lange Zeit und bei alltäglicher Wiederholung desselben Schauspiels befriedigt werden, wage ich nicht zu entscheiden. Am Cotinguiba und dem noch ferner liegenden Maruim mag wol tiefe Sehnsucht nach etwas Besserm als der praktischen Thätigkeit des Alltags und ein stilles Heimweh nach der Gesittung des Nordens nicht nur verzeihlich, sondern vollkommen gerechtfertigt sein als das Zeichen eines edeln Gemüths.

Am 17. Mai abends spät kam endlich das Dampfboot Cotinguiba von Bahia, und brachte mit seinen Zeitungen und Briefen aus Rio über Bahia jene volle Hochflut der Bewegung und des Nachrichtenaustausches mit, die man überall da erlebt, wo nur ein- oder zweimal im Monat ein Packetschiff mit neuen Nachrichten von der Welt überhaupt, besonders aber von der Metropole hingelangt. Am 18. Mai nahm ich vom Ufer Abschied, denn am folgenden Morgen sollte wegen der Frühflut sehr früh aufgebrochen werden.

Noch stand wirklich der Mond hell am Himmel, als unser Anker gelichtet ward. Langsam ging unser Cotinguiba der Barre zu, welche wir trotz ihrer Brandungen und Windungen ganz gut passirten. Daß ein Dampfboot, welches nur 4 — 5 Fuß Wasser verlangt, das Manöver des Ein- und Auslaufens an der Barre von Cotinguiba vollkommen gut vollzieht, kann ich schon begreifen. Wie das aber einzelnen Segelschiffen, zumal beladenen und namentlich beim Auslaufen, immer noch so gut gelingt, ist mir räthselhaft. Ebenso wie auf dem S.-Francisco ist auch auf dem Cotinguiba der Landwind morgens sehr schwach und unzuverlässig, hingegen Seewinde aus Nordost und Südost vorherrschend. Ohne einen guten, frischen Landwind kann nicht leicht ein Schiff zur Barre hinaussegeln wollen, und gar manches Fahrzeug ist schon dort zwischen den Brandungen zerscheitert, weil ihm im kritischen Moment der nöthige Wind ausging. Da ist denn allerdings das Schleppdampfschiff eine große Wohlthat und Verbesserung in der Schiffahrt vom Cotinguiba geworden, und allmählich wird die Barre den übelberüchtigten Namen, den sie besitzt, verlieren.

Unser Dampfer Cotinguiba, der sich in keiner Hinsicht mit dem eleganten Schiff Valeria de Sinimbu messen konnte, obgleich er eine recht ordentliche Fahrt machte, lief den ganzen Morgen längs einer ziemlich öden und langweiligen Küste. Um 1 Uhr erreichten wir die Mündung des S.-Francisco, dessen lehmgraues Wasser wir schon weit im Süden erkannt hatten. Ein Kanonenschuß unsers Dampfers rief den Lootsenkutter heraus und bis zu den Brandungen der Barre. Mittels seiner Flagge auf langer Stange zeigte uns der Pilot den Weg durch die Seeschwellungen, und nach einer halben Stunde lief unser Cotinguiba im ruhigsten Wasser des Flusses. Doch erreichten wir erst spät am Abend Penedo.

Schon am nächsten Mittag sollte der Cotinguiba wieder

in See und nach Maceio gehen, aber ein graues, unerfreuliches Regenwetter hinderte alle Bewegung im Löschen und Laden des Dampfschiffs, sodaß man zu seiner Expedition einen Tag hinzulegen mußte und die Abreise auf den 21. Mai in der ersten Morgenfrühe festsetzte.

Mir war, wie satt ich auch den monotonen Ort hatte, doch diesmal ein Rasttag ungemein lieb und selbst nothwendig. Infolge meiner Streifereien auf dem S.-Francisco und durch dessen Uferwüsteneien hatte ich seit einigen Nächten, zuerst im Landhause des Herrn Schramm, von 11 Uhr abends bis gegen Morgen einen zwar schmerzlosen, aber doch höchst intensiven Fieberanfall, der mir übermäßigen Schweiß hervorrief und mich bedeutend schwächte. Dazu war mir nachts mein Gehirn bei vollkommen wachem Zustande aufgeregt, sodaß ich mich manchmal aufsetzen mußte, um mich umzusehen und mich zu besinnen. Ich befand mich genau in demselben Zustande, wie ich mich am Mucuri befunden hatte. In Penedo hatte ich Zeit und Ruhe, einige kräftige Gaben Chinin zu nehmen. Schon in der folgenden Nacht blieb ich vom Fieber verschont und befand mich seitdem durchaus wohl.

Vor Tagesanbruch des 21. Mai stieg fast das ganze Haus des Herrn Pinheiro zum Ufer des Flusses hinab, um nach Maceio zu gehen. Er selbst mußte als Provinzialdeputirter an den dortigen Kammerverhandlungen theilnehmen; mein treuer Begleiter Carvalho hatte an der Praia von Jaragua Handelsgeschäfte zu besorgen, ich selbst wollte über Maceio nach Pernambuco und von dort meine Reise weiter verfolgen. Was waren aber all diese politischen, mercantilischen und wissenschaftlichen Tendenzen gegen den schönen Beruf unsers vierten Reisenden, des Herrn Aguiar! Seit wenigen Monaten war er verheirathet mit einer jungen, lebensfrischen Frau; er hatte sich wegen eines Geschäfts in Penedo zum ersten mal aus den Armen seiner feurigen Gattin losreißen müssen.

Was wunder, wenn er von uns allen am ungeduldigsten war, Penedo zu verlassen!

Schmerzlich sollte ich es noch einmal, glücklicherweise zum letzten mal, erfahren, wie schwer es am Rio-de-S.-Francisco ist, sich mobil zu machen. Kaum 50 Fuß fern vom Ufer lag das Dampfboot vor Anker; nichtsdestoweniger dauerte das Hinüberbringen unsers gemeinsamen Gepäcks und unserer eigenen Personen ungefähr anderthalb Stunden, und ich schied vom Ufer mit der festen Ueberzeugung, daß an diesem Fluß, mit diesen Menschen nie ein Fortschritt gemacht werden würde.

Wie soll es denn gemacht werden, wenn niemand sich an eine regelmäßige und zusammenhängende Arbeit begeben will? Zur Zeit der portugiesischen Zwingherrschaft war es anders. Da kamen große Sklavenladungen von Afrika, und die Peitsche schlug den Takt zur wohlgeregelten Arbeit. Jetzt ist das anders! Die Zwingherrschaft hat aufgehört; kein Sklave wird mehr importirt und die freien Faulenzer bekommen keine Prügel. Und wenn man sie nun fragt, die Hungerleider am Fluß und im Sertão, woher es ihnen so kümmerlich geht und warum sie gar nicht vorwärts kommen, so ist die Stereotypantwort: Nao temos braços, wir haben keine Arme! Jeder meint damit die Arme eines andern, am liebsten eines Sklaven, denn die eigenen Arme gibt ein freier Mann aus dem untern Volk nicht leicht her zur Feldarbeit, zumal kein weißer, freier Mann.

Zudem hat die Feldarbeit wirklich ihre Schwierigkeit. Im Sertão verdorrt alles gar zu leicht in regenloser Zeit, am Flusse wird alles gar zu leicht überschwemmt zur Zeit höherer Wasserstände. Die Fische kommen dann in die unter Wasser gesetzten Reisniederungen und fressen die jungen Pflänzchen ab. Von den Zuckerrohrpflanzungen am untern Flusse werden ganze Stücke fortgerissen; oder das Wasser steigt hoch genug, um eine ganze Ernte zu ertränken. Zu einer Ein-

deichung werthvoller Landesstrecken, wodurch man den Wasseranschwellungen Widerstand leisten könnte, die schwimmenden Feinde vom Reis abhalten, das Zuckerrohr sichern und ganz besonders eine gute Marschweide gewinnen, daran hat man am S.-Francisco noch nicht gedacht.

Und da sämmtliche Uebelstände, unter denen Ackerwirthschaft und Viehzucht am Flusse leiden und in ihrem Wohlstande rückwärts gehen, von wohlüberlegter und beharrlicher Arbeit gemindert und gehoben werden können, die Leute selbst aber nur mit Sklavenkräften sich zu solcher Arbeit entschließen würden, ohne die eigenen Arme für etwas Wesentliches dabei zu rechnen, so ist ihnen auch nicht zu rathen und zu helfen. Schlimm ist es noch dazu, daß der ganze Fluß ungesund ist, zumal in der Zeit, wo die geschwollenen Wasser sich verlaufen, wie das ja regelmäßig jedes Jahr geschieht. Da greifen Sumpffieber und jegliche Krankheit, die auf einem Malariaboden wurzelt, heftig um sich und werden ganz allgemein. Kommt auf solchen Boden noch eine von außen eingeschleppte Epidemie hinzu, wie die Cholera, das Gelbe Fieber, so findet solche ansteckende Krankheit einen höchst fruchtbaren Boden. Die Cholera hat auch am S.-Francisco schauerlich gehaust, wie ich das schon erwähnt habe; an manchen Stellen hat die Seuche den vierten Theil der ganzen Bevölkerung weggerafft. Als ich am S.-Francisco war, zog auch das Gelbe Fieber an seinen Ufern umher. Es war in Penedo, es war sogar bis Pão de Assucar vorgedrungen, wo 60 — 70 Menschen daran gestorben waren. Die Form war mehr adynamisch als bei Nordländern, mit passiven Blutungen und schwarzem Erbrechen verbunden, ohne so bösartig zu sein, wie das Fieber bei robusten Fremden zu sein pflegt.

Aber auch dieses leichte Eindringen von Epidemien liegt nicht allein an der Ungesundigkeit des Flusses, ja, die Ungesundigkeit des Flusses liegt nicht allein am Flusse; außer-

ordentlich vieles liegt an den Leuten selbst! Man sehe nur einmal zu, wie die Menschen aus den untern Ständen leben! Wie sie wohnen! Was sie essen! Im Raum des Lehmranchos, dessen Wände durchlöchert sind, dessen Dach den Regen durchläßt, geht wirklich alles vor sich, was im Menschenleben vorkommen kann. Auf den bloßen Erdboden wird alles ausgegossen, was flüssig ist, und vor allen Dingen unaufhörlich ausgespuckt, während mitten im Raum das Feuer brennt, dessen Kohlendunst und Rauch ununterbrochen eingeathmet wird und zum Husten reizt, abgesehen davon, daß eine normale Decarbonisation des Blutes beim Athmen nicht vor sich gehen kann. Dazu kennen die Menschen keinen Stuhl, kein ordentliches Bett, nicht die allergeringste Lebensbequemlichkeit, welche, weit entfernt, den Körper zu erschlaffen, ihn vielmehr ausruhen macht und zu neuer Arbeit stärkt. Und nun die erbärmliche Kleidung! Und endlich noch gar die Nahrung! Sie ist ja wirklich eine Zufallsnahrung, gar keine planmäßig herbeigeschaffte und für knappere Zeiten vorbereitete und provisionsmäßig aufbewahrte! Man begreift nicht, wie solche aus Faulheit, Apathie und altem Schlendrian entstehende Entbehrungen lange ertragen werden. Aber in der That werden sie nicht lange ertragen; die Menschen erschlaffen und erliegen leicht eindringenden Krankheiten.

Noch gar vieles ließe sich sagen über die Zustände am S.-Francisco. Doch würde mich alles zu weit führen. Eins aber glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu müssen als ernste Warnung, daß es niemals versucht werden darf, mit nordeuropäischen, respective deutschen Colonisten die Ufer des S.-Francisco colonisiren zu wollen.

Um 9 Uhr passirten wir — ich innerhalb weniger Tage zum dritten mal — die unruhige Barre des S.-Francisco, ohne etwas Weiteres als einige heftige Wogenschwellungen zu erleiden. Doch war die See unruhiger als sonst; unser

Cotinguiba rollte stark und wurde vom Seegang in seinem Laufe bedeutend verlangsamt. In der Ferne sahen wir den Rauch des von Maceio kommenden und von Bahia über Rio gehenden Packetbootes Tocantins aus der See aufsteigen, wodurch vielen von uns und mir selbst mit in Absendung von Correspondenzen, die wir bereits fertig hatten, um sie in Maceio gleich auf die Post zu geben, eine unangenehme Zögerung entstand, die vermieden worden wäre, wenn wir rechtzeitig von Penedo abgegangen wären, oder der Cotinguiba seinen Abgang von Bahia nicht um zwei Tage aufgeschoben hätte. Das ist noch immer, wie zahlreich auch schon Dampfschiffe die brasilianische Küste befahren, eine oft empfindliche Unannehmlichkeit, daß nicht alle Postschiffe nach einem streng regulirten Plane ineinander greifen, sondern oft und ohne Noth ihren Abgang um einen oder einige Tage aufschieben.

Und so sollten auch wir bei diesem Aufschieben bis auf den letzten Augenblick leiden. Im selben Moment, wo unser Anker vor Maceio in den Grund hinabrasselte, ging auch die Sonne unter, und die Hafenvisite hatte die Galanterie, nicht mehr zu uns an Bord zu kommen, sodaß keiner von uns an das Land kommen durfte. Das erregte einen allgemeinen Unwillen. Am ärgerlichsten war das natürlich für unsern guten Freund Aguiar. Wie mußte der eben drei Monat verheirathet, nach der ersten Trennung von der jungen Frau sich zu derselben zurücksehnen? Und nun lag er dicht vor seiner Wohnung in Jaragua vor Anker; es war noch heller Tag; er konnte sich selbst in die Fenster schauen, jeden Menschen erkennen, der auf den Balcon seines Hauses heraustrat, erblickte mehreremal die jugendliche Gefährtin, die zum Dampfboot hinüberspähte. Aber alles war umsonst; Freund Aguiar mußte, ein Tantalus eigener Art, in der nächsten Nähe seiner Rezia die Hüonsqual einer unfreundlichen schlaflosen Nacht auf der offenen Rhede von Maceio zwölf volle

Stunden tragen. Denn wirklich befreite uns die Hafenvisite von Maceio erst beim Sonnenaufgang des folgenden Morgens aus der Haft unsers Cotinguiba-Dampfers.

Mich aber brachte sie in eine andere Haft. Der Baron von Atalaia war in der Stadt und ersah aus der Passagierliste auch meinen Namen. Kaum hatten wir Zeit gehabt, unsere Sachen und Personen in Boote zu packen und an das Ufer von Jaragua, der Unterstadt, an das Land zu bringen, als der Baron kam und mich im Wagen als Gefangenen davonführte, um mich bei sich in seinem großen Stadthause einzuquartieren. Hier wohnte sein Neffe, ein junger, wackerer Arzt, der vor wenigen Monaten sich mit des Barons ältester Tochter, Donna Adelaide, verheirathet hatte. Inmitten einer so lieben Familie wurde mir meine Gefangenschaft bis zum Abgang des nächsten Dampfboots nach Pernambuco ganz erträglich gemacht, wenn auch mehr als einmal der alte joviale Baron meine Versuche, mir so manche Freundlichkeit nicht gefallen zu lassen, mit einem imperiösen a ordem! zu Boden schlug.

Schon am nächsten Tage ward ein Ritt veranstaltet nach einem Landgute des Barons, auf welchem die Baronin sich aufhielt. Die jüngere, unverheirathete Tochter des Barons, die mit dem Vater zum Besuch der Schwester nach Maceio gekommen war, begleitete uns. Längs der Lagoa führte uns unser Weg nach jenem Ort Bebedouro, von dessen Höhe wir die herrlichste Aussicht genossen über Land und Meer, und ein dann unmittelbar folgender Tabuleiro noch einmal mir die volle Eigenthümlichkeit dieser Hochflächen vergegenwärtigte. Hier überraschte uns, denn wir waren etwas stark gegen Abend aufgebrochen, das vollständige Dunkel der Nacht. Als wir nun am Ende des Tabuleiro einen Hohlweg durch den Wald hinabzureiten hatten zum Gute des Barons, welches das Engenho do Pinto

genannt wird, umgab uns eine so vollkommene Dunkelheit, daß wir im eigentlichsten Sinn des Worts nicht unsere eigene Hand vor Augen sehen konnten. Glücklicherweise war unsere jugendliche, eben funfzehnjährige Begleiterin eine so muthige und so unerschrockene Reiterin, daß sie mit ungemeiner Gewandtheit den Zug anführte und uns zuletzt alle, jeden für sich selbst sorgend, geschickt aus dem Walde herausleitete. Wohlbehalten kamen wir im Engenho do Pinto an.

Bei meinem ersten Besuche in der Familie auf dem Engenho da Lama hatte ich der Baronin, welche leidend war, einige ärztliche Rathschläge geben können. Zu unser aller Freude fand ich sie jetzt bedeutend besser. Ich verlebte einen freundlichen Abend, welcher mich einmal wieder fest davon überzeugte, wie es auch in brasilianischen Familien ein inniges, wahrhaft herzliches Familienleben gäbe. Wirklich rührend war das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter. Aber welche Mutter hätte solche Tochter nicht lieb, welche Tochter nicht solche Mutter? Durch die schwesterliche Sorgfalt einer jungen deutschen Erzieherin hatte diese jüngere Tochter des Barons von Atalaia die entschiedensten Grundlinien eines deutschen Mädchencharakters angenommen. Sie sprach recht hübsch deutsch, kannte deutsche Literatur und liebte besonders, obwol Katholikin, deutsche protestantische Kanzelberedsamkeit. Sollte es dem Pastor Hofacker nicht Freude gemacht haben, zu wissen, daß seine Predigten hinter den Tabuleiros von Maceio von einer jungen Brasilianerin mit großer Andacht gelesen werden, und daß sie das Neue Testament in deutscher Uebersetzung nicht nur in den Händen, sondern auch im Kopf und Herzen trägt? Für mich hatte das ganze Thun und Treiben des lieben unbefangenen Kindes wirklich etwas Rührendes an sich.

Das Gut selbst lag in stiller, grüner Einsamkeit. Weideplätze in der Tiefe, Laubwald und schöner Palmenwuchs an den Höhen, ein rauschender Fluß als unmittelbare Grenze

des Gartens, in welchem mächtige Bambusen emporragen und sich über dem Wasser rauschend wiegen, ein abgelegener Tummelplatz für Libellen und Schwalben und köstlicher Badeort, wenn die Sonne eben untergegangen ist, — das ungefähr gibt den Charakter des Engenho do Pinto an, wo ich einen erquicklichen Morgen zubrachte mit lieben Menschen, deren Andenken mir stets lieb sein wird. Am selben Nachmittag ritt ich mit dem Baron auf dem nämlichen Wege und in raschem Trabe die 5 Leguas zur Stadt zurück.

Dort beschäftigte ich mich in den nächsten Tagen mit Aufnotirungen und mancher ärztlichen Thätigkeit. Täglich trieb es mich aber auch hinaus ins Freie, zunächst und am meisten nach der Höhe des Leuchtthurms, von wo die Aussicht mir immer lieber ward und wirklich ihresgleichen sucht. Im nahen Gebüsch erfreuten mich vielfach Myrten, Melastomen und andere schon genannte Formen, auch eine kleine, blaue Iridee, fast ohne Blütenstiel aus dem Boden wachsend. Unten auf der offenen Bucht aber schäumten die Rollwellen immer höher empor beim zunehmenden Winterwetter, wie man die kühlere Jahreszeit daselbst nennt; und die 12 Schiffe, welche dort vor Anker lagen, wogten immer stärker auf und ab an ihren Ankerketten, und gewährten mir keine angenehme Aussicht auf meine Einschiffung bei Ankunft des nächsten Dampfpacketbootes.

Wer sich für Botanik interessirend nach Maceio kommt, vergesse nicht, im sandigen Bruchland dem neuen Kirchhof gegenüber ein zwar bekanntes, aber doch recht bemerkenswerthes Palmencuriosum aufzusuchen, die Palme Desmoncus, eine mit Stacheln versehene Cocoine. Wer sie aber an einem gerade stehenden Palmenstamm mit regelmäßigem Wedel erkennen zu können meint, möchte vergebens nach ihr suchen. Vielmehr ist der Desmoncus eine dünne, nach Art der asiatischen Rotangs weit durch die Büsche hindurchkriechende Pflanze, an deren langem Stiel in weiten Zwischenräumen einzelne

gefiederte Blätter hervorkommen. Diese haben das Eigenthümliche, daß ihre Mittelrippe sich in einen langen, peitschenförmigen, am Ende mit einem pfeilartigen Widerhaken versehenen Fortsatz ausdehnt, mit welchem die Pflanze sich in den Gebüschen festhakt und darum wol mit Recht Desmoncus genannt wird.

Maceio führt vorzugsweise Baumwolle und Zucker aus, beide in Säcken, worunter bei ersterer sehr lange, genähte Ballen von 4 — 5 Arroben zu verstehen sind. Von solchen Baumwollsäcken werden im Jahre etwa 24000 Stück ausgeführt. Die Zahl der Zuckersäcke, jeder etwa zu 5 Arroben gerechnet, beläuft sich bis auf 150000 Stück.

Wenn diese Ausfuhr für die Provinz Alagoas auch nicht unbedeutend erscheint, so könnte sie sich doch immermehr ausdehnen. Leider aber ist auch hier ein Rückschritt eingetreten wegen Mangel an Sklavenhänden.

Am 29. Mai nachmittags kam denn endlich der Dampfer Oyapock, derselbe, der mich von Pernambuco nach Maceio gebracht hatte, von Rio-de-Janeiro über Bahia auf die Rhede von Maceio. Da er sich in seiner Fahrt schon um einen Tag verspätet hatte, so gab man ihm nur einige Stunden Zeit, um Briefe und Passagiere abzugeben und wieder an Bord zu nehmen.

Da packte ich denn auch meine Sachen zusammen und ging nach Jaragua hinunter, begleitet vom wackern Baron von Atalaia, der mich durchaus an Bord bringen wollte.

Aber die Fahrt bis zum Dampfboot sah bedenklich aus. Die See rollte in langen Wellen über die offene Rhede an das Ufer; und wenn auch der Hafenkapitän mir seinen großen Lootsenkutter auf das allerzuvorkommendste zu Gebote stellte, so war ich noch immer nicht am Bord des Dampfschiffes. Dazu kam noch mein treuer Reisegefährte Frey Caetano mit allen seinen Heiligen an. Acht schwere Koffer hatte er ein-

zupacken in denselben Lootsenkutter, welcher unten an der langen Treppe des Zollhauses auf- und abflog. Doch ging alles gut; selbst der gute dicke Geistliche kam wohlbehalten in das Boot. Herzlich umarmte ich meinen guten Baron, sprang in das Fahrzeug und wir gingen in See.

Noch schlimmer als das Abfahren war im Halbdunkel des hereinbrechenden Abends das Erklimmen des Dampfboots. Das große, schmale Fahrzeug lag der Länge nach im Seegang und rollte so arg, daß man sich ihm nur mit großer Vorsicht nahen durfte. Im wilden Tumult des Hinaufklimmens kamen mir auch einige Sachen fort; doch gelangten wir wohlbehalten an Bord.

Unter den auf dem Verdeck hin- und hertaumelnden Passagieren machte ich trotz des Dunkels bald den Dr. Capanema ausfindig, den in Wien erzogenen Sohn meines alten verstorbenen Freundes, Professor Schüch, eines echten Biedermannes, der mit der verstorbenen Kaiserin Leopoldine nach Brasilien gekommen war als ihr Bibliothekar und Custos des hübschen Naturaliencabinets, was sich noch im Palast von S.-Christovão befindet. Während der Name des alten, echt deutschgesinnten Gelehrten fortlebt in einer Vochysie Schüchia, bedient sich der Sohn lieber eines brasilianischen Namens, ich glaube von seinem Geburtsort hergenommen. Er war Mitglied einer großen wissenschaftlichen, rein brasilianischen Commission, von deren Arbeiten, wenn man nach den ihr zu Gebote stehenden Mitteln urtheilen kann, man in den nächsten Jahren so großartige Resultate erwarten darf, wie kaum von einer andern. Die einzelnen Mitglieder versammelten sich gerade damals in Ceara. Dr. Capanema kam von Rio, um sich ihnen anzuschließen.

Wir gingen, etwas reichlich vom Seegang geworfen, in die Weite hinaus, und verloren bald das Leuchtfeuer von Maceio aus den Augen.

Am Abend spät hatte ich noch ein göttliches Abenteuer, was mir einmal recht klar vor Augen stellte, daß an einer brasilianischen Küste, wenn auch das Dampfschiff europäische Formen und Normen hat, damit doch nicht alles europäisch ist.

Das Boot war mit Passagieren überfüllt. Um 10 Uhr ließ ich mich von einem der Aufwärter in die Cabine führen, um mein Bett in Besitz zu nehmen. Ein lebhaftes Flötenspiel schallte mir entgegen. Ich öffnete die Thür des kleinen Cabinets und hatte einen widerlichen Anblick folgendergestalt:

Auf dem Sofa lag ohne Hemd, nur mit einer Unterhose bekleidet, ein dicker, weißer Brasilianer lang ausgestreckt. Ihm gegenüber im untern der beiden Betten lag ein wohlbeleibter, dunkler Mulatte vollkommen nackt auf dem Rücken, als ob er bei den Botocuden am Mucuri aufgewachsen wäre, und blies die Flöte, — alles in der hellsten Beleuchtung. Mich frappirte diese maßlose Schamlosigkeit in solchem Grade, daß ich starr stehen blieb, dann aber, als beide nicht die geringste Miene machten, dieser Position Einhalt zu thun, in einige bittere Worte gegen den Mulatten ausbrach, der ebenso frech in seinen Reden wie schamlos in seinem Daliegen war und, nachdem er so ein anständiges Ohr und Auge auf das tiefste beleidigt hatte, auch noch meine Nase auf das schauderhafteste mit jenem unleidlichen Geruch afficirte, der schmuzigen Mulatten und Negern eigen ist, des boshaften Catull's

— — — mala fabula, qua tibi fertur
Valle sub alarum trux habitasse caper!

Wenn das auf dem englischen Dampfboot gewesen wäre, ich glaube, man hätte, wenn ich den Commandanten gerufen, den Mulatten zu den Matrosen oder in den Kielraum gesteckt. Am folgenden Morgen, nachdem ich die Nacht in dem großen, luftigen Kajütensaal, freilich in unbequemer Lage, hin-

gebracht hatte, erzählte ich die Geschichte und erfuhr nun, daß der Mulatte — ein Doctor juris utriusque wäre und Municipalrichter von Vigia in der Provinz Pará! Wirklich kam er mir erst in Pará aus den Augen und aus der Nase.

Wundervoll im ersten Morgenglänzen sahen wir am 30. Mai Pernambuco aus der Flut aufsteigen. In ziemlich heftigem Wogendrang kamen wir bis zur Tartaruga vor dem Leuchtthurm. Eine mächtige graue Wasserflut quoll uns dort entgegen, ein auffallendes Phänomen, dessen Bedeutung uns erst klar wurde, als die Hafenvisite kam und uns meldete, daß die ganze Landschaft von Pernambuco unter Wasser stände.

Gewiß ist die Regenmasse, die im April und Mai besonders im nördlichen Brasilien gefallen war, eine sehr bemerkenswerthe gewesen. Die Küsten von Rio nach Süden und Norden wurden in der Mitte des April von unerhört starken Regenstürmen gegeiselt. Schon als ich Pernambuco verließ, um nach Maceio zu gehen, goß es in Strömen vom Himmel. Den Rio-de-S.-Francisco fand ich in starkem Steigen und hohem Wasserstand. In den Tagen meines Rittes durch den Sertão bekam ich einen Schlagregen nach dem andern. Als ich nun nach Pernambuco zurückkam, glich die Umgegend einem Landsee. Auch am Amazonenstrom war Aehnliches vorgekommen. Eine furchtbare Höhe hatte dort das ungeheuere Gewässer gewonnen.

Wir kamen an das Land. Blutige Kriegsnachrichten waren soeben aus Europa gekommen. Und doch nahmen sie im ersten Augenblick nicht im mindesten meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein größeres Moment war vorgekommen.

Alexander von Humboldt war gestorben. Die Nachricht war größer als der Zwist der Kaiser und der Hader der Völker.

Im April 1858 war ich beim alten Bonpland in Corrientes. Siebzehn Tage darauf starb er, am 4. Mai. Als ich am ersten Jahrestage seines Todes im Sertão des S.-Francisco den Wasserdampf der Katarakten von Paulo Alfonso aufsteigen

sah, gedachte ich des schlichten bescheidenen Mannes, gedachte seiner und seines großen Bundesgenossen, Humboldt's, vielfach in den folgenden Tagen. Das freilich ahnte ich nicht, daß zur selben Stunde Humboldt in Berlin mit dem Tode ränge, daß er stürbe.

Der alte Bonpland hat Alexander von Humboldt gerufen am ersten Jahrestage des 4. Mai, und Humboldt vernahm den Ruf; so innig verwebt waren beider Naturen. Nur gebrauchte der Stärkere von beiden einige Stunden Zeit mehr, um sich loszutrennen vom Erdenstaub. Er verschied ein Jahr und 48 Stunden nach seinem alten Freund, beide mir ein paar unvergeßliche Figuren.

Alle Forscher, die auf dem Felde der Naturuntersuchung nach etwas Großem und Edelm ringen, mögen wol wünschen, einen „Kosmos" geschrieben zu haben. Und doch gibt es noch etwas Schöneres für den, der selbst in der offenen, weiten Natur einzelnen ihrer Klänge lauschen durfte, ein wunderbares Doppelbild, das Bild von Steppen und Wüsten, und das von engerm Rahmen umfaßte Orinocobild von Atures und Maypures. Das ist eine edle Naturmusik, wie keine zweite von Menschenhand componirt worden ist. Sie bildet Humboldt's schönstes Denkmal, nicht sein größtes.

Und so ist mir denn auch seine persönliche Erscheinung am lebhaftesten gegenwärtig aus dem Moment, wo er mir eben einen Brief an seinen „lieben Freund", den edeln Haidinger in Wien, gegeben hatte, um meine Novara-Angelegenheit einzuleiten. Das Bild der vollsten Milde, Bescheidenheit und Herzensgüte stand er da und gab mir beim Scheiden die Hand mit den Worten: „Nun gehen Sie nach Wien; und wenn Sie dort irgendwelche Persönlichkeit treffen, die auf die Angelegenheit Einfluß hat, so schreiben Sie es mir sogleich. Alles, was ein alter Gelehrter für Sie thun kann, wird er ganz bestimmt thun." Und er hielt Wort.

Ja, er war ein lieber alter Gelehrter, Alexander von Humboldt, und dabei groß wie kein anderer. Auch von ihm mag, wie Gewaltiges auch sonst noch über ihn zu sagen ist, der große englische Barde in einfacher, edler Weise gesungen haben:

His life was gentle, and the elements
So mix'd in him, that Nature might stand up,
And say to all the world: This was a man!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

08331

IV